UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Schillers

Maria Stuart.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

19. 20.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe.)
1892.

LG
5334
.Ydu

Schillers

Maria Stuart.

Erläutert

von

Heinrich Düntzer.

Vierte, durchgesehene und erweiterte Auflage.

34532
15/8/94

Leipzig,

Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

1892.

Sink' ein ergebnes Opfer am Altare!
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach.

I. Entstehung.

Schiller hatte den Wallenstein kaum zu Ende geführt, als er das Bedürfniß einer neuen dramatischen Arbeit empfand; doch wollte er, da er die bei jenem ihm erwachsene große Mühe dem geschichtlichen Gegenstande als solchem zuschreiben zu müssen glaubte, diesmal einen rein erfundenen Stoff bearbeiten. Am 16. Februar 1799 war in Jena zwischen Goethe und Schiller von Maria Stuart und andern tragischen Gegenständen die Rede gewesen. Dem am 28. zurückgekehrten, eben an einer epischen „Achilleis" dichtenden Freunde schrieb Schiller am 19. März: „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasirten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt." Bei dessen Rückkehr nach Jena wollte er ihm einige tragische Stoffe von freier Erfindung vorlegen, um nicht in der ersten Instanz einen Mißgriff zu thun. Zwei Tage später kam Goethe, der sofort an Meyer berichtete, Schiller habe sich schon wieder nach einem neuen tragischen Gegenstande umgesehen und, von dem obligaten Historischen ermüdet, seine Fabel in dem Felde der freien Erfindung gesucht: sie sei tragisch genug, die Anlage gut, doch wolle er den Plan genau durch-

arbeiten, ehe er an die Ausführung gehe. Daß es der Stoff der feindlichen Brüder, der spätern Braut von Messina, war, ergab sich schon früher aus Goethes Bemerkung in den Tag- und Jahresheften unter dem Jahre 1799: nach dem Wallenstein seien Maria Stuart und die feindlichen Brüder zur Sprache gekommen. Jetzt lesen wir in Goethes Tagebuch am genannten Tage: nachmittags habe er Schiller besucht, wo von den feindlichen Brüdern, dann von Tragödie und Epopöe die Rede gewesen. Aber Schiller ging wieder von diesem Stoffe ab, wohl weil ihm die Erfindung nicht nach Wunsch gelingen wollte. Schon am 22. unterhielten sich beide Dichter über eine Tragödie und Komödie mit einer Polizeigeschichte, am 26. über den tragischen Stoff des entdeckten Verbrechens; von poetischen, besonders epischen Gegenständen war am 29., von den Trauerspielen des Sophokles am 31., an den folgenden Tagen von Stücken des Euripides die Rede. Den 10. April fuhren beide Dichter nach Weimar, wo nächstens zum erstenmal Wallensteins Tod gegeben werden sollte. In Weimar muß Schiller sich für Maria Stuart entschieden haben. Dieser Stoff hatte ihn neben den feindlichen Brüdern angezogen. Wahrscheinlich war er damals beim Suchen nach einem neuen dramatischen Gegenstand auf die „Biographischen Nachrichten der erlauchten Damen Frankreichs“ von Pierre de Bourdeilles de Brantôme geführt worden, von denen der zehnte Band der zweiten Abtheilung der von Schiller selbst gegründeten „Allgemeinen Sammlung historischer Memoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neuesten Zeiten“ vor einigen Jahren eine Uebersetzung gebracht hatte; denn Brantômes zweites Stück behandelte eben Maria Stuart in ungemein günstiger und lebendiger Auffassung. Unzweifel-

haft wurde dieses beim Todesgange Mariens im fünften Aufzug, wie Boxberger zuerst bemerkt hat, wenn auch keineswegs allein, benutzt. Schon als Schiller im Dezember 1782 nach Bauerbach kam, hatte er sich diesen Stoff zu dramatischer Bearbeitung vorgesetzt. Unter den Büchern, die er am 9. von dem meininger Bibliothekar Reinwald zu erhalten wünschte, war auch Robertsons Geschichte von Schottland. Diesem schrieb er: „Zu meiner Maria Stuart schicken Sie mir doch auch jetzt Geschichten. Cambden*) ist herrlich, doch ist es gut, wenn ich mehrere habe." Längere Zeit schwankte er zwischen diesem geschichtlichen Stoffe und dem ersonnenen eines Imhof. Ende Februar versprach er dem Buchhändler Weygand in Leipzig eine Maria Stuart,

*) William Cambden gab im Jahre 1615 den ersten bis 1589 reichenden Theil seiner Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elizabetha heraus; seinen ersten Entwurf hatte er dem berühmten Geschichtschreiber de Thou (Thuanus) mitgetheilt, der ihn zu seiner Historia sui temporis benutzte. Burleigh hatte Cambden die Archive geöffnet, die er, wie alle andern ihm zu Gebote stehenden Quellen, mit großem Fleiße benutzte. Da er unter der Regierung von Mariens Sohn schrieb, so mußte er, wie sehr er auch die volle Wahrheit als erste Pflicht des Geschichtschreibers hervorhob, doch zu Gunsten der schottischen Königin schreiben. Den schroffsten Gegensatz bildete er zu Georg Buchanan. Dieser, der am Hofe der unglücklichen Königin freundliche Aufnahme gefunden hatte, war nach ihrem Sturze ganz auf die Seite ihres Gegners, des Regenten Murray, getreten, dessen Lehrer er gewesen. Zu Murray's Auftrag gab er 1571 eine Begründung der Beschuldigungen gegen Marien heraus (Detectio Mariae reginae); eine Zeit lang war er Mitglied des Staatsraths und Siegelbewahrer. Seine schön geschriebene Rerum Scoticarum historia (1582) nimmt entschieden Partei gegen seine frühere Königin. Cambden behauptete, freilich ohne Beweis, Buchanan habe kurz vor seinem Tode die Verunglimpfung Mariens bitter bereut, und seine Schuld, wenn er es vermöchte, selbst mit seinem Blute zu sühnen gewünscht. Buchanans auf Seiten des Volksrechts stehende Schrift De jure regni apud Scotos (1579) wurde in London öffentlich verbrannt.

wandte sich aber bald darauf zum Karlos, dessen Geschichte ihm Dalberg schon in Mannheim empfohlen hatte. Kaum dürfte er von seiner beabsichtigten Maria Stuart etwas aufgeschrieben haben.

In Weimar muß Goethe ihn zu ernstlicher Beschäftigung mit Maria Stuart getrieben haben, die er wohl schon zum nächsten Geburtstage der Herzogin, den 30. Januar, aufführen zu lassen hoffte. Von dort aus schrieb Schiller den 13. an Cotta, er werde eine neue Tragödie noch für diesen Winter fertig machen. Am 24. lieh er von der weimarischen Bibliothek Cambdens Annales, welche er bei seiner Abreise am folgenden Tage mit nach Jena nahm. Dort begann er gleich am 26. April, wie sein Kalender anmerkt, „Maria Stuarts Geschichte zu studiren". Denselben Tag schrieb er an Goethe, noch könne er zu keiner ruhigen Stimmung kommen. „Indessen habe ich mich an eine Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth gemacht, und den Prozeß der Maria Stuart zu studiren angefangen. Ein paar tragische Hauptmotive haben sich mir gleich dargeboten und mir großen Glauben an diesen Stoff gegeben, der unstreitig sehr viele dankbare Seiten hat. Besonders scheint er sich zu der euripidischen Methode, welche in der vollständigsten Darstellung des Zustandes besteht, zu qualifiziren;*) denn ich sehe eine Mög-

*) Es widerspricht dem Zusammenhang, wenn Borberger diese Aeußerung auf die Exposition des Stückes bezieht, von welcher hier gar nicht die Rede ist, und er an die Prologe denkt, die ja, wie Lessing unsern Dichter belehrt hatte, kein wesentlicher Bestandtheil des euripideischen Dramas sind. Die „euripidische Methode" geht eben auf die ausführliche Entfaltung des Zustandes, auf den breitern Pinsel des Dramatikers. Schiller bedurfte hier einer gewissen epischen Breite der Darstellung, in welcher sich die Personen, ihr Verhältniß gegen einander und die Handlungen in lebhafter Anschaulichkeit darstellen. Es beschränkt sich diese

lichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen*) auf die Seite zu bringen, und die Tragödie mit der Verurteilung anzufangen. Doch davon mündlich und bis meine Ideen bestimmter geworden sind." Die von Schiller benutzte „Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth" scheint nicht Cambden, den er freilich daneben gebrauchte, sondern der Aufsatz des Geschichtschreibers Archenholz gewesen zu sein, „Geschichte der Königin Elisabeth von England", im „Historischen Kalender für Damen für das Jahr 1790" S. 1—189; letztern besaß er als Geschenk seines Verlegers Göschen, für den er die folgenden Jahrgänge des Kalenders übernahm. Archenholz gibt ausführlich Mariens Geschichte. Nach der Schilderung ihrer Hinrichtung, wobei er, wie so oft, ganz Robertson folgt, heißt es: „Die Menschenliebe macht uns geneigt, einen Schleier über ihre Vergangenheit zu werfen und ihre Handlungen mehr ihrer Lage als ihrer Gemüthsneigung zuzuschreiben. Ihre Leiden überstiegen sowohl nach deren Grad als deren Dauer jene tragischen Unglücksfälle, die die Phantasie dichtet, um auf Theatern Mitleiden zu erregen. Wenn wir diese Leiden mit allen Umständen erwägen, so werden wir gestimmt, die Fehler der unglücklichen Königin zu vergessen und unsern Thränen freien Lauf zu lassen." Gerade von dieser tragischen Seite nahm

nicht auf die Exposition, sondern ist ein bezeichnender Charakterzug der ganzen Tragödie. Ueber den Charakter der Stücke des Euripides, verglichen mit Sophokles, hatten sich beide Dichter bei Goethes letztem Besuche in Jena gegeneinander ausgesprochen.

*) Unter dem Politischen ist hier nicht das Konfessionelle zu verstehn, wie Fielitz „Studien zu Schillers Dramen" (1876) S. 52 will, sondern der Streit Mariens mit ihren schottischen Unterthanen und die von Elisabeth und der englischen Regierung dagegen eingenommene Stellung.

Schiller den Stoff, wie er auch in den Hauptpunkten die ganze Auffassung von Archenholz beibehielt. Schon bei diesem tritt Elisabeths Eifersucht auf Mariens größere Reize hervor: ihr Mitleid, ihr Entsetzen über die Vollstreckung des Urtheils, ihre Thränen und ihre um die Hingerichtete angelegte Trauer, ihre Bestrafung derjenigen, die das Urtheil in Vollzug gesetzt, alles dies ist nur eine Farze. Archenholz ließ die britische Königin diese „unwürdige Rolle" nach der Hinrichtung besonders deshalb spielen, um den Sohn der Unglücklichen und die Schottländer zu beruhigen. Daß das ganze Verfahren gegen Marien nur auf politischen Rücksichten beruhte; daß man die Königin von Schottland, die im Vertrauen auf Schutz und Hülfe England betrat, ja Elisabeth persönlich darum flehn wollte, widerrechtlich festhielt, ihr nicht allein die erbetene Abreise nach Frankreich verweigerte, sondern die Flucht durch die härtesten Maßregeln unmöglich machte; daß man sie unverantwortlich hinhielt und eben dadurch ihre Versuche, die ihr geraubte Freiheit wiederzuerlangen, und die auf ihre Befreiung durch Elisabeths Ermordung gerichteten Verschwörungen hervorrief, und so die Furcht und den Haß der Vornehmen wie des Volkes gegen die katholische Maria immer leidenschaftlicher erregte; daß Elisabeth sich nur zum Schein weigerte, den Prozeß gegen Marien zu erheben, später das Todesurtheil zu unterzeichnen, da sie wußte, das Parlament und das Volk würden sie immer von neuem darum angehn; daß Maria endlich den Tod als willkommenen Befreier von ihren unaufhörlichen Leiden, als Märtererkrone für die katholische Religion betrachtete, der sie unverbrüchlich treu geblieben, deren Schutz noch ihr letztes Gebet erflehte; daß sie durch die rührende Duldung, womit sie dem Unvermeidlichen

entgegenging, alles, was sie verbrochen, sühnte und im Tode die ganze Würde und Hoheit einer edlen Seele bewährte, während Elisabeth von Eifersucht und Furcht zu dem unwürdigsten Spiele sich hinreißen ließ: dies alles fand Schiller schon bei Archenholz, und er war in vollem Rechte, wenn er diese Darstellung eines bewährten Geschichtschreibers zu Grunde legte. Denn treffend bemerkt Ranke bei anderer Gelegenheit, ein Vortheil der poetischen Darstellung liege darin, daß sie auch eine minder begründete Ueberlieferung annehmen und, derselben folgend, die Tiefen des Gemüths erschließen könne. Bei den „paar tragischen Hauptmotiven" dachte Schiller wohl an die Eifersucht Elisabeths, an den Haß der auf Mariens Tod dringenden Protestanten und die für sie verhängnißvollen, auf ihre Befreiung gerichteten Verschwörungen, an die quälende Reue über die Ermordung ihres Gemahls, an ihre Liebe zu Frankreich, das sie nicht wiedersehn sollte, endlich an das freudige Bewußtsein, daß sie als Märtererin ihres Glaubens sterbe. Wenn er sich noch nach weitern Quellen umsah, so that er es nur, um einzelne eigenthümliche Züge, deren der Dichter zur anschaulichen Darstellung bedarf, zu gewinnen und für die Auffassung der Sitten der Zeit, des englischen Lebens, der staatlichen und rechtlichen Einrichtungen Englands, des Charakters der Hauptpersonen und der Oertlichkeit eine thatsächliche Grundlage zu gewinnen. Am 26. entlieh er der weimarischen Bibliothek den zweiten Theil von David Humes History of England (1754—1761) in deutscher Uebersetzung (1762), am 27. Buchanans Rerum Scoticarum historia und du Chesne's Histoire d'Ecosse avec l'histoire d'Angleterre. An demselben Tage wünschte er durch Goethe Viewegs Taschenbuch für

1799, das einen Aufsatz von Genz über Maria Stuart gebracht, aus der herzoglichen Bibliothek zu erhalten. Damit nicht zufrieden, bat er durch seine Gattin den in Weimar wohnenden befreundeten Engländer Charles Gore, ihm dasjenige mitzutheilen, was in einem bändereichen Werke, wohl der Archaeologia or miscellaneous tracts relating to antiquity, published by the Society of Antiquaries of London (seit 1770), auf Maria Stuart sich beziehe.*) Gores Tochter Elise übersandte alles Aeltere und Neuere, was in dem betreffenden Werke sich auf die unglückliche Königin von Schottland bezog. „Herr Schiller wird ohne Zweifel Cambden und Robertson benutzt haben", fügte sie hinzu. „Dennoch trägt mir mein Vater auf, sie ihm zu überschicken, ebenso Brantôme und einen Band eines biographical dictionary (der Biographia Britannica?), worin viele Anekdoten standen."

Als Goethe am 27. die obengenannten von der weimarischen Bibliothek verlangten Bücher Schiller übersandte, sprach er seine Freude über das Zutrauen aus, das dieser zu Maria Stuart habe; nur im ganzen angesehen, scheine dieser Stoff viel zu enthalten, was von tragischer Wirkung sein könne. Schon am 1. Mai kam er wieder auf längere Zeit nach Jena, wo er gleich am ersten Abende sich mit Schiller über die dramatische Bearbeitung derselben unterhielt. Bis zum 27. verlebte er mit dem Freunde, der am 10. seinen Garten bezog, in vertrautester Seelengemeinschaft, doch mit der Erfindung wollte es dem Dichter nicht recht gelingen, und Goethe hütete sich, diesen zu Mittheilungen zu reizen, ehe er selbst schlüssig geworden war.

*) Vgl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde II, 359 f.

Manches aber kam zwischen ihnen zur Sprache, besonders das Verhältniß der Natur zur Kunst und der Gegensatz des wahren Künstlers zum Dilettanten, so daß Schiller sich gestehn mußte: habe auch das Schema des neuen Stückes in dieser Zeit keine besondern Fortschritte gemacht und nichts Produktives sei zu Stande gekommen, so hätten sie sich doch wieder nützlich beschäftigt. Den 8. bemerkte er Körner: mit seinem neuen Stücke, dessen Gegenstand er ihm noch verschwieg, hoffe er allerspätestens am Ende des Winters fertig zu werden, da der Gegenstand nicht so widerstrebend als Wallenstein sei, an dessen Behandlung er das Handwerk gelernt habe; müßte er nicht den Sommer über mehrere Monate an Goethes Propyläen wenden, so könnte er es noch zu Ende des Jahres liefern. Am 29. meldete er Goethe nach Weimar, die beiden Tage sei er in seinem angefangenen Geschäft emsig fortgefahren, und hoffe, ein beständigeres Wetter werde auch diesen Bemühungen förderlich sein. Doch mußte er den 31. klagen, daß sein Pensum noch immer sehr ungestaltet da liege. „Wüßten es nur die allezeit fertigen Urtheiler und die leicht fertigen Dilettanten, was es kostet, ein ordentliches Werk zu erzeugen!“ In diesen Tagen habe er mehrere Stücke Corneilles gelesen, deren falscher Geschmack ihm widerstehe. Seine Weibercharaktere schienen ihm klägliche Fratzen, nur das eigentliche Heroische, das an sich nicht sehr reichhaltig, glücklich, doch einförmig behandelt; fast durchaus zeigten sich hier Armuth der Erfindung, Magerkeit und Trockenheit in Behandlung der Charaktere, Kälte in den Leidenschaften, Lahmheit und Steifigkeit im Gang der Handlung und Mangel an Interesse. Viel höher stehe Racine, aber auch dieser trage alle Unarten der französischen Manier an sich und sei im ganzen etwas schwach.

Er las damals mit großer Befriedigung Lessings Dramaturgie, der von allen Deutschen seiner Zeit das Wesentliche der Kunst am unverrücktesten im Auge gehabt habe. Besonders angezogen mag ihn diesmal wieder, wie vor vielen Jahren in Bauerbach, das haben, was dort über die Freiheit des Dichters in der Darstellung geschichtlicher Personen und Thaten mit Bezug auf Elisabeth gesagt war, dann auch die Ausführung vom Wesen der Tragödie nach Aristoteles. Anfangs Juni schritt die Ausarbeitung des Schemas glücklich fort, ja Schiller ging, wie bei Wallenstein, vor Vollendung desselben schon an die Ausführung. „Ich habe mich nicht enthalten können", schrieb er den 4. Juni an Goethe, „weil das Schema zu den ersten Akten der Maria in Ordnung und in den letzten nur noch ein einziger Punkt*) unausgemacht ist, um die Zeit nicht zu verlieren, gleich zur Ausführung fortzugehn. Ehe ich an den zweiten Akt komme, muß mir in den letzten Akten alles klar sein. Und so habe ich denn heute, den 4. Juni, dieses Opus mit Lust und Freude begonnen, und hoffe in diesem Monat schon einen ziemlichen Theil der Exposition zurückzulegen." Die von Palleske bestimmt ausgesprochene Ansicht, der erste Akt sei in dieser Weise schon in Bauerbach entworfen gewesen, stellt sich als ein fast unbegreiflicher Irrthum heraus. Schiller that sich etwas darauf zu Gute, daß er das Stück mit der Verurteilung Mariens beginne; dies kann keine fast achtzehn Jahre alte Erfindung sein. Nach dem in Bauerbach dem Dichter vorschwebenden Plane

*) Vielleicht die Art, wie Maria zur Spendung der Sakramente gelangt, trotz der hartnäckigen Weigerung der englischen Regierung, einen katholischen Geistlichen zuzulassen.

sollte ohne Zweifel der Prozeß selbst einen wesentlichen Theil des Stückes bilden, dieses wohl mit der Ankunft Mariens in England, wenn nicht schon früher, beginnen. Daß die Vollendung des ersten Aktes den Dichter so lange Zeit aufhielt, wäre kaum zu begreifen, hätte er nur eine feststehende Handlung auszuführen gehabt: vielmehr mußte er den Grund zur ganzen Tragödie gemäß dem nach langem Sinnen ihm endlich feststehenden Verlaufe legen. Goethe beglückwünschte ihn am 5.: so wohl es gethan sei, den Plan im ganzen gehörig zu überlegen, so habe doch die Ausführung, wenn sie mit der Erfindung gleichzeitig sei, so große Vortheile, daß man sie nicht versäumen sollte. Schiller, der drei Tage vorher einige Stunden in Weimar gewesen war, meldete am 11.: gehe die Arbeit auch sehr langsam, weil er den Grund zum Ganzen zu legen habe und beim Anfang alles darauf ankomme, sich nichts zu verderben, so hoffe er doch auf dem rechten Wege zu sein. Die freundliche Stimmung, welche ihm die schönen Tage gebracht hatten, kam der Dichtung sehr zu statten. Doch verschiedene Besuche nahmen ihn darauf so sehr in Anspruch, daß er am 14. noch immer bei seinen drei Expositionsszenen saß, um einen guten Grund für das Künftige zu legen. Doch denselben Tag äußerte er gegen Cotta, der vor kurzem selbst in Weimar gewesen war: ganz ernstlich sitze er in seinem neuen Stücke, das er, halte Stimmung und Lust an, schon nach Neujahr auf der Bühne sehn müsse. Noch immer verschwieg er auch diesem seinen Stoff. Vier Tage später schrieb er an Goethe: infolge mancher Abhaltungen, könne er nicht mehr hoffen, ihm bei seiner Ankunft den ersten Akt vollendet vorzulegen, doch gehe es noch immer vorwärts, jeden Tag geschehe etwas; bei der Ausführung überzeuge er sich immer mehr von

der eigentlich tragischen*) Qualität seines Stoffes, worunter besonders gehöre, daß man die Katastrophe gleich in der ersten Szene sehe, und sie, indem die Handlung sich davon wegzubewegen scheine, ihr immer näher und näher geführt werde. An der Furcht des Aristoteles fehle es also nicht, und das Mitleiden werde sich auch schon finden. „Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen: es ist meine Absicht nicht; ich will sie immer als ein physisches Wesen halten, und das Pathetische muß mehr eine allgemeine tiefe Rührung als ein persönlich- und individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Zärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden. Bloß die Amme fühlt Zärtlichkeit für sie." Schiller stand damals noch bei der Exposition;**) später wurde er selbst von der Liebenswürdigkeit seiner Heldin hingerissen, und er zeigte sowohl Marien zärtlich als Lester von wirklicher Liebe für sie ergriffen und alle ihre Diener bis zu Melvil hinauf ihr treu ergeben. Bald darauf nahm die Anwesenheit seiner Schwester und seines Schwagers Reinwald ihn eine Woche in Anspruch. Der Besuch drückte ihn sehr, da die „ganze imperfektible enge Vorstellungsweise" dieses Freundes, auf den er in Bauerbach nicht wenig gehalten hatte, mit dem er aber jetzt nur noch über das Stoffliche sich unterhalten konnte, ihn bei seinen an eine wahre Kunstdichtung gestellten höhern

*) Höchst willkürlich und wider den offenbaren Sinn erklärt Fielitz S. 57 tragisch durch fatalistisch. Tragisch ist die Handlung gerade dadurch, daß sie Furcht erregt. Alle Folgerungen von Fielitz fallen mit diesem Mißverständnisse.

**) Auch die Folgerungen, welche Fielitz S. 61 aus dieser Stelle zieht, sind hinfällig.

Anforderungen zur Verzweiflung brachte. Doch ohne Frucht blieben auch diese Tage nicht. Vom 30. Juni bis zum 3. Juli weilte Schiller in Weimar. Mit dem Entwurfe des Stückes war er jetzt so weit gediehen, daß er die von der weimarischen Bibliothek geliehenen Bücher von Buchanan, Cambden und du Chesne zurückliefern konnte; den Band von Hume hatte er schon vorher wiedergegeben.

Nach seiner Rückkehr drückte ihn die große Hitze. Er begann die dreizehnbändige Histoire d'Angleterre par Mr. de Rapin Thoyras (1724) zu lesen, deren sechster Band die Zeit unter Elisabeth enthält. Schiller hat bei den vier ersten Aufzügen Rapin ganz besonders benutzt. Daneben ist einzelnes aus Robertson und dem Aufsatze von Archenholz genommen, vielleicht auch aus Cambden. „Mit meiner Arbeit geht es zwar nicht sehr schnell", schreibt er den 12. Juli an Goethe, „aber doch seit einiger Zeit ohne Stillstand fort. Die nöthige Exposition des Prozesses und der Gerichtsform hat, außerdem daß solche Dinge mir nicht geläufig sind, auch eine Tendenz zur Trockenheit, die ich zwar überwunden zu haben hoffe, aber doch nicht ohne viel Zeit dabei zu verlieren, und zu umgehn war sie nicht. Die englische Geschichte von Rapin Thoyras, die ich seit dieser Arbeit lese, hat den guten Einfluß, mir das englische Lokal und Wesen immer lebhaft vor der Imagination zu erhalten." Den 19. hören wir, der erste Akt habe ihm viel Zeit gekostet und koste ihm noch acht Tage, weil er hier den poetischen Kampf mit dem historischen Stoff habe bestehn müssen, und Mühe gebraucht, der Phantasie eine Freiheit über die Geschichte zu verschaffen, indem er zugleich von allem, was diese Brauchbares habe, Besitz zu nehmen gesucht; dagegen sollten, hoffe er, die folgenden Akte, die beträcht-

lich kleiner seien, schneller gehn. „Mit dem ersten Akt der Maria hoffe ich zu Ende dieser Woche ganz im Reinen zu sein", schreibt er Dinstag den 23. „Ich sollte freilich schon weiter vorwärts gekommen sein, aber dieser Monat war mir nicht so günstig als der vorige. Ich bin zufrieden. wenn ich den dritten Akt [im Spätherbst] mit in die Stadt bringe." Doch machte er nach seinem Kalender den ersten Akt an diesem Tage fertig und begann am folgenden den zweiten. Die sichere Hoffnung auf Goethes Besuch ging diesmal wieder nicht in Erfüllung. „Mir bleibt nun nichts übrig", äußert Schiller am 30., „als mich, so lang es gehn will, in das Produziren zu werfen, weil die Mittheilung mangelt. Ich bin auch schon ganz ernstlich im zweiten Akte bei meiner königlichen Heuchlerin [Elisabeth]. Der erste ist abgeschrieben, und erwartet Sie bei Ihrer Ankunft." Unausgesetzt hielt er sich, da Goethes Ueberkunft sich immer länger verzögerte, an seine Dichtung, wobei sich ihm, da die Vorstellung der lebendigen Masse ihm abging, was er auch schon beim Wallenstein bedauert hatte, sehr lebhaft das Bedürfniß theatralischer Anschauung aufdrängte, dem er durch seine Uebersiedelung nach Weimar genügen wollte. An Körner, dessen Urtheil über Wallenstein ihn verstimmt hatte, schrieb er nach längerm Stillschweigen den 9. August, er stecke bis über die Ohren in seiner neuen Arbeit. „Ich habe mich in den zwei letzten Monaten von allen andern Dingen abgezogen, um so rasch als möglich in das Innerste meines Geschäfts zu kommen, und ich bin auf gutem Wege dazu. Ein Drittheil der neuen Tragödie habe ich schon hinter mir, und das Schwerste vom Ganzen. Ich bin nun sicher, daß ich mich im Stoff nicht vergriffen habe, ob man gleich glauben sollte, daß ein so allgemein bekannter und tragischer Stoff, eben

weil er noch von keinem guten Poeten benutzt worden, einen geheimen Fehler haben müsse."*) Den folgenden Tag berichtete er Cotta, er befinde sich wohl und benutze die gute Jahreszeit; auch schreite er in seiner Arbeit fleißig fort, die er, wenn nichts dazwischen komme, bis Ende des Jahres zu endigen hoffe. Von England aus war er unterdessen mehrfach wegen der Ueberlassung seiner neuen Stücke in Anspruch genommen worden, für deren Uebersetzung er den im nahen Dornburg wohnenden, Goethe und dem weimarischen Hofe befreundeten Engländer Joseph Charles Mellish in Aussicht genommen hatte, der Goethes Hermann und Dorothea und auch einiges aus Wallenstein mit gutem Verständniß übersetzt hatte. An Goethe meldete er den 16., in seiner dramatischen Arbeit gehe es noch immer frisch fort, und wenn nichts dazwischen komme, könne er vor dem Ende des Monats mit dem zweiten Akt fertig werden, der im Brouillon schon da liege. „Ich hoffe, daß in dieser Tragödie alles theatralisch sein soll, ob ich sie gleich für den Zweck der Repräsentationen etwas enger zusammenziehe. Weil es, auch historisch betrachtet,

*) Eine 1784 zu Wien erschienene Maria Stuart von Heinrich Spieß war während Schillers zweiter Anwesenheit in Mannheim dort zurückgewiesen worden, wogegen sie auf andern Bühnen gespielt wurde. Kaum dürfte sich Schiller derselben noch erinnert haben. Als der Dichter sein Stück dem Regisseur Opitz in Leipzig angeboten hatte, gedachte dieser des bereits seit vielen Jahren aufgeführten gleichnamigen Trauerspiels von Spieß, von welchem der Plan und die Geschichte seines „neuen Trauerspiels" ohne Zweifel wesentlich abweichen werde. Lope de Vegas Corona tragica de Maria Estuarda war Schiller wohl eben so unbekannt wie John Banks' The Island Queens or the death of Mary, Queen of Scots, das erste, 1706 mit allgemeinen Beifall aufgeführte Stück des Dichters, dessen Essex Lessing (Dramaturgie Stück 53 ff.) ausführlich besprochen hatte. Ueber eine Schulkomödie Maria Stuarta vgl. Herrigs „Archiv für das Studium der neueren Sprachen" XLII, 400 ff.

ein reichhaltiger Stoff ist, so habe ich ihn in historischer Hinsicht auch etwas reicher behandelt und Motive aufgenommen, die den nachdenkenden und instruirten Leser freuen können, die aber bei der Vorstellung, wo ohnehin der Gegenstand sinnlich da steht, nicht nöthig und, wegen historischer Unkenntniß des großen Haufens, auch ohne Interesse sind. Uebrigens ist bei der Arbeit selbst schon auf alles gerechnet, was für den theatralischen Gebrauch wegbleibt, und es ist durchaus keine eigene Mühe dazu nöthig, wie beim Wallenstein." Am 24. bot er dem in Eton wohnenden Hofmeister G. H. Nöhden, der im Auftrage des londoner Buchhändlers L. Miller wegen der Uebersetzung des Wallenstein mit ihm verhandelte, seine künftigen Dramen an, zunächst sein neuestes Stück, Maria Stuart, für das er Mellish als Uebersetzer vorschlug. Sie würden dann auch den Vortheil haben, daß die Uebersetzung, da er das Stück aktweise dem Uebersetzer geben könne, mit Anfang des März fertig wäre. Den 26. ward der zweite Akt abgeschlossen und der dritte begonnen, doch mußte Schiller schon am 3. September, wegen einer Reise nach Rudolstadt und der drängenden Ausstattung seines lyrischen Musen-Almanachs, einen kurzen Stillstand eintreten lassen. „Ich werde nun", schrieb er an diesem Tage dem weimarischen Freunde, „in meiner dramatischen Arbeit eine Zeit lang pausiren müssen, wenn noch an den Almanach gedacht werden soll. Der Abschnitt ist auch schicklich; ich habe die Handlung bis zu der Szene geführt, wo die beiden Königinnen zusammenkommen. Die Situation ist an sich selbst moralisch [nach den persönlichen Verhältnissen]*) unmöglich; ich bin sehr ver-

*) So schrieb ich schon in der ersten Auflage. Fielitz S. 49 behauptet, dieses Wort Schillers sei stets mißverstanden worden, aber er selbst geht fehl, wenn er

langend, wie es mir gelungen ist, sie möglich zu machen. Die Frage geht zugleich die Poesie überhaupt an, und darum bin ich doppelt begierig, sie mit Ihnen zu verhandeln. Ich fange in der Maria Stuart [im Anfange des dritten Aktes] an, mich einer größern Freiheit oder vielmehr Mannigfaltigkeit im Silbenmaß zu bedienen, wo die Gelegenheit es rechtfertigt. Diese Abwechslung ist ja auch in den griechischen Stücken, und man muß das Publikum an alles gewöhnen." Goethe erwiderte: „Ueber Ihre Marie wird es mir eine Freude sein, mit Ihnen zu verhandeln. Was die Situation betrifft, so gehört sie, wenn ich nicht irre, unter die romantischen. Da wir Modernen nun diesem Genius nicht entgehn können, so werden wir sie wohl passiren lassen, wenn die Wahrscheinlichkeit nur einigermaßen gerettet ist. Gewiß aber haben Sie noch mehr gethan. Ich bin äußerst neugierig auf die Behandlung." Vom 13. bis zum 15. war Schiller

---

bemerkt: Schiller sage, daß Elisabeth ihrer gefangenen und verurtheilten Feindin, deren Tod sie um jeden Preis wolle, eine Zusammenkunft bewillige, sei moralisch unmöglich, doch habe er das für seine dichterischen Zwecke nöthige Zusammentreffen der beiden Frauen „durch andere moralische und sachliche Motive" herbeigeführt. Moralisch wird von Schiller hier offenbar als Gegensatz zu ästhetisch gedacht, aber der Hauptpunkt liegt nicht in diesem, sondern in dem von Fielitz sonderbar übersehenen an sich selbst d. h. in der Weise, wie die Zusammenkunft von Marien verlangt wird; als Unterredung mit ihrer königlichen Schwester, der sie nach ihrer Verurtheilung ihr Herz als Schwester, Königin und Frau öffnen und sich über die gegen sie geübte Gewaltthätigkeit beklagen will, ist sie moralisch unmöglich d. h. Elisabeth kann sie nicht bewilligen. Diese wird erst dadurch möglich, daß sie wesentlich eine andere als die, welche Maria verlangt hat, dadurch wird, daß Leicester Elisabeth auffordert, die Zusammenkunft zur Demüthigung ihrer Nebenbuhlerin zu benutzen, und er es zu veranstalten weiß, daß dieselbe als zufällig, von ihr nicht beabsichtigt erscheine. Elisabeth kann diesem Reize nicht widerstehn, und so geht sie gern auf Leicesters Vorschlag ein.

zu Weimar. Den folgenden Tag kam Goethe auf einige Wochen nach Jena. Schiller las ihm noch denselben Abend die zwei ersten Akte der Maria vor, die sich seines vollsten Beifalls zu erfreuen hatten; ihn beschäftigte damals das Lied von der Glocke nebst andern kleinen lyrischen Gedichten. Den Abend des 19. las Goethe bei Schiller den ersten Akt der Maria wieder, den Schluß des ersten am 20., den zweiten am folgenden Tage. Doch die Schwierigkeit, welche ihm historische Stoffe verursachten, hatten ihm diese vor der Hand wieder verleidet, wie er am 26. September gegen Körner äußerte, der ihm solche zu sammeln sich angeboten hatte; sie nähmen der Phantasie zu sehr die Freiheit und seien mit einer fast unausrottbaren prosaischen Trockenheit behaftet. Seine Hoffnung, schon am 27. zur theatralischen Muse zurückzukehren, ging nicht in Erfüllung, da ihm das Lied von der Glocke noch ein paar Tage kostete. Nach seinem Kalender nahm er am 30. seine Maria wieder vor. Goethe mußte leider damals auf den Wunsch des Herzogs Voltaires Mahomet übersetzen, den dieser als Muster des guten Geschmacks auf seiner Bühne zu sehn wünschte. Den 5. Oktober zog Schiller aus dem Garten in die Stadt. Goethes Abendunterhaltung mit ihm bezog sich meist auf die deutsche Bühne. Am 11. in später Nachtstunde wurde Schiller seine erste Tochter Caroline geboren. Als er am folgenden Tage die glückliche Vermehrung seiner Familie mit einem neuen Bürger Cotta mittheilt, schreibt er: „Mein neues Stück, die Maria Stuart von Schottland, ist schon sehr weit gediehen, und ich lebe schon wieder in zwei neuen Planen*), die nächstes Jahr noch sollen ausgeführt

*) Die beiden neuen Plane waren Macbeth, dessen er im Briefe an Goethe vom 26. August gedenkt, und die feindlichen Brüder (vgl. oben S. 1 f.).

werden. Alles ist jetzt meinen theatralischen Beschäftigungen günstig; denn ich werde ins künftige die Wintermonate förmlich in Weimar wohnen mit meiner ganzen Familie. Der Herzog hat mir, um es zu befördern, 200 Rthlr. Zulage gegeben. Die Nähe des Theaters wird begeisternd auf mich wirken und meine Phantasie lebhaft anregen. Auch kann ich auf diese Art mehr mit Goethen zusammen sein." Aber die Unruhe, worein der Zustand seiner auch geistig angegriffenen Gattin Schiller versetzte, raubte ihm jede Stimmung zur Fortsetzung des Dramas. Um dem Herzog zu gefallen, griff er wieder zu dem längst zurückgelegten Plane seiner von diesem besonders begünstigten Malteser; er überdachte denselben näher, und hoffte, damit werde es recht gut gehn, da er das punctum saliens gefunden habe und das Ganze sich zu einer einfachen großen und rührenden Handlung eigene. Noch immer hoffte er seine Maria im Januar auf die Bühne zu bringen. Aber am 23. erkrankte seine Frau so heftig, daß ihr Leben mehrere Tage in Gefahr schwebte und eine lange Schwächung unvermeidlich schien. Erst am 21. November ward sie merklich besser. Vier Tage später sprach Goethe mit dem Freunde über dessen Malteser. Endlich am 3. Dezember konnte die Uebersiedlung von Schillers Gattin nach Weimar gewagt werden.

Hier ging der Dichter bald wieder an seine Maria, über deren dritten Akt Goethe am Abend des 15. mit diesem verhandelte, wie über den Schluß des Aktes am 20. Bis auf wenige Lücken war derselbe am 23. vollendet, so daß Schiller den folgenden Abend Mellish die drei ersten Akte vorzulesen versprach. „Ich hatte gestern Abend den Anschlag gefaßt, Sie noch zu besuchen", schrieb er den 23. an Goethe, „vertiefte mich aber zu sehr in

mein Geschäft (Maria Stuart), und die Stunde wurde versäumt. Weil ich morgen die drei ersten Akte Mellishen lesen will, so war und ist noch in diesen Tagen viel zu thun, was mich zu Hause gehalten; denn nichts ist, wie Sie selbst aus Erfahrung wissen werden, zeitverderblicher als die kleinen Lücken, die man in der Arbeit gelassen, auszustopfen." Am letzten Tage des Jahres führte er das Stück bis zu Mortimers Tod; denn darauf bezieht es sich, wenn er gegen Goethe äußert, bis zum Abend wolle er suchen, einen seiner Helden, dem die Keren des Todes sich schon nahten, noch unter die Erde zu bringen. Doch abends war bei Goethe, wohin Schiller kam, nicht vom Drama, sondern von Mineralogie die Rede.

Am 5. Januar 1800 sprach Schiller gegen Körner die Hoffnung aus, mit seinem neuen Stücke, wenn er sich ferner daran halte, vielleicht Ende Februar fertig werden zu können. Aber die Bearbeitung des Macbeth, die ihn länger aufhielt, als er gedacht, und die Durchsicht seines Wallenstein für den Druck hielten ihn zurück, und am 16. Februar warf ihn gar eine ernstliche Krankheit nieder, von welcher die Kräfte sich noch am 24. März nicht hergestellt hatten. Die Unterhandlungen mit dem londoner Verleger hatten sich indessen zerschlagen; auch der Versuch, Maria durch Sheridan auf das Drurylane-Theater zu bringen, war ohne Erfolg geblieben. Mellish sollte diese übersetzen; für einen Verleger der Uebersetzung wollte Cotta sorgen. Am 16. März sandte Schiller den ersten Akt an Mellish, der den zweiten schon vorher erhalten hatte; sei er damit fertig, so solle der dritte folgen und nach und nach die beiden übrigen. Den 3. April besuchte er nachmittags Goethe, wo auch wieder von Maria die Rede war. Dessen Einladung auf den Mittag des 5.

mußte Schiller ablehnen. „Ich stecke jetzt ganz in meinem Geschäft“, schrieb er, „und suche, da ich eine leidliche Stimmung habe, so weit zu kommen, als möglich ist.“ Am nächsten Mittag werde er sich einstellen, wenn er sich nur irgend wohl befinde; dennoch fühlte er sich leidend. Bis zu Goethes Abreise nach Leipzig am 28. war die Verbindung beider Dichter so lebhaft wie vertraulich. Den 5. Mai meldete Schiller dem noch immer in Leipzig weilenden Freunde, die vier ersten Aufzüge seien für den Theaterzweck vollständig in Ordnung, und schon habe er den fünften in die Hand genommen. Vier Tage später schrieb er: „Ihre Abwesenheit empfinde ich sehr, und doppelt empfinde ich sie, weil ich mich jetzt nicht in meiner Arbeit verlieren kann; denn die Proben von Macbeth zerschneiden mir die Zeit gewaltig, und zum fünften Akt der Marie habe ich nicht kommen können, auch nicht wollen, weil ich dazu einer eigenen Stimmung bedarf.“ Am 11. lud er die Schauspieler zu sich, um ihnen die vollendeten vier ersten Akte vorzulesen. Man erzählt*), Schiller habe die Vorlesung, da einer der Geladenen erst kurz vor dem Nachtessen erschienen (man könnte an Kirms denken), nach demselben, um elf Uhr, begonnen und sie stehend, zum Theil auf einem Stuhle knieend, gehalten, den meist schon seit 5 Uhr versammelten Schau-

*) Weimars Album (1840) S. 150 ff. Die Verfasserin dieser Mittheilung, wie auch der beiden Berichte über die erste Aufführung des Lagers und der Piccolomini, war die unter dem Namen Cäcilie sich bergende erste, 1810 geschiedene Frau des Regierungsrathes Voigt, des Sohnes des Ministers, eine geborene Amalie Ludecus. Sie stand mit dem Theater, besonders mit dem Hofkammerrath und Theaterkommissar Kirms, in näherer Beziehung. Wenn auch Knebel ihr gutes Gedächtnis rühmt, so bleibt es doch zweifelhaft, ob der so spät gegebene Bericht in allen Punkten genau ist.

spielern vorher nichts weiter von dem Stücke verrathen, als daß seine Maria nicht unschuldig sei, da eine engelreine Heldin ihm untragisch scheine. Einige von einem Buchhändler geschenkte Fläschchen Constanziawein sollen alle in heitere Stimmung gesetzt haben. Das mit Feuer vorgetragene Stück riß zur Bewunderung hin. Schiller bemerkte gelegentlich, es habe ihm angemessener geschienen, gleich zu Anfang Mariens Schuld hervortreten zu lassen, die sich im Laufe des Stückes immer mehr verringere, ja zuletzt stehe sie fast makellos da; es müsse gleich deutlich werden, was in den Beschuldigungen ihrer Feinde wahr und was Verleumdung sei. Die Vorlesung habe hauptsächlich bezweckt, die vom Herzog begünstigte Schauspielerin Karoline Jagemann für die Rolle der Elisabeth zu gewinnen; dies sei Schiller auch dadurch gelungen, daß er die Elisabeth für eine größere Kunstleistung als die der Frau Vohs bestimmte der Maria, die sich gewissermaßen von selbst spiele, erklärt habe: aber ohne Zweifel wollte er sich des guten Willens aller Schauspieler versichern. Damals, hören wir weiter, habe er beabsichtigt, die Darstellerinnen der Rollen der beiden Königinnen mit einander abwechseln zu lassen. Im fünften Akte hätten noch zwei junge Gräfinnen Douglas*) vorkommen sollen, von denen er die eine für die im

*) Töchter des mit Marien verwandten, von ihr zum Kanzler ernannten Grafen Douglas, der später als ihr entschiedenster Gegner auftrat und auf Befehl des Königs Jakob, des Sohnes Mariens, 1581 als Mitschuldiger am Morde Darnleys hingerichtet worden war. Maria hatte auf seinem Schlosse Lochlevin gefangen gesessen, war aber durch seinen Sohn Georg befreit worden. Ursprünglich beklagte sich Maria I, 2, 66 gegen Paulet darüber, daß man ihr „die unschuldige Gesellschaft der Schwestern Douglas, ihrer lieben Basen," entziehe. Dadurch sollte es eingeleitet werden, daß diesen im fünften Akte der Zutritt zu

Februar nach Weimar gekommene, von Goethes Mutter empfohlene erst siebzehn Jahre alte Mannheimerin Fanny Caspers, eine Bekannte der Jagemann, bestimmt habe, welche im Naiven und Schalkhaften sich auszeichnete. Schon am 12. Februar hatte Schiller diese nach dem, was er neulich von ihr gesehen, zur Rolle der Neubrunn in Wallensteins Tod vorgeschlagen. Daß der Dichter in dieser Szene Marien auch als besorgte Mutter habe zeigen wollen, möchte man sehr bezweifeln, da er absichtlich (mit Ausnahme von I, 7) jede Beziehung auf Mariens einzigen Sohn gemieden. Oder sollte er etwa eben deswegen die jungen Gräfinnen später gestrichen haben? Wahrscheinlich that er es, weil ihr Auftreten eine zu weite Ausführung forderte, wie er bei der Bearbeitung des letzten Aktes fand. Von der weimarischen Bibliothek lieh der Dichter um diese Zeit für den fünften Akt einen theologischen Mischband, der unter andern eine Schrift von d'Aubespine De veteribus ecclesiae ritibus enthält.

Den 15. Mai begab er sich, nur von seinem Diener Rudolf begleitet, nach dem herzoglichen Schlosse Ettersburg, um in stiller Ruhe den fünften Akt zu dichten. Hierzu hatte ihn wohl Goethe bestimmt, der in ähnlichem Falle die Einsamkeit suchte. Störte ihn dort auch während der ersten Tage das unfreundliche Wetter, so gelang es ihm doch bald besser. Am 16. kehrte Goethe von Leipzig zurück, und schon am 17. lieh er von der Bibliothek das römische Missale und Breviarium und zwei Werke über Kirchengebräuche, Rituum ecclesiasticorum libri III und Thesaurus sacrorum rituum, wahrscheinlich weil er wußte, daß im letzten Akte eine Beichte und Kommunion vorkommen sollten, und er

Marien im letzten Augenblick gestattet wurde. Da Schiller letzteres später aufgab, so strich er auch die vorläufige Erwähnung.

bei der Aufführung das Cermoniel genau zu beobachten wünschte. Erst lange nach der Aufführung, am 5. und 23. Juli, gab er sie zurück. Den 23. Mai besuchte Schiller Weimar, um Leseprobe der vier ersten Akte zu halten. Bei Goethe war er am 25. in größerer Gesellschaft, unter andern mit Cotta und Herder, mittags zu Tische, kehrte aber am Abend nach Ettersburg zurück. Dorthin folgte ihm Goethe am folgenden Abend und blieb bis zum Morgen des 27. Maria und besonders der letzte Akt dürften Hauptgegenstand der Unterhandlung gewesen sein. Den 29. kamen die Schauspieler Vohs nebst Frau, Becker und Haide, welche Marien, Mortimer, Burleigh und Melvil geben sollten, zur Probe nach Ettersburg; aber die meiste Zeit wurde verschwatzt. Den 2. Juni kehrte Schiller nach Weimar zurück, ohne das Stück zu Ende geführt zu haben. Am Abend des 3. besuchte ihn Goethe; am 8. gingen die Freunde nachmittags zusammen spazieren und Goethe speiste abends bei Schiller. Erst am 9. wurde der fünfte Akt vollendet. Den folgenden Tag schrieb Schiller an Goethe: „Es thut mir leid, daß Sie unserer Leseprobe nicht beiwohnen können; ich werde Ihnen morgen einen treuen Rapport davon erstatten. Bei der Abendvorlesung der Maria [wohl des fünften Aktes] wünschte ich Sie eigentlich nicht anwesend, weil ich Ihnen die ganze zweite Hälfte des Stücks, die Sie noch nicht kennen [den vierten und fünften Aufzug] lieber auf einmal vorlegen möchte und bei dem verzettelten Lesen [der einzelnen Schauspieler] das Beste verloren geht.“ Der Herzog hörte, wohl durch die Jagemann, am Abend des 11., Maria solle im letzten Akte kommuniziren.*) Den folgenden

*) Unbegründet ist Boxbergers Vermuthung, Herder habe dabei die Hand im Spiele gehabt, wie scharf dieser auch den Versuch verwarf, christliche Mysterien

Morgen sprach er deshalb sein Bedenken darüber gegen Goethe aus, und mahnte diesen darauf zu achten, daß ja nichts Anstößiges dabei vorkomme, wie ja auch vor mehrern Jahren [1788]*) in Hagemeisters Jesuiten, wo, während Manfred am Altar kniet, eine Messe gesungen werden soll, dies vermieden worden sei, nur hätte man damals auch das Crucifix weglassen können. Goethe äußerte darauf sogleich dem Dichter: „Der kühne Gedanke, eine Kommunion aufs Theater zu bringen, ist schon ruchtbar geworden, und ich werde veranlaßt, Sie zu ersuchen, die Funktion zu umgehn. Ich darf jetzt bekennen, daß es mir selbst dabei nicht wohl zu Muthe war; nun, da man schon im voraus dagegen protestirt, ist es in doppelter Betrachtung nicht räthlich. Mögen Sie mir vielleicht den fünften Akt mittheilen, und mich diesen Morgen nach 10 Uhr besuchen, damit wir die Sache besprechen könnten?" Die Kommunion mit der vorhergehenden katholischen Beichte unterblieb wirklich: in der betreffenden Szene fielen nicht allein die meisten Beziehungen auf die förmliche Beichte weg**), auch die Stellen, wo Melvil den Kelch ergreift und Marien die Hostie zeigt, wurden ganz

---

auf die Bühne zu bringen. Herder hatte kaum Gelegenheit, etwas von Schillers neuem Stücke durch die Schauspieler zu erfahren.

*) Damals schrieb Herders Frau an ihren in Rom weilenden Gatten: „Es ist ein bloßes Pfaffengespiel, wie die Kinder Soldaten spielen. Die Mönchsröcke, die erzgroben Intriguen und die Pistolen nahmen das ganze Publikum ein. Es ist das Leibstück von Bode [dem leidenschaftlichen Freimaurer]."

**) Statt „daß mir Gott vergebe" trat „auf des Himmels Freuden" ein, „die heilge Kirche Der mangelhaften Beichte droht" war in „den Meineid treffen, Der den Wahrhaftigen belügt" verändert, statt Beichte ward Bekenntniß, statt gebeichtet und gebüßt war bekannt und abgebüßt, weiter erlassen statt gebeichtet gesetzt. Das Niederknieen Mariens, ihr

geändert, ja er selbst ist jetzt noch nicht Priester, will erst die Weihe empfangen. Seine Schlußrede wurde also umgestaltet:

So gehe hin und sterbend büße sie!
Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen;
Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach.
Dem selgen Geiste folgen nicht die Schwächen
Der Sterblichkeit in die Verklärung nach.
Sink', ein ergebnes Opfer, am Altar,
Gib hin dem Staube, was vergänglich war,
Die irdsche Schönheit und die irdsche Krone!
Und als ein schöner Engel schwinge dich
In seines Lichtes freudenreiche Zone,
Wo keine Schuld mehr sein wird und kein Weinen,
Gereinigt in den Schoß des Ewigreinen!*)

Aber durch das völlige Aufgeben der Kommunion (denn diese fiel wirklich weg, wurde nicht bloß geändert, wie Boxberger sagt) schädigte Schiller die Dichtung selbst, wie gewandt er auch bei der freilich dichterisch nicht gelungenen Umgestaltung verfuhr. Maria, die als gläubige Katholikin sterben soll, muß das innige Verlangen nach dieser Wegzehrung aussprechen, und Melvil, der ihr zu Liebe geistlich geworden, wie durch ein Wunder ihr auch diese höchste Gunst bringen.**) Welchen hohen Werth

Bekenntniß auf die Fragen Melvils, der sogar an ihre letzte Beichte anknüpft, und die Aeußerung der Reue waren geblieben, nur das Segnen mit dem Zeichen des Kreuzes zum Beginne und bei der Lossprechung weggefallen.

*) So lautet die Stelle auch in der hamburgischen, und mit geringer Abweichung (V. 6 Sink als ein) in der leipziger Theaterhandschrift.

**) Demnach ist diese Szene keineswegs, wie Freytag (Technik des Dramas S. 173) will, ein bloßes „episodisches Situationsbild", aber eben so wenig hat Fielitz Recht, sie für nicht selbstverständlich zu halten. Noch seltsamer ist Bulthaupts Ansicht (Dramaturgie der Klassiker I, 266), die Beichte habe mit dem Dramatischen nichts zu thun, die Heldin dürfe das nicht abbeichten, bereuen und

Schiller hierauf legte, ergibt sich aus der Erzählung des ersten Darstellers des Melvil, des Schauspielers Haide, welcher am 22. Juni 1812 an Böttiger schrieb*): „Mit warmer Vorliebe legte mir Schiller bei den Vorbereitungen zur ersten Aufführung die Szene im fünften Aufzuge ans Herz. Als Katholik mußte ich ihm den ganzen kirchlichen Ritus der Ohrenbeichte und des Abendmahls mittheilen; er gab mir auf, so weit es mit den Worten übereinstimme, die übliche Priestermanier bei der Administration beider Sakramente genau darzustellen, die Absolution mit dem ein dreifaches Kreuz bildenden Gest deutlich zu bezeichnen, und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, indem zu dem Kelche, dem Vorzuge des katholischen Klerus, auch die Könige berechtigt seien." Freilich ist der späte Bericht nicht ganz zuverlässig, einiges, was er enthält, wie z. B. daß er schon damals neben der Rolle des Melvil auch die des Mortimer habe übernehmen müssen, entschieden falsch, aber daß Schiller ihm die möglichst getreue Darstellung des Ceremoniels, wohl schon in Ettersburg, anempfohlen habe, dürfte kaum zu bezweifeln sein, ja in der Vorprobe spielte er wirklich die Rolle in dieser Weise, und dadurch eben wurde die Jagemann veranlaßt, den Herzog auf das Anstößige aufmerksam zu machen. E. W. Webers Meinung über die Verwerflichkeit dieser Szene auf der Bühne können wir nicht ganz theilen. Nach seiner Ansicht treibt

zurücknehmen, was ihr Heldenthum am besten gekennzeichnet habe. Schillers büßende Maria muß als Katholikin, wie es die geschichtliche that, nach dieser Wegzehrung verlangen, nur daß sie hier auf ganz unerwartete, sie mit frommer Rührung erfüllende Weise wirklich zur Erfüllung ihres Wunsches gelangt, ist des Dichters nicht vorherzusehende glückliche und ergreifende Erfindung. Vgl. S. 10*.

*) Vgl. Schnorrs „Archiv für Litteraturgeschichte" VI, 274 f.

die Schauspielerin, welche Marien darstellt, da sie das Sakrament nur scheinbar genießt, mit einer Mysterie offenbare Täuschung; wolle sie die höchste Wahrheit erreichen, so würde sich die Bühne sofort in die Kirche selbst verwandeln. Wie das? Warum sollte sich eine Schauspielerin, wie in alle übrigen Zustände, auch nicht in den einer gläubigen Katholikin versetzen können, die aus innigster Andacht den Leib des Herrn empfängt? Aber die äußere Handlung der Ertheilung des Abendmahls auf der Bühne dürfte trotz allem mit dem Geiste der neuern Zeit nicht zu vereinigen sein; anders lag die Sache im Mittelalter, wo der Glaube so mächtig war, daß man damit sogar sein Spiel treiben konnte, ohne ihn zu beeinträchtigen. Der gläubige Katholik wird darin immer eine Entweihung, ein Spiel mit dem Heiligen sehn, um so mehr als die Wahrheit seines heiligen Mysteriums von Andersgläubigen bestritten wird, der Protestant sich gleichfalls durch die künstlerische Verherrlichung des katholischen Abendmahls verletzt fühlen, auch wenn er nicht einen Widerwillen gegen jede Darstellung religiöser Gefühle und Handlungen empfindet. Aber mit Recht fühlte sich Körner nach der Aufführung des Stückes in Leipzig durch die Aenderung der Szene verletzt. Dürften Dichter und Schauspieler nicht alles aussprechen, was diese Situation fordere, so wolle er lieber die ganze Szene entbehren als immer an die aus ärmlichen Begriffen von der Kunst entstehenden Schranken der Darstellung erinnert zu werden.*) Am 14. Juni, bei starker Sommerhitze,

*) Schillers alter Freund, der Schauspieler Beck in Mannheim, äußerte: „Leider fordert die Bühne, daß nicht alles darf gegeben werden in diesem schönen Stück! und doch sinds gerade die vorzüglichsten Schönheiten dieses Stückes, welche man opfern müßte; das ist entsetzlich!"

wurde das Stück, welches erst nach 10 Uhr endete, vor einem gedrängten Hause mit großem Beifall gegeben, zwei Tage später mit einigen Kürzungen wiederholt. Schiller fragte am nächsten Morgen, wie Goethe mit der Vorstellung zufrieden gewesen. „Unsere Schauspieler verdienen gewiß vieles Lob, und wenn Sie auch dieser Meinung sind, so sagen Sie ihnen wohl etwas darüber." Goethe erwiderte: „Man hatte alle Ursache, mit der Aufführung sehr zufrieden zu sein, sowie das Stück mich außerordentlich erfreut hat." An Körner berichtete Schiller, der Succeß sei gewesen, wie er ihn nur wünschen gekonnt. Den höchsten Preis der Darstellung erwarb sich Fräulein Jagemann als Elisabeth, die sich überall ihrer königlichen Würde bewußt blieb, vielleicht mehr, als der Rolle gemäß war, da Schiller ihre Eifersucht und Angst vor der Nebenbuhlerin hervortreten lassen wollte. Auf eine den Dichter selbst überraschende Weise soll die Streitszene zwischen den beiden Königinnen mißlungen sein, da Maria gegen seine Absicht daraus als gedemüthigt, Elisabeth als triumphirend hervortrat, Maria ihre Vorwürfe der stolzen Gegnerin halbverstohlen zuflüsterte, statt sie mit aller Kraft eines im tiefsten verletzten leidenschaftlichen Herzens gegen sie auszustoßen. Sonst soll ihre Darstellerin Frau Vohs durch ihre schöne Gestalt, ausdrucksvolle Züge, schwärmerischen Blick, weiches Gefühl, leidenschaftliche Glut und fromme Glaubensseligkeit großen Eindruck hervorgebracht haben, wenn es ihr auch an dem entschiedenen Ausdruck starker Willenskraft fehlte. Unübertrefflich war sie in den lyrischen Ergüssen am Anfange des dritten Aktes.*) Vohs stellte den Mortimer, den vom Glanze der

*) Viel ungünstiger urtheilte die Frau Regierungsrath Voigt a. a. O. 152 f., ja selbst die Kritiker, von denen besonders die jungen von ihr hingerissen worden,

Schönheit Mariens leidenschaftlich hingerissenen, bei aller Verirrung edel begeisterten Jüngling, mit tiefer Ergriffenheit dar, wobei er freilich die Grenzen des Bühnenanstandes überschritt, indem er Marien oft ungestüm umfaßte. Melvil wurde von Haide mit ruhiger Würde und edlem Gefühl gegeben. Auch die übrigen Hauptrollen (Graff, der Darsteller des Wallenstein, hatte Schrewsbury, Becker Burleigh, Malkolmi Paulet, dessen Gattin Kennedy, Fanny Caspers die Kurl übernommen) waren in guten Händen; am wenigsten genügte Cordemann als Leicester.*) Auch in Lauchstädt und Rudolstadt, wo die weimarer Truppe im Sommer spielte, ward Maria mit großem Beifall gegeben; man erklärte sie für das schönste Schauspiel, das je auf der deutschen Bühne erschienen sei, und war entzückt darüber, wenn man auch gestand, es nicht ganz zu fassen.**) Da die Jagemann nicht mit nach Lauchstädt und Rudolstadt ging, hatte die Caspers die Rolle der Elisabeth übernommen und glücklich durchgeführt. An die Theater von Berlin und Leipzig ging die Handschrift der Maria mit den für die Bühne gemachten Veränderungen von V, 7 und manchen sonstigen Auslassungen und Abweichungen schon am 23. und 30. Juni ab. Gegen Iffland, dem Schiller das Stück für 12 Carolins abließ, äußerte er bei

hätten nach ihrem Bericht zugeben müssen, daß sie den Anfang des dritten Aktes mißgriffen, ihn statt dithyrambisch weinerlich, langsam, fast klagend gesprochen habe. Die witzige, zum Tadel geneigte Kunstrichterin dürfte hier von Vorurtheil nicht frei gewesen sein.

*) Nach dem Berichte der Frau Voigt hätte nur der Darsteller des Grafen Bellièvre das Spiel gestört, da er durch und durch geziert gewesen.

**) Vgl. die Berichte des Regisseurs Becker in den „Briefen an Schiller" (1877) S. 373. 385. In Lauchstädt wurde sie dreimal (am 3., 12. Juli und 2. August), während des kurzen Gastspiels zu Rudolstadt am 22. August gegeben.

der Uebersendung, es habe in Weimar die gewünschte Wirkung gemacht. „Sollte man auf dem berliner Theater nicht so weit gehn dürfen, als ich in der sechsten [siebenten] Szene des fünften Aktes gegangen bin, und hier in Weimar gehn durfte, so ist mit wenigen Worten geholfen, die ich Ihnen ganz überlasse.*) Es würde mir große Freude machen zu hören, daß Mad. Fleck die Maria und Mad. Unzelmann die Elisabeth gespielt. . . . . Weil mir alles daran liegt, daß Elisabeth in diesem Stück noch eine junge Frau sei, welche Ansprüche machen darf, so muß sie von einer Schauspielerin, welche Liebhaberinnen zu spielen pflegt, dargestellt werden. . . . Maria ist in dem Stück etwa 25 und Elisabeth höchstens 30 Jahre alt. . . . Daß die Rolle Melvils, so klein sie ist, in sehr guten Händen sein muß, werden Sie selbst finden.“ Iffland erklärte sich dazu bereit, diese zu übernehmen und im fünften Akte alles einzurichten, wie Schiller es verlangte: die Maria aber müsse er der Unzelmann geben; Madame Meier werde die Elisabeth, Fleck den Shrewsbury spielen. Der Regisseur Opitz in Leipzig, an den Schiller die Maria schon am 30. Juni gesandt, bewunderte das „brave“ Stück, durch welches der Dichter sich einen Lorberzweig mehr in seinen Kranz geflochten, und wünschte es auch in Dresden ganz aufführen zu dürfen, woran er nur wegen der Beichtszene zweifelte. Von Herzfeld wurde das Stück für die hamburgische Bühne verlangt. Opitz gab mit Schillers Bewilligung eine Abschrift des Stückes an Beck in

*) Es ist hier wohl besonders das Wort Beichte gemeint, von dem nicht ganz feststeht, daß es schon bei den ersten Aufführungen in Bekenntniß geändert wurde. Ueberhaupt ist die Frage, ob die von Haide angegebene Szene schon im Juni 1800 wörtlich so gegeben wurde, wie dieser sie zwölf Jahre später Böttiger mittheilte.

Mannheim. Auch andere Bühnen, wie zu Schwerin und Gottorf, verschafften sich das neue Trauerspiel. In Gratz und Stuttgart ließ Schiller das Stück anbieten; an letzterm Orte fand es Schwierigkeiten, so daß es erst am 25. März 1802 aufgeführt wurde.

Ueber die beiden ersten Aufführungen in Weimar hatte Böttiger in dem Journal des Luxus und der Moden einen Bericht erstattet. Wenn derselbe im Taschenbuch Minerva für 1813*) einen dadurch veranlaßten aus Jena datirten**) Brief des Dichters mittheilt, so ist es unzweifelhaft, daß Böttiger hier die Briefform ebenso rein erdichtet hat, wie in dem über die Jungfrau von Orleans veröffentlichten Briefe. Wie bei letzterm eine ältere Aufzeichnung von mündlichen Bemerkungen Schillers zu Grunde liegt, deren Genauigkeit freilich äußerst fraglich bleibt, so dürfte es sich hier ähnlich verhalten, wenn auch keine ältere Fassung sich erhalten hat.***) Einzelnes Wahre liegt ohne Zweifel zu Grunde. Böttiger hatte geäußert: „Furchtbar waltet das Schicksal über sein Opfer, die unglückliche (aber auch schuldige?) Maria. Freunde und Feinde, alles, was sich der Bedrängten nähert, wird in seine Netze verwickelt und vor dem Auge des unterrichteten, zitternden Zuschauers ahnungslos dem Verderben geweiht.“ Schiller soll darauf bemerkt haben: „Eine Schuldlose möchte der Empfindsamkeit gewisser Menschen freilich besser zugesagt haben. Ich hätte eine solche für mein Trauer-

*) Wegen des dafür bestimmten Aufsatzes hatte er sich auch, wie wir sahen, an den Schauspieler Haide gewandt.

**) Böttiger bedachte aber nicht, daß Schiller schon seit dem Dezember 1799 in Weimar wohnte.

*** Dies hat schon Fielitz S. 113 bemerkt. Manches ist verböttigert.

spiel nimmer brauchen können. Man bringt ganz ungereimte Vorstellungen von der Schicksalsfabel zur Sache. An diese hab' ich im antiken Sinn hier gar nicht denken können. Auch werde ich mich durch alles, was die Schotten zur völligen Rechtfertigung ihrer Königin aus Papieren und Muthmaßungen zusammenkleben, in meiner Ueberzeugung nicht irre machen lassen, daß Maria, welche durch Darnleys Undank und Frevel aufs tiefste gekränkt und, wie alle schönen Weiber, veränderlich war, dem Bothwell sich freiwillig hingegeben und seinen Plänen selbst bis zur Blutschuld sich gefügt habe. Doch das gehört vor ein anderes Forum. Es bleibt klar: nur die reuevolle Schuldige war für die Bühne geeignet. Ich möchte wohl sehn, wie jemand die Schuldlose zu einem erträglichen Stück verarbeiten könnte." Im Journal hatte Böttiger weiter bemerkt: „Gewaltig verschlingt und entwickelt sich alles in dem kühn geknüpften und gelösten Knoten der Zusammenkunft der beiden Königinnen im Schloßgarten zu Fotheringhay, wo der Dichter es wagte die geschichtliche Wirklichkeit höhern Forderungen der dramatischen Kunst aufzuopfern.*) Man hat den unglücklichen Ausgang jener Unterredung der stolzen Elisabeth mit der aufglühenden Maria Stuart besonders gegen das Ende sehr hart und beleidigend gefunden; man hat aber auch die Nothwendigkeit eingesehen, gerade durch eine solche Fiktion die äußerst undramatische Unentschlossenheit der Elisabeth zu einem raschen Entschluß zu bringen." Böttiger ließ Schiller

*) Böttiger mochte von einer ähnlichen Aeußerung des Dichters selbst gehört haben. Er war zur Zeit der Aufführung Gymnasialdirektor in Weimar. Freilich war Schiller gegen ihn sehr auf der Hut, aber dieser könnte ihn doch auch zu dieser Zeit selbst gesprochen oder Aeußerungen des Dichters von andern vernommen haben.

brieflich nur erwidern: „Sie lassen die Nothwendigkeit gelten, die mich gleichsam zwang, die beiden Königinnen zusammenkommen zu lassen. Aber eben darum darf auch im steigenden Wortwechsel kein Wort wegfallen. Dasselbe mag von dem gewaltigen Andringen Mortimers auf die geängstete Marie gesagt werden." In Böttigers Bericht hieß es weiter: „Herr Vohs gab dem fanatischen Mortimer alle Heftigkeit und Energie, die dieser stark gezeichnete Charakter zu fordern schien. Eine andere Frage bleibt freilich die, ob jene Heftigkeit bis zu gewissen Aeußerungen, die er sich in den letzten Momenten gegen die durch Liebe und Haß grausam verfolgte Maria erlaubte, überhaupt darstellbar, ja überhaupt in der Seele des religiösen Fanatikers gewesen sei. Auf jeden Fall hat die mildernde und, um mit Aristoteles zu reden, reinigende Kunst hier ihre heiligen Rechte." Hierauf soll Schiller geantwortet haben: „Was die Konventionsmenschen, die nur an Salons und geregeltem Repräsentationswesen kleben, als unanständig stempeln, ist zur Sühnung und Entsündigung der Unglücklichen, die sich einst hingab, um so nothwendiger, als auch sonst nicht leicht etwas anders gefunden werden dürfte, was die Schrecknisse (das Schreckliche?) ihrer Lage stärker malen könnte. Die plumpe Unbeholfenheit des Schauspielers kann freilich der Dichter nicht verantworten." Vgl. S. 30. Aber auch die Abendmahlsszene soll Schiller gegen Böttiger vertheidigt haben, obgleich in dessen Anzeige davon weder die Rede war, noch sein konnte, da diese schon bei der ersten Aufführung weggefallen war: dennoch könnten auch hier Aeußerungen Schillers zu Grunde liegen. Aber daß der Dichter die Szene durch die mittelalterlichen Autos sacramentales und die dramatisch vorgestellten Mysterien vertheidigt habe, ist höchst unwahrscheinlich;

ebenso wenig möchte er behauptet haben, kein vernünftiger Katholik nehme Aergerniß daran, nur die Protestanten schrieen Feuer. „Traurig genug, daß die Verhandlungen unserer Schaubühne und der kirchlichen sich wie die entgegengesetzten Pole verhalten", läßt Böttiger Schiller äußern, und mit den Worten schließen: „Der einzige Vorwurf, der mich treffen kann, ist, daß ich den Unmündigen schon für mündig hielt. Läßt man die Beichte und streicht das Abendmahl weg, so vermauert man das Thor und läßt die Schildwache davor stehn."

Zwei Tage nach der zweiten Aufführung des großartigen Dramas wurde zu Weimar die Bühne mit Titus geschlossen. Den 17. kam der berühmte Schauspieldirektor Schröder, der von der Bühne zurückgetreten war; er besah das neue Schauspielhaus, das er wohl eingerichtet fand, aber die Schauspieler waren in Lauchstädt. Goethe empfing ihn verbindlich. Sein Schwager, der theaterkundige Bibliothekssekretär Vulpius, der die Texte so vieler Opern verbessert, auch selbst Stücke geschrieben hatte, begrüßte ihn und sprach viel vom Theater, besonders von Maria Stuart, die er dem Karlos vorzog. Besonders aber hing sich Böttiger an Schröder, den er auch zu Herder führte. Herder, dem Schillers großartige dramatische Schöpfungen zuwider waren, weil sie seiner beschränkten Sittlichkeit vielfach nicht entsprachen, machte sich über seine Maria lustig, deren Schwächen er mit nüchternem realistischen Sinne zergliederte, ja diese weit überwiegend fand. Aber nicht allein er und Böttiger spotteten über den unendlich hoch über ihnen stehenden Dichter, auch der alte Wieland konnte nicht unterlassen, abends bei der Herzogin Mutter seinen wohlfeilen Späßen über die herrliche Dichtung freien Lauf zu lassen. Schröders Lebensbeschreiber Meyer, der uns

über dessen damaligen Aufenthalt zu Weimar berichtet, erzählt, Herder habe sich auch gegen ihn selbst über Schillers Trauerspiel in ähnlicher wegwerfender Weise geäußert, und er fügt hinzu: „Ich konnte die Wahrheit mancher einzelnen Bemerkungen nicht leugnen und würde ohne Zweifel sehr beschämt worden sein, wenn mir obgelegen hätte, die wenigen zu bekämpfen, die mir nicht einleuchteten. Aber in Ansehung des Gegners mußte ich ihm meine Ueberzeugung versagen, und bin dessen wohl zufrieden. Der Maßstab, den sich ein ausgezeichneter Geist erlauben darf, ziemt geringern Fähigkeiten nicht. Was einem Herder wenig Freude machte, ist wohl berechtigt, andere in Entzücken zu versetzen, und sind sie leichter abzufinden, so sind sie vielleicht weniger verständig, aber vielleicht glücklicher." Vielmehr dürfte man sagen, fähiger dem hohen Schwung zu folgen, der sich nicht an die platte Wirklichkeit bindet, über die uns der Dichter erheben soll. Wenn Herder die Maria verspottete, so kann man, wie Goethe einmal bemerkte, das edelste Dichtwerk leicht ins Lächerliche ziehen, und Herders eigene Dramen würden bei weitem mehr Seiten dem rücksichtslosen Spotte bieten. Drei Jahre später verletzte Herder Goethe durch ein solches frivole Wort über die natürliche Tochter. Meyer selbst äußert weiter: „Ich möchte wohl wissen, was einige vorzügliche Köpfe Weimars gegen das naturgemäßeste und zarteste und mit Zügen echter Weiblichkeit und ihres Einflusses überreich ausgestattete Gemälde Schillers so unversöhnlich gemacht." Was Herder getadelt, war ihm selbst entfallen, aber jedenfalls von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge hergenommen. Es ist gar leicht, den Dichter zu verzerren, wenn man ihm einen Hohlspiegel vorhält, und die dichterische Absicht und Bedeutung spöttisch übersieht. Wie

man, um ein launiges Gedicht zu fassen, der Laune zugänglich sein muß, so fordert das Drama eine ernstwürdige Stimmung. Durch ein bloßes Versehen sah Schröder damals Schiller erst kurz vor der Abreise. Ueber Schröders nüchterne Verkennung der Jungfrau vgl. unsere Erläuterungen S. 86, über den Aerger, den dieser ihm durch sein Verhalten beim Wallenstein gemacht, im betreffenden Hefte S. 8.

Am 3. Juli sandte der Dichter die Handschrift der Maria an Körner, dessen Urteil bei Wallenstein so sehr irre gegangen war. Dieser fand, Schiller nähere sich hier mehr der Manier der Alten, eine Handlung darzustellen, nicht einen Helden. Selbst die Hauptpersonen seien nicht idealisiert, keine ihrer Schwächen und gehässigen Seiten verborgen, nur den Talbot ehre und liebe man, aber er bleibe immer eine Nebenfigur, und vertrete gleichsam die Stelle des griechischen Chors. „Wie sehr ist es dir gleichwohl gelungen, jene hohe Rührung hervorzubringen, die der echten Tragödie eigenthümlich ist! Der Vortheil ist mir recht einleuchtend geworden, wenn die Handlung das Herrschende in dem dramatischen Produkte ist: alles vereinigt sich dadurch in einem einzigen Brennpunkt. Die Charakterdarstellung verliert dabei gar nicht, aber jeder Charakter erscheint durch seinen Antheil an der Handlung des Stücks. Hier gelang es dir sogar den Hauptzug des damaligen Zeitalters, den Kampf der Hierarchie mit ihren abtrünnigen Unterthanen, an das Schicksal Mariens anzuknüpfen. In der Darstellung erkenne ich deine kräftigste Manier, selbst das Jugendliche der Räuber in einigen Szenen Mortimers. Für eine glücklich gelöste Aufgabe halte ich besonders die siebente Szene des fünften Aktes [deren Abänderung für die Bühne Schiller nicht mitgeschickt hatte]. . .

Es ist kein Grund vorhanden, religiöse Gegenstände vom Gebiete der dramatischen Kunst auszuschließen, und daß man so etwas auf dem Theater nicht verträgt, beweist blos die noch herrschenden unwürdigen Begriffe von der Schauspielkunst. So lange diese aber noch dauern, ist es recht, eine solche Szene für das Theater abzuändern. . . . Der Dialog ist einfacher und weniger geschmückt als in deinen frühern Produkten, ohne dabei an Gehalt zu verlieren. Die Jamben werden immer fließender, und die geänderte Versart im Anfange des dritten Akts macht eine treffliche Wirkung. . . . Es gibt ein englisches Stück über diesen Stoff von Banks, das ich besitze.*) Ich konnte mir nicht versagen, es anzusehn, fand es aber erbärmlich; er hat Norfolks Liebe und Hinrichtung besonders ausführlich behandelt." Schiller, den dies Urtheil sehr freute, besonders da Körner beim Wallenstein auf die Hauptperson zu viel Gewicht gelegt hatte, erwiderte sofort. „Nach meiner Ueberzeugung", äußerte er, „hat das moralische Gefühl niemals den Helden zu bestimmen, sondern die Handlung allein, insofern sie sich auf ihn allein bezieht oder allein von ihm ausgeht. Der Held einer Tragödie braucht nur so viel moralischen Gehalt, als nöthig ist, um Furcht und Mitleid zu erregen. Freilich macht man schon längst andere Forderungen an den tragischen Dichter, und uns allen ist es schwer, unsere Neigung und Abneigung bei Beurtheilung eines Kunstwerkes aus dem Spiel zu lassen: daß wir es aber sollten und daß es zum Vortheil der Kunst gereichen würde, wenn wir unser Subjekt mehr verleugnen könnten, wirst du mir eingestehn. Da ich übrigens selbst von alten Zeiten her an solchen Stoffen

) Vgl. oben S. 15.

hänge, die das Herz intereſſiren, ſo werde ich wenigſtens ſuchen, das eine nicht ohne das andere zu leiſten, obgleich es der wahren Tragödie vielleicht gemäßer wäre, wenn man die Gelegenheit vermiede, eine ſtoffartige Wirkung zu thun.“ Körner bemerkte darauf, daß er einen abſoluten perſönlichen Werth, eine Hoheit der menſchlichen Natur doch immer von der Hauptfigur fordere, da ſonſt auch die Handlung nicht intereſſiren, freilich Furcht und Mitleid erregen könne, aber nicht beide, wie Ariſtoteles wolle, reinigen; zur Veredlung unſerer Theilnehmung gehöre auch das Idealiſche der Perſonen, und ſeine Maria ſei idealiſirt.

Cotta ging gern auf Schillers Vorſchlag ein, das Stück als Almanach drucken zu laſſen, beſonders da ſein lyriſcher Muſenalmanach aufhörte; weil aber in der betreffenden jenaiſchen Druckerei eine bei der Länge der Verſe zu dem Taſchenbuchformat paſſende Schrift fehlte, ſtand der Dichter davon ab. Maria ſollte nun im wallenſteiniſchen Format nächſte Oſtern erſcheinen; der Druck könne gleich beginnen. Aber auch die Herausgabe der engliſchen Ueberſetzung von Melliſh, die der deutſchen Maria noch vorangehn ſollte, ward ernſtlich betrieben. Die drei erſten und den halben vierten Akt ſandte Schiller deshalb ſchon den 29. Auguſt an Cotta. Der Druck ward in London durch Vermittelung des Schriftſtellers Johann Chriſtian Hüttner bei dem Buchdrucker Bulwer begonnen, aber Hüttner überraſchte am 27. Januar 1801 Cotta mit der Nachricht, die Ueberſetzung ſei nach dem Urtheil kundiger Freunde ſo ſchlecht, ſo voll Germanismen, ſo ungrammatiſch, reich an Widerſprüchen, manchmal zuſammenhangslos, an unzähligen Stellen ſo rein proſaiſch, daß ſie entſchiedenes Unglück machen müſſe; auch hätten mehrere Buchhändler den Verlag der Ueberſetzung abgelehnt. Deshalb

rieth er, die gedruckten Bogen zu vernichten und lieber den kleinen Schaden zu tragen als sich einem weit größern auszusetzen. Aber Schiller erkannte, daß Hüttner sich von Freunden der englischen Buchhändler hatte hintergehn lassen, da Mellish ein seiner Muttersprache durchaus kundiger, gebildeter und gelehrter Engländer, und was man sonst gegen eine in Deutschland gemachte Uebersetzung bemerkt hatte, offenbar seichtes Gerede sei. Deshalb bat er Cotta, die gedruckten Bogen liegen zu lassen, bis man das Urtheil eines sachkundigen englischen Gelehrten eingeholt. „Diese leidige Geschichte hat mich so verdrießlich gemacht", schloß er seinen Brief vom 6. Februar, „daß ich lieber den ganzen Verlust tragen als mich noch einmal darüber expliziren möchte. Die deutsche Maria soll uns, wie ich hoffe, über das Fehlschlagen der englischen Spekulation trösten: leid sollte mirs wenigstens thun, wenn Sie nur einen Augenblick Ihre Freude an diesem Verlage verlören, den Ihnen zwei andere [londoner] Buchhandlungen gern entrissen hätten." Cotta aber, den Schillers Mißmuth betrübte, gab sofort Auftrag, den Druck zu beschleunigen. „Vergessen Sie diese unangenehme Geschichte", schrieb er dem Dichter, „und bewegen Sie doch Gädike [Buchdrucker in Jena], daß er mich durch Zusendung der Aushängebogen doch bald in den Stand setzt, mich an diesem Werke für den Jammer der Lage unseres Vaterlandes zu laben." Bei der Durchsicht des Stückes zum Druck änderte Schiller wenig, ein paarmal mit Rücksicht auf Körners Bemerkungen; der Vers ward häufig berichtigt, einzelnes gestrichen, was in der Theaterbearbeitung stehn geblieben war, wogegen er das dort Gestrichene beibehielt. Leider wurde die Durchsicht übereilt, da Schiller auch Macbeth, Karlos und den Abfall der

Niederlande zum Druck durchgehn mußte, und er tief in der Dichtung seiner Jungfrau von Orleans steckte. Der Druck war Ende April vollendet. Leider fiel hier V, 14 nach dem Verse Elisabeths: „Bedenkt Euch . . . Schrift?" Davisons Angstruf aus: „Erneuert? — Ewige Barmherzigkeit!" den erst Joachim Meyer nach der Theaterhandschrift wieder eingefügt hat. Auch sonst hatte sich eine Anzahl Druckfehler eingeschlichen. Der erste Druck erschien in drei Ausgaben, auf Velin-, Schreib- und Druckpapier. Auch hier war, wie bei Wallenstein, häufig ein Gedankenstrich statt des Punktes gesetzt. Noch in demselben Jahre ward eine zweite Auflage, zum Theil auf Post-, zum Theil auf Druckpapier, und im folgenden eine dritte nöthig, die sich von der ersten nur durch einen Druckfehler unterschieden. Nach Schillers Tod erschien Maria Stuart 1807 im vierten Bande von dessen Theater. Hier war II, 4 in der Rede Talbots nach dem Verse: „Schwer büßte . . . Schuld" der folgende ausgefallen: „Und Zeit ist's, daß die harte Prüfung endet!" den gleichfalls erst Meyer wieder hergestellt hat. Zu der historisch kritischen Ausgabe", in welcher Hermann Oesterley die Maria Stuart lieferte (1872), sind außer den drei ersten Ausgaben, dem Theater (1807), den Abdrücken von Körner (1815) und Meyer (1860) die leipziger und hamburgische Theaterhandschrift und die Uebersetzung von Mellish benutzt. Die erstere Theaterhandschrift scheint genauer verglichen als die zweite; nur in wenigen Stellen weichen sie von einander ab. Die neue vollmersche Sonderausgabe zeichnet sich durch die bekannte Sorgfalt des zu früh hingeschiedenen Herausgebers aus.

Anfangs Juli des Jahres 1801 war nun auch die englische Uebersetzung zu London in Kommission von Escher und Geis-

weiler erschienen unter dem Titel: Mary Stuart, a Tragedy. By Frederick Schiller. Translated into English by J. C. M. Esq. Den Druck der übrigen Bogen (von L an) hatte G. Auld übernommen. In der Vorrede ward der Wunsch ausgesprochen, das Stück möge auf die englische Bühne kommen; man habe es dieser angeboten, als es noch nicht vollendet gewesen, ohne eine Antwort zu erhalten: der Uebersetzer hoffe, die Verdienste des Stücks nicht so vermindert zu haben, daß es die tragische Wirkung eingebüßt. In einer Anzeige der Uebersetzung in den von Hüttner herausgegebenen englischen Miscellen wurde nur des schönen Druckes und der „gelehrten" Vorrede gedacht, welche die Charaktere mit kurzen, aber treffenden Zügen schildere. Die Uebersetzung ist für uns von großem Werte, weil Mellish am Anfange (bis zu II, 3) die frühere Fassung benutzte, aus der im Drucke manche, meist auch in der Theaterbearbeitung fehlende Stellen ausgeschieden waren. Sie fand gar keinen Absatz, wie Cotta am 29. Dezember meldete, woran das Ungewöhnliche des Verlags eines deutschen Buchhändlers in England und der seit kurzem eingetretene Umschwung beitrugen, daß deutsche Schauspiele und Romane als sittenlos, deutsche Literatur als Ausfluß einer gottesleugnerischen Philosophie und eines verkappten Jakobinismus verschrieen wurden, nicht am wenigsten auch die für die meisten Engländer verletzende Auffassung des Stoffes. Ob eine von Irland aus angezeigte Uebersetzung, von welcher Cotta im angeführten Briefe spricht, wirklich erschienen ist, wissen wir nicht.

Auf der Bühne hatte Maria viel weniger dauernden Erfolg als Wallenstein und die rasch auf sie folgende Jungfrau von Orleans. Man wußte das so fein angelegte, mit künst-

lerischer Mäßigung durchgeführte Stück nicht so leicht sich anzueignen: die von schwerer Schuld belastete katholische Maria, rührte wohl, aber erschütterte nicht; die Darstellung der Elisabeth als Heuchlerin, die scheinbare Feier des Katholizismus, die Streitszene und die geistliche Handlung auf der Bühne verletzten, da eine reine Kunstwirkung bei der befangen urtheilenden Menge und selbst bei den durch den Stoff vorwiegend bestimmten Gebildeten nicht zu finden war. Freilich floß die Jungfrau von Orleans dem Dichter mehr aus dem Herzen, und das Schwungvolle der Heldin wirkte mächtiger auf das Gefühl, während bei Maria der Verstand mit dem Stoffe einen harten Kampf bestanden hatte, freilich ohne daß die anschauliche Lebhaftigkeit der Darstellung darunter gelitten hätte. Die vortreffliche Leitung der Handlung, die künstliche Verschlingung so vieler Fäden zu einer glücklich in einander sich verschlingenden dichterischen Fabel, das sprechende Zeitbild jenes politischen und religiösen Kampfes, die vollendete dramatische Belebung so mannigfacher Charakter in dieser leidenschaftlich verworrenen Welt erkannten wenige, wenn auch das Ergreifende mancher hochtragischen Stellen von bedeutender Wirkung war. Schiller selbst sah im September 1801 die berühmte Unzelmann als Maria. Diese spielte ihre Rolle mit Zartheit und großem Verstande, ihre Deklamation war schön und sinnvoll, aber der Dichter vermißte an ihr den vollen Schwung und den echten tragischen Stil; sie nähere sich zu viel dem Konversationstone, alles in ihrem Munde werde zu wirklich. Bei Schillers Anwesenheit zu Berlin im Mai 1804 wurden seine übrigen neuern Stücke ihm zu Ehren aufgeführt, nur nicht Maria Stuart.

Frau von Staël erklärte diese für die pathetischste und

am besten angelegte deutsche Tragödie; Mariens wunderbar gehaltener Charakter bewirke ein immer steigendes Interesse, man fühle Mitleid mit ihrer Reue wie mit ihren Fehlern, doch hätte Elisabeth vielleicht etwas weniger grell gezeichnet werden sollen. In England fand das Stück der ungünstigen Schilderung Elisabeths wegen die unfreundlichste Aufnahme; trotz einzelner Schönheiten hielt man es für verfehlt und matt, ja Bulwer meinte, seine Schwächen von Schillers damaliger Körperschwäche herleiten zu müssen, da der Dichter im Jahre 1800 sich sehr übel befunden habe! Nur Schillers Bewunderer Carlyle nahm sich später des Stückes lebhaft an, wenn ihm auch die Moral nicht sehr empfehlenswerth schien, da Mariens blutige Verbrechen durch jahrelangen Kummer und Leiden gesühnt würden. Ins Französische wurde das Stück erst 1816 übersetzt. Aber wie hätte das damalige Frankreich es sich aneignen können! In Lebruns freier Bühnenbearbeitung, welche mit dem Werke auf die allerfreieste Weise umging, sah man es mit Beifall; diese, hieß es, habe das Gold vom Blei geschieden und die zahlreichen die deutsche Dichtung entstellenden Fehler getilgt!*)

Die erste genau eingehende Beurtheilung in der allgemeinen Literaturzeitung 1802 Nr. 1 f. schien Schiller so verfehlt, daß der Herausgeber Schütz gegen ihn äußerte: „Ihre Bemerkung über das Hauptinteresse in der Maria Stuart hat in mir wieder den Wunsch erregt, daß eminente Dichter in einer Vorrede oder Selbstrezension von ihrem Plane Rechenschaft geben möchten. Sie thäten damit nichts anders, als was ein Künstler thut, der einem den Standpunkt anweiset, aus

*) Vgl. Cosack Le Théâtre de Schiller imité et traduit en France (1853) S. 12 ff.

welchem sein Gemälde am besten betrachtet werden könnte." Goethe hielt unser Drama für eine der höchsten, wenn nicht die höchste Leistung Schillers. Es war des Freundes erstes Stück, das er kurz nach dessen Tod sah, doch fühlte er sich damals so angegriffen, daß er nur den beiden ersten Aufzügen beiwohnen konnte. Tieck erklärte Marien für den gelungensten weiblichen Charakter des Dichters. A. W. Schlegel rühmte die Kunstfertigkeit und Gründlichkeit der Anlage und Ausführung; alles sei weislich abgewogen, die Wirkung unfehlbar, Mariens letzte Szene wahrhaft königlich, die religiösen Eindrücke mit würdigem Ernst behandelt. Dagegen fehlte es leider nicht an den wegwerfendsten Urtheilen, wenn diese auch weniger öffentlich zu Tage traten. Das allerwunderlichste fällte der sonst so geschmackvolle Gustav von Brinkmann in einem Briefe an Fr. Jacobi; die hohe Kunst der feinen dramatischen Gliederung und der charakteristischen Ausführung entging ihm völlig. Neuerdings hat Bulthaupt der Tragödie vorgeworfen, der fünfte Aufzug lösche unbegreiflicherweise das Vergangene aus, sei eine, wenn auch glänzend verdeckte Irrung des Dichters. So wenig erkannte er den Nerv der Dichtung. In der eigenthümlichen glänzenden Technik komme sie seinen Jugenddramen am nächsten, meint er, aber diese Technik sei verfehlt, jede eigentliche Handlung vermisse man. Und doch ist die von Schiller geschaffene neue Handlung eine seiner glücklichsten Schöpfungen und hält uns von Anfang bis zu Ende in theilnehmendster Spannung, ja über Mariens Tod hinaus, da das Ganze ein politisches Spiel der königlichen Heuchlerin ist, die nur im Untergang ihrer gehaßten Nebenbuhlerin Beruhigung zu finden vermag, aber dadurch auch sich vor sich selbst vernichtet.

Eben erhalte ich den zweiten Band von L. Bellermanns Schrift über Schillers Dramen, in welchem Maria Stuart eine feinsinnige ästhetisch-psychologische Beurtheilung gefunden hat. Doch scheint er mir oft etwas hereinzulegen, worüber er die natürliche Absicht des Dichters übersieht, und irrig vorauszusetzen, dieser habe unmöglich bei spätern Einschaltungen, die er zu besonderm Zwecke machte, den Zusammenhang augenblicklich so aus dem Auge verloren, daß er etwas diesem Widersprechende hinzudichte. Wer aber genau mit unsern Klassikern sich beschäftigt, findet mehrfach das Gegentheil. Doch gehen wir zum einzelnen über. Bellermann behauptet, Mariens tragisches Schicksal werde durch ihre eigene Handlungsweise bei der Zusammenkunft mit Elisabeth begründet und „ruhe auf ihrem Charakter", der „sie zwinge, den Schritt zu thun, der ihr Tod ist"; sie müßte aufhören, sie selbst zu sein, sollte sie anders sprechen. Rettung sei noch möglich gewesen, wenn sie ihrem wild empörten Blute hätte gebieten können. Bleiben wir zunächst beim letztern stehn, so muß ja Bellermann selbst einräumen, auch die sanfteste und nachgiebigste Haltung der Dulderin hätte Elisabeths Haß nicht erweichen können, doch meint er, vielleicht hätte diese die Hinrichtung aufgeschoben und Maria sich dann aufs neue um Mittel umsehn können, und man könne nicht wissen, was durch Mortimer und sonst hätte geschehn können. Aber diesem fortlaufenden Können gegenüber zeigt der ganze Bau des Dramas, daß Maria unrettbar verloren ist, daß Elisabeth, die englische Staatsweisheit und das von der katholischen Königin allerschlimmstes Unheil fürchtende Volk ihren Tod fordern, ja der eigentliche Rückgrat des Stückes ist eben, daß alles, was zu Mariens Befreiung, von andern oder von ihr selbst, unter-

nommen wird, ihr zum Schaden gereicht, wie zuletzt ihr Brief an Elisabeth und die Verbindung mit Leicester, die eben bewirken, daß Elisabeth in der schlimmsten Stimmung mit der Unglücklichen zusammentrifft, endlich der auf dem Rückwege gemachte Mordversuch, an dem sie völlig unschuldig war. Und Mariens Verhalten entstellt Bellermann auf das ärgste: denn daß die Zusammenkunft diesen schlimmen Ausgang nimmt, ist nicht die Schuld von ihrer Leidenschaft, sondern von Elisabeths durch die Art, wie Leicester den Besuch eingeleitet hatte, veranlaßter Absicht, höhnisch über die Tiefgebeugte zu triumphiren. Maria leistet das Aeußerste an „lammherziger Gelassenheit", wie schwer es auch ihrem Herzen fällt, sie erniedrigt sich, da sie die Feindin besänftigen will, ihrer Befreiung bringt sie das bitterste Opfer, vergißt alles Unrecht, was sie erlitten: aber die ehrsüchtige, in ihr die Feindin ihrer Herrschaft hassende, auf ihre Reize neidische Elisabeth spottet ihres Unglücks, stellt sich ihr mit verächtlichster Herabwürdigung ihres Lebens als Tugendspiegel gegenüber, beleidigt sie endlich auf das gemeinste, so daß ihr empörtes Gefühl zum Ausbruch kommen muß. Und je tiefer sie sich gedemüthigt, je gewaltsamer sie sich bezwungen hatte, um so leidenschaftlicher muß sie ihren Jahre lang gehegten Groll gegen diese heuchlerische Königin ergießen, die den ihr selbst gebührenden Thron einnimmt und ihr gegebenes Versprechen auf die niederträchtigste Weise gebrochen hat. Schiller war weit entfernt in diesem Aufbäumen von Mariens edlem Selbstgefühl, wie Bellermann uns einreden will, „ein Gemüth von ursprünglicher dämonischer Leidenschaft" entfalten, uns zeigen zu wollen, „wie diese Maria zu so blutigem Frevel habe kommen können", da er gar nicht die vor der Handlung liegenden Thaten zu begründen, nur die

zum Verständniß dienenden geschickt aufzuführen brauchte: auf die Möglichkeit des Zusammentreffens der beiden Königinnen zielen die beiden ersten Akte, dieses selbst bildet den nothwendigen Fortschritt der Handlung, womit er keine solche ungehörige Nebenabsicht erreichen will.

Auch der von Bellermann behaupteten Zwiespältigkeit im Charakter der Maria können wir nicht zustimmen. Eine solche soll in der Vorgeschichte der Handlung liegen, die er ohne Noth ausgräbt. Nur gegen die dargestellte Handlung darf der Dichter keine Bedenken aufkommen lassen; was vorangegangen, müßte gar absonderlich sein, wenn der Zuschauer die Erzählung davon unglaublich finden sollte. Die dramatische Lösung der Zwiespältigkeit sei freilich gelungen, meint Bellermann, nur dem Charakter Mariens hafte etwas Anstößiges an. Er beruft sich dabei auf die Aeußerung der Amme I, 4: sonst habe Maria sie über das Unglück der Gefangenschaft, welche diese mit ihr theilte, getröstet, was Bellermann anders faßt, als es gemeint ist. Der Frohsinn und die Flatterhaftigkeit stehn nur der Schwermuth entgegen; sie stellte sich ruhiger, um den Kummer der Amme zu verscheuchen, und verbarg ihr die sie quälende Reue. Auch von Mariens „Trotz" spricht Bellermann ohne Grund: sie stemmte sich nur gegen das in England, wo sie Schutz gesucht hatte, gegen sie verübte Unrecht. „Können in einer Brust zwei verschiedene Seelen wohnen?" fragt Bellermann, ohne sich der landläufigen Aussprüche über zwei Seelen zu erinnern. Mit dem Bewußtsein ihrer Schuld vereinige sich schwer, daß sie nach der Einwilligung in Darnleys Tod noch so lange fröhlich weiter gelebt, ohne dem Leben und seinen Hoffnungen innerlich und endgültig zu entsagen. „Eine Frau, die

so schweres gethan hat", ruft er aus, „müßte dem natürlichen menschlichen Bewußtsein zu Folge nicht Jahre lang so sein können; dadurch erregt sie den Anschein [aber auch nichts mehr, und nur bei solchen, welche die Lebenslust eines warmfühlenden Herzens nicht kennen], ihre Reue sei nicht so tief und wahr." Sollte sie etwa in Gram sich verzehren? Dabei hat Bellermann ganz vergessen, daß sie nicht bloß das sündige Weib ist, sondern auch Königin, die königliches Blut in ihren Adern fühlt, und als sie so schrecklich durch Elisabeth vergewaltigt worden, einen Gegenstand all ihres Sinnens und Trachtens erhalten hat, die endliche Befreiung aus der Gefangenschaft, die Abwehr des zu ihrem Verderben geschmiedeten Gesetzes und des Mißbrauchs des gerichtlichen Verfahrens. Wenn sie im Augenblick, wo Leicester sich ihr nähert, noch einmal den Gedanken faßt, sie könne in der Verbindung mit ihm das eheliche Glück genießen, das ihr mit ihrem ersten Gatten zu Theil geworden, so begreifen wir es wohl, daß die warme Lebenslust der Frau auf kurze Zeit den Gedanken verdrängen konnte, sie müsse ihre Blutthat blutig büßen. War dies eine Schuld, so wird sie schwer dafür gestraft, wie das von mir bedeutsam hervorgehoben worden ist. Sie selbst fühlt, daß der Himmel sie straft, da er alle ihre Pläne zu nichte macht, und ihr trotz aller Vergehen fester katholischer Glaube läßt sie jetzt in dem über sie verhängten schmachvollen Tode eine Gnade des Himmels erkennen, der sie auf Erden büßen und zugleich als Blutzeugin ihres Glaubens fallen läßt. Uebrigens mag Herder, der über unsere Tragödie spottete, ähnliches wie Bellermann, nur schärfer gerügt haben, da er gegen alle wahre Tragik später verstockt war. Auch in Elisabeths Charakter entdeckt Bellermann einen Anstoß. Die verführerische Aussicht, welche

diese Mortimer auf ihre Frauengunst eröffne, sei ein so niedriger Zug, daß eine Frau so etwas ohne Liebe zur Gewinnung eines äußern Zweckes unmöglich thun könne. Wir sind so weit entfernt, mit Bellermann dem Dichter vorzuwerfen, er habe hier sich in der Farbe vergriffen, ein Zerrbild geliefert, daß wir vielmehr glauben, er habe nicht glücklicher die wilde Gier von Elisabeths Verlangen, durch einen Meuchelmord sich ihrer Gegnerin zu entledigen, darstellen können als dadurch, daß sie selbst ihre Frauenwürde preisgibt und sich Mortimer als Lohn anbietet: freilich nicht, um ihm diesen zu Theil werden zu lassen, sondern nur, um ihn zu reizen und später den Mörder zu verleugnen, wie dies Paulet, der sie kennt, bestimmt genug andeutet.

Eine wesentlich neue und zugleich wahre Auffassung finden wir bei Bellermann nicht. Freilich müssen Handlung und Charakter menschlich wahr sein, aber die erste Forderung bleibt doch, daß der Ausleger des Dichters wirkliche Absicht nicht verkenne; immerhin mag man dann dessen Schilderung nach ihrer innern Wahrheit beurtheilen, wodurch diese gewinnen wird, wenn nur der Deuter sich der nothwendigen Grenzen bewußt bleibt und nicht sein eigenes Gefühl irrig für ein allgemein menschliches hält. In den hinzugefügten abgerissenen Bemerkungen über einzelne Stellen findet sich bei Bellermann vieles Richtige, das wir dankbar anerkennen, aber nicht alles ist neu und zugleich wahr und nicht alles bedeutend.

II. Stoff.

Mariens Unglück war eine Folge der politischen Zerwürfnisse und der schwierigen Stellung, worin die mit einem empfindsamen Herzen begabte, aber jeder Willensstärke ermangelnde junge Königin sich befand; ihr Untergang ward durch die Entschiedenheit herbeigeführt, womit sie, von einer sie mißbrauchenden Partei verführt, ihren Ansprüchen auf den englischen Thron nicht entsagen zu dürfen glaubte, obgleich das größtentheils protestantische England, in Erinnerung an die traurigen Tage unter der gleichnamigen Tochter Heinrichs VIII., vor der Wiederkehr einer katholischen Königin sich entsetzte. Ihre Mutter Maria, eine Schwester der in Frankreich herrschenden strengkatholischen Guisen, hatte die von König Heinrich VIII. gewünschte Verbindung Mariens mit seinem Sohne, als einem Protestanten, zurückgewiesen, wodurch sie den eigentlichen Grund zu allen Verwicklungen legte, die ihr Leben verwirrten und zerstörten. In ihrem sechsten Jahre kam die schon acht Tage nach der Geburt, am 8. Dezember 1542, ihres Vaters, der ihr den Krieg mit England hinterlassen sollte, beraubte Thronerbin Schottlands an den üppigen, bildungsreichen französischen Hof, wo ihr das

schönste Schicksal bereitet schien, da sie dem jungen Dauphin Franz verlobt ward, weil man durch sie Schottland mit Frankreich zu einem England überlegenen Reiche vereinigen, ja selbst ihre Ansprüche auf den englischen Thron zu Frankreichs Vortheil verwerthen wollte. Maria, die sich in vollem Glanze der Schönheit entwickelte, ward leider zu frühe mit allen sinnlichen Reizen vertraut; doch auch für Wissenschaft und Kunst zeigte sie große Liebe und Begabung. Noch vor Vollendung ihres sechzehnten Lebensjahres ward sie dem schwächlichen, aber sie innig liebenden Dauphin Franz vermählt. Als in England die verhaßte katholische Maria starb, nahm die französische Dauphine mit ihrem Gatten auf den Rath ihres Oheims, des Herzogs von Guise, unter Genehmigung des französischen Königs, den englischen Königstitel an: die vom Parlamente berufene Elisabeth habe als uneheliches Kind nach katholischen Grundsätzen kein Erbrecht, sie allein sei, als Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII., zum englischen Throne berechtigt. Papst Paul III. hatte auf die Anzeige von Elisabeths Thronbesteigung Marien als einzig rechtmäßige Thronerbin anerkannt, doch dürfe Elisabeth, wenn sie die Sache seiner Entscheidung überlasse, jede mit der Gerechtigkeit verträgliche Nachsicht erwarten. Heinrich VIII. hatte kurz vor seinem Tod Elisabeths Erbrecht anerkannt, ohne indeß seine frühere Erklärung derselben als Bastard aufzuheben, Mariens, der Enkelin seiner Schwester, hatte er gar nicht gedacht; seine Bestimmung hatte das Parlament genehmigt. Durch den bereits am 10. Juli 1559 erfolgten Tod König Heinrich II. von Frankreich wurde Franz II., Mariens Gatte, zum Throne berufen; aber schon gegen Ende des folgenden Jahres starb dieser, für dessen minderjährigen Bruder Karl IX. die der jungen Wittwe

seit lange abgeneigte Mutter Katharina von Medici die Regentschaft führte. Wenige Monate vorher war Mariens Mutter gestorben, am 6. Juli zu Edinburg zwischen den französischen, schottischen und englischen Bevollmächtigten ein Vertrag geschlossen werden, wonach der König und die Königin von Schottland nicht ohne Einwilligung der Stände Krieg erklären und Frieden schließen durften, die neue Königin nebst ihrem Gatten Franz II. erklären sollte, während des Lebens der Elisabeth und ihrer Nachkommen nicht den englischen Königstitel führen zu wollen. Elisabeth konnte diesen Vertrag leicht bestätigen. Der König und die Königin von Frankreich verweigerten seine Anerkennung, erhoben gegen das eigenmächtige Verfahren der schottischen Grafen, welche die katholische Religion, worin beide erzogen waren, in ganz Schottland abgeschafft hatten, entschiedenen Einspruch und warfen Elisabeth vor, daß sie ihre Unterthanen in ihrem Ungehorsam unterstützt habe. Maria zog sich nach dem Tode ihres königlichen Gatten zu ihren Verwandten nach Lothringen zurück, wohin sie von dem englischen Gesandten verfolgt wurde, der ihr die Bestätigung des edinburger Vertrags abzudringen hoffte. Auf ihre Erklärung, erst in Schottland, nach Befragung der Stände, sich bestimmen zu wollen, lehnte Elisabeth ihre Bitte, durch England nach Schottland reisen zu dürfen, ganz ungebührlich mit heftigen Vorwürfen wegen der Nichtbestätigung des Vertrages ab; diese aber erwiderte leidenschaftlich, sie könne auch wider ihren Willen sich nach Schottland begeben. Maria vergoß heiße Thränen, als sie ihr geliebtes Frankreich verließ, ja sie wünschte, wie Brantôme erzählt, daß sie durch eine englische Flotte zur Rückkehr genöthigt werden möchte. Glücklich entging sie den, wie es hieß, von Elisabeth gegen sie ausge-

sandten Schiffen und landete in Leith ganz unerwartet, da sie absichtlich vierzehn Tage vor der festgesetzten Zeit Frankreich verlassen hatte. Unter vollem Jubel zog die neunzehnjährige Königin in ihre Hauptstadt ein. Dort sah sie sich bald ihres Glaubens wegen den ärgsten Schmähungen ausgesetzt. Vergebens suchte sie ihre protestantischen Gegner dadurch zu versöhnen, daß sie, obgleich man ihr von der andern Seite die Wiederherstellung der katholischen Religion einreden wollte, jeden Versuch gegen die Protestanten für Hochverrath erklärte, ja diesen die ersten Stellen gab: aber der Haß gegen sie als Katholikin wurde durch ihre Neigung für Frankreich und ein freiheiteres Leben noch gesteigert. Zwar trat sie mit Elisabeth wieder in freundliche Verbindung, doch zu einer Verständigung über die englische Thronfolge kam es nicht, da Maria darauf bestand, als nächste Thronerbin anerkannt zu werden; noch weniger kam es zu der benachsichtigten Zusammenkunft der beiden Königinnen zu York. Elisabeth verschob diese immer weiter, aus Eifersucht auf Mariens strahlende Schönheit und aus Furcht vor Aufregung ihrer Anhänger in England. Maria schickte den Ritter James Melvil als Gesandten. Dieser, der Elisabeth genau beobachtete, warnte seine Königin, sich auf Elisabeths Freundschaft zu verlassen; alle ihre glatten Worte erklärte er für Verstellung und Lüge. Maria wollte wegen ihres Anspruches auf den englischen Thron nicht ohne Elisabeths Willen sich wieder verheiraten; deshalb zog sie diese wegen der Bewerbung des Erzherzogs Karl von Oesterreich zu Rathe. Elisabeth erklärte sich gegen ihn; sie ließ ihr ihren eigenen Liebhaber Lord Dudley vorschlagen. Aber der Antrag einer Vermählung mit einem Unterthanen Elisabeths, dessen Vater und Großvater

auf dem Blutgerüst geendet, versetzte Marien in Zorn, und so wies sie ihn entschieden zurück. Da die Schotten dringend ihre Vermählung forderten, sie selbst auch den Wunsch hegte, dem Lande einen Thronfolger zu geben, wogegen Elisabeth, die mit dem Vorschlag ihres eigenen Günstlings sie nur hinzuhalten gesucht, auf keine Verbindung mit einem auswärtigen Fürsten eingehn wollte, wandte Maria ihre Gedanken auf einen ihrer Verwandten, Henry Stewart Lord Darnley*), den schönen, erst zwanzigjährigen Sohn der Gräfin Lennox, einer Tochter der jüngern Schwester Heinrich VII. aus zweiter Ehe. Eine solche Verbindung schien auch Elisabeth gefallen zu müssen, da Darnley in ihrem Reiche geboren, Erbe der englischen Kronlehen seines Vaters, des Grafen von Angus, und mit dem englischen Königshause nahe verwandt war. Allein Elisabeth kam auf Lord Dudley zurück, den sie, scheinbar, um ihn der schottischen Königin annehmbarer zu machen, zum Grafen von Leicester erhob. Auf Mariens Bedingung, ihr Erbrecht auf den englischen Thron sicher zu stellen, ging sie nicht ein, erklärte nur, es solle sie nicht gereuen, wenn sie dem von ihr zum Grafen Leicester erhobenen Dudley ihre Hand reiche. In bitterstem Unmuth, durch alle ihre Nachgiebigkeit bei Elisabeth nichts erreicht zu haben, müde der Abhängigkeit von dieser falschen Freundin, der es im Grunde mit dem Vorschlage Leicesters auch nicht Ernst sei, reichte sie dem reizenden jungen Darnley ihre Hand. Doch nicht allein die leidenschaftlichen Protestanten, unter ihnen vor allem der grimmige Knox, bekämpften diese Heirat und schmähten auf den

*) Die Form Darley, die besonders Oncken als einzig richtig nachweisen wollte, ist nur eine mißbräuchliche Entstellung.

katholischen König Heinrich (denn Maria hatte ihm ohne Genehmigung des Parlaments den Königstitel gegeben), sondern die, wie immer, von Elisabeth unterstützten mißvergnügten Großen verbündeten sich gegen sie, ja griffen zu den Waffen. König Heinrich und Maria zogen an der Spitze eines stärkern Heeres ihnen entgegen und zwangen sie, nach England zu fliehen, wo sie bei Elisabeth freundliche Aufnahme fanden. Ueber die weitere traurige Entwicklung dieser unseligen, durch so manche Einflüsse gestörten Ehe heißt es bei dem von Schiller benutzten Archenholz: „Das Glück des Darnley, mit dem Königstitel zu prangen und der Gemahl der schönen Maria zu sein, ward theuer erkauft. Schon im ersten Jahre ward sie seiner überdrüssig, woran ihre Liebe zu Rizio*), einem italienischen Sänger, vorzüglich Schuld war. Dieser Mensch wurde nicht allein ihr Vertrauter bei Vergnügungen, sondern auch ihr geheimer Sekretär und vornehmster Rathgeber in Staatsangelegenheiten, ob er gleich weder die Gesetze des Landes, noch dessen Sprache verstand. Man konnte

*) David Riccio aus Poncalieri in Piemont, der 1561 als Sekretär des savoyischen Gesandten nach Schottland gekommen, war jung, aber nicht schön, von etwas mürrischem, abstoßendem Wesen, gewandt im italienischen und französischen Ausdrucke. Da er eine gute Baßstimme hatte, die gerade in der Hauskapelle der Königin fehlte, so bat diese den Gesandten, ihn in ihre Dienste treten zu lassen. Er kam an die Stelle ihres nach Frankreich zurückkehrenden Kabinetssekretärs und ward ihr allmächtiger Günstling. Auch die Verbindung mit Darnley, dessen vertrautester Freund er wurde, war durch ihn vermittelt und leidenschaftlich betrieben worden. Schiller nennt ihn Rizio, wie Robertson, Cambden Rizius, Rapin Rizzo, Archenholz Ritzio. Eine verbrecherische Neigung Mariens zu ihm hatte schon Robertson entschieden zurückgewiesen, und heute ist diese Verleumdung ihrer Ehe, wie so manche andere, allgemein als solche erkannt.

endlich keine Gunst bei Hofe als durch seinen Kanal erlangen. Alles mußte ihm bezahlt werden; dabei empörte er jedermann durch seinen Uebermuth. Zu diesem allem kam das Gerücht, daß Maria ihm die Kanzlerwürde zugedacht hätte. Die dadurch aufs äußerste gereizte Geduld der Großen und des Königs erzeugte nun eine Verschwörung wider das Leben dieses Unwürdigen.*) Heinrich selbst trat an deren Spitze und nun wurde Rizios Ermordung beschlossen. Es war am 9. März 1566, daß diese in ihrer Art einzige Szene in dem königlichen Schlosse zu Edinburg**) vorging. Der Plan war, daß zur Bestrafung der Maria der Mord vor ihren Augen geschehn sollte. Der König selbst führte die Meuchelmörder des Abends durch eine geheime Treppe ins Zimmer der Königin, die mit ihrem Rizio und einigen andern Personen an der Tafel saß. Heinrich stand eine Zeit lang auf den Rücken ihres Stuhles gelehnt, wild um sich herblickend. Maria war voller Unruhe, die aber noch vermehrt wurde, als bald darauf die zum Morde bewaffneten Lords mit ihrem Gefolge ins Zimmer traten. Sie ermannte sich jedoch, um mit gebieterischer Stimme nach der Ursache dieses verwegenen Eindringens zu fragen. Lord Ruthven gab ihr keine Antwort, sondern befahl dem Rizio, einen Platz zu verlassen, dessen er unwürdig sei. Dieser Elende begriff nun die Größe der Gefahr, er suchte Schutz hinter der Königin und umfaßte ihren Leib;

*) Diese ganze Darstellung ist höchst ungenau. Darnleys Hochmuth und Herrschsucht (er drang darauf, königliche Rechte und einen Antheil an der Regierung zu erhalten) und seine Vernachlässigung Mariens sind hierbei völlig übersehen, auch des Königs Aufreizung durch die mißvergnügten Großen.

**) Genauer zu Holyroodhouse, in einem kleinen, durch eine innere Treppe mit der Wohnung des Königs zusammenhängenden Gemache.

allein auch hier erreichten ihn die Dolche. Maria drohte, bat, weinte. Man achtete aber weder auf ihre Thränen noch auf ihr Geschrei und durchbohrte dem in ihren Armen liegenden Liebling das Herz. Alle Verschwörer stürzten nun auf das geweihte Opfer zu, warfen Tisch und Stühle übern Haufen, und bald lag der Leichnam da, von sechsundfünfzig Wunden zerfleischt. Was das Grausame dieser Handlung noch vermehrte, war, daß sich die Königin im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft befand. Ihr Leben war also in Gefahr gesetzt, ihre hohe Würde geschändet und ihre weibliche Ehre in den Augen der ganzen Welt befleckt. Die Mörder, die mit ihrem gewaffneten Gefolge 160 Mann stark waren und ungeachtet des ihnen vom Könige verliehenen Schutzes alles von der so tief gekränkten Maria zu fürchten hatten, wollten sie nun so lange gefangen halten, bis sie ihre Begnadigung unterzeichnet hätte; Heinrich selbst stand ihnen nachdrücklich bei, indem er denen, die versuchen wollten, ihre Königin mit Gewalt zu befreien, sagte, es sei alles mit seinem Willen geschehen. Maria, aller ihrer Bedienten beraubt und von vierzig Mann bewacht, wurde krank und bekam Wehen, die ihren Zustand, von Hülfe entblößt, gefährlich machten. Erst nachdem ein fremder Arzt, den Heinrich rufen ließ, dies bestätigte, wurden ihre Kammerfrauen herbeigelassen. Sie verschob jedoch noch immer die verlangte Begnadigung, söhnte sich zum Schein mit ihrem Gemahl aus, und nun entwichen beide in der Nacht und flohen nach Dunbar. Hier brachte die Königin Truppen zusammen, womit sie auf Edinburg marschirten. Die Verschworenen, unfähig, Widerstand zu thun, flohen nach England, wo sie jedoch bald ihre Begnadigung erhielten; denn die Königin vergaß alles Vergangene in den Armen des Grafen

Bothwell*), ihres neuen Lieblings, eines wegen seines liederlichen Lebens berüchtigten Mannes. Ihre Rache blieb allein auf ihrem Gemahl, den sie dahin vermochte, durch seine öffentliche Erklärung die Zustimmung zum Morde, die jedermann bekannt war, zu verleugnen. Nachdem sie ihn hierdurch lächerlich gemacht hatte, so drückte sie dieser Verachtung durch ihr eigenes Betragen das Siegel auf. Sie zeigte ihm die stärkste Antipathie, vermied, so viel als möglich, mit ihm unter einem Dache zu wohnen, bewog ihre Hofleute, ihn auch mit Verachtung zu behandeln, und selbst seine Equipage sowohl als seine Gefolge wurden so eingerichtet, daß der Spott selbst des niedrigsten Pöbels nicht ausbleiben konnte.**) Heinrich wollte dies nicht länger ertragen. Er machte einen Entwurf, nach Frankreich oder Spanien zu entfliehen; auch war bereits ein Schiff dazu ausersehen. Die Ausführung wurde jedoch auf einige Zeit verschoben; er verließ den Hof und begab sich nach Glasgow, wo er auf einmal von einer sonderbaren Krankheit befallen wurde,

---

*) James Hepburn, Graf von Bothwell, der, obgleich Protestant, sich ihrer Mutter anschloß und ihr selbst, als sie noch in Frankreich war, seine Hülfe angeboten hatte, war wegen einer Verschwörung gegen das Leben ihres Halbbruders des Grafen von Murray gefangen gesetzt worden, aber entflohen. Maria ließ ihn aus der Verbannung zurückkommen, empfing ihn freundlich und zog ihn in ihren geheimen Rath. Er war ein stattlicher, männlich kräftiger, kühner und entschiedener, freilich so wenig wie die übrigen schottischen Großen sittlich reiner Mann, an dem sie im Gedränge der Parteien die festeste Stütze zu finden hoffen durfte, wie er sich schon bei seiner Rückkehr, besonders aber nach der Ermordung Riccios, wo man sie selbst ihrer Freiheit beraubte, bestens bewährt hatte.

**) Auch diese Darstellung hat sich jetzt als die entschiedenste Verleumdung ergeben.

die alle Spuren von erhaltenem Gifte zeigte.*) Maria kam selbst, ihn zu besuchen, zeigte Besorgniß und führte ihn nach Edinburg zurück. Hier wohnte er von jetzt an, um bei seiner Krankheit der Ruhe zu pflegen, in einem abgesonderten Hause vor der Stadt**), wo die Königin auch einige Nächte zubrachte. Nur am 10. Februar wollte sie in ihrem Palast schlafen, und in eben dieser Nacht wurde das ganze Haus, der Wohnort des Königs, durch Pulver in die Luft gesprengt. Man wollte das Volk überreden, daß dieses zufällig geschehn, allein der Leichnam des Königs zeigte alle Kennzeichen einer vorhergegangenen Erwürgung; auch wurde er ganz in der Stille beerdigt, und zwar von gemeinen Handlangern. Diese abscheuliche That empörte jedermann. Man schrie des Nachts laut in den Straßen der Residenz, daß Maria und Bothwell Heinrichs Mörder wären, ja man schlug diese Beschuldigung an die Mauern des königlichen Palastes an, mit der Aeußerung, daß gegen gehörige Sicherheit Kläger mit Beweisen auftreten würden. Maria war taub sowohl gegen dieses Volksgeschrei als gegen die Stimme des Wohlstandes, und heiratete Bothwell, der sich in der Geschwindigkeit von seiner Gemahlin, einer würdigen Dame, scheiden ließ. Um das Sonderbare dieser Handlung zu vermehren, wurde eine politische Farze gespielt. Bothwell mußte die Königin entführen, und sodann vermochte er viele der vornehmsten Lords, eine Schrift des Inhalts zu unterzeichnen, daß sie es den Vor-

*) Er war an den Blattern erkrankt. Auch sonst ist hier alles ungenau und zu Mariens Ungunsten entstellt

**) In der sogenannten Feldkirche (Kirk of Field), welche dem Probst von St. Maria gehörte.

theilen der Königin gemäß hielten, den Bothwell zu heiraten, weil er ihr wider ihren Willen beigewohnt habe."

Die auch von Schiller angenommene Mitwissenschaft Mariens an Darnleys Ermordung steht keineswegs fest. Brantôme behauptete, nur Betrüger, wie Buchanan, schöben ihr diese zu, und manche Vertheidigungsschriften erschienen damals, auch in Frankreich und Deutschland. Rapin und Robertson zweifeln nicht an Mariens Mitschuld; Lingard läßt die Sache unentschieden; Raumer und Mignet halten Marien für schuldig. Ranke neigt sich zu der das Ereigniß am besten erklärenden Annahme, Bothwell habe, da er Mariens zurückkehrende Neigung zu ihrem Gemahl bemerkt, um den Preis seines Ehrgeizes nicht zu verlieren, die blutige That beschleunigt. Neuerdings ist die Frage nach Mariens Schuld auf das lebhafteste vorhandelt worden. Man stützt sich besonders auf die in einer Kassette der Königin aufgefundenen Briefe, die freilich ihre Mitwissenschaft bezeugen würden. Aber selbst der entschiedenste Gegner der Königin, H. Breßlauer, muß zugeben, daß einer dieser Briefe gefälscht sei, was ein schlechtes Licht auf die übrigen wirft, und die ganze Art, wie man mit diesen Briefen hervorrückte, und sie behandelte, sowie die Geschichte des Prozesses und die genaueste Verfolgung des Verhaltens Mariens zeugen für ihre Unschuld am Morde ihres Gatten, den Bothwell und die mit ihm Verschworenen ins Werk gesetzt hatten.*)

Darnleys Vater, der Graf von Lennox, klagte vor dem auf seine Bitte von der Königin berufenen Parlamente Bothwell

*) Vgl. Ernst Bekker „Maria Stuart, Darnley und Bothwell" (1881), Cardauns „Deutsche Untersuchungen über Maria Stuart" (in Hüffers „historischem Jahrbuch" 1882) und „Der Sturz Maria Stuarts" (1883), Breßlauer „Beiträge

und einige andere des Mordes an. Der Tag der Verhandlung ward festgesetzt, aber gegen allen Brauch viel zu früh, so daß dem Ankläger nicht Zeit genug zur Beibringung seiner Beweise blieb. Er ließ Vertagung beantragen, weil er in der kurzen Zeit seine Freunde nicht habe sammeln können, um sicheres Geleit zu erhalten. Bothwell begab sich mit 200 Soldaten und 400 Edelleuten nach dem Gerichte, bei dem Graf Argyle als erblicher Oberrichter von Schottland den Vorsitz hatte. Seine Begleitung war so groß, daß keiner ihn zu verurtheilen wagen mochte. Die Vertagung ward verworfen und sodann Bothwell freigesprochen. Dieser erklärte sich auch öffentlich zum Zweikampfe mit jedem Schotten, Franzosen und Engländer bereit, der ihn des Mordes zeihen würde, lehnte diesen aber mit allen, die sich dazu anboten, aus nichtigen Gründen ab. Von allen Seiten hatte man Marien zu bestimmen gesucht, Bothwells Verurtheilung durchzusetzen, aber dieser und seine Freunde besaßen damals alle Macht, gegen die auch der Königin Wille sich ohnmächtig zeigte. Der Verdacht, daß sie selbst von unüberwindlicher Leidenschaft zu dem kühnen, ritterlichen Manne verblendet gewesen, wie es Schiller nach der gangbaren Ansicht glaubte, muß vor unparteiischer Würdigung der entschieden feststehenden Thatsachen schwinden. Die Königin lehnte unwillig Bothwells Bewerbung ab, ja widerstand auch der dringenden Empfehlung des Adels. In ihrer äußerst bedrängten Lage sah Maria sich genöthigt, vor dem Parlamente alle bisherigen Verleihungen von Krongütern an Bothwell und dessen Freunde als unwiderruflich

zur Geschichte Maria Stuarts" (in von Sybels „historischer Zeitschrift" LII, 254 ff. 1884). Der noch immer lebhaft fortgesetzte Streit hat keine wesentlich neuen Haltpunkte geboten.

zu bestätigen. Am Tage nach der Auflösung des Parlaments erklärten vierundzwanzig Pears (alle Bischöfe, Grafen und Lords des Parlaments bis auf 7), welche Bothwell in seinem von Bewaffneten umgebenen Hause versammelt hatte, ihre Ueberzeugung von dessen Unschuld, und verpflichteten sich, gegen alle Verleumder ihm mit Gut und Blut beizustehn und, so wahr sie einst dem ewigen Gotte Rechenschaft ablegen müßten, dahin zu wirken, daß er die Königin heirate, sobald diese es angemessen finde und es gesetzmäßig geschehn könne.

Maria wurde am andern Tage, als sie in großer Begleitung sich vom Schlosse zu Stierling nach Foulbriggs zurückbegab, von Bothwell, der mit tausend Reitern erschien, aufgehoben und nach Dunbar gebracht, wo sie so lange festgehalten wurde, bis sie ihm ihre Hand versprach. Nach Mariens mit allen Verhältnissen stimmender Aussage raubte Bothwell sie, weil er nur mit Gewalt ihre Zustimmung zu erhalten hoffen konnte. Obgleich er ihr die Aufforderung der Pears zeigte, an deren Echtheit sie kaum zweifeln konnte, bestand sie auf ihrer Weigerung; denn die Verbindung mit ihm sei unebenbürtig, sein Antrag komme viel zu früh und sie müsse erst mit ihren heimischen und auswärtigen Verwandten und Freunden sich berathen. Ihre Hoffnung auf gewaltsame Befreiung durch ihre Getreuen erfüllte sich nicht. Bothwell trat immer entschiedener auf und ließ nicht ab, bis er „durch Ueberredung und zudringliches Werben, verbunden mit Gewalt", sie dahin brachte, ihre Zustimmung zu geben. Aber auch noch, als Bothwell sie nach Edinburg gebracht, wurde sie streng bewacht. Die Einholung der Erlaubniß ihrer Familie und des Königs von Frankreich gestattete ihr Bothwell nicht, der schleunigst die Ehescheidung von seiner Gattin betrieb.

Vor dem Gerichte vergab ihm Maria ihre gewaltsame Entführung; sei sie auch zuerst über seine Kühnheit erzürnt gewesen, so habe seine ehrfurchtsvolle Behandlung sie doch versöhnt, und sie wolle ihm noch höhere Ehren verleihen. Tags darauf ernannte sie ihm zum Herzog von Orkney und begnadigte die Lords, welche die Aufforderung unterzeichnet hatten. Die Vermählung erfolgte am 15. Mai in der Halle von Holyroodhouse durch einen reformirten Geistlichen. Aber auch jetzt noch behandelte Bothwell sie wie eine Gefangene.

Doch wie konnten die übrigen schottischen Lords sich Bothwells rücksichtslose Allgewalt gefallen lassen? Sie verbündeten sich zur Rettung des Thronerben, dessen Ermordung man fürchtete. Mit ihren rasch gesammelten Haufen dachten sie Bothwell und Marien, als diese eben zu Borthwick waren, zu überfallen. Bothwell floh am Morgen nach Dunbar, wohin ihm am Abend Maria in Mannskleidung folgte. Die Verbündeten zogen in Edinburg ein, wo sie Bothwell des Mordes Darnleys, der Gewaltsamkeit gegen die Königin und des Anschlags auf das Leben des Thronerben ziehen. Dieser stellte sich mit einer Schaar seiner Freunde dem viel stärkern Feinde entgegen, doch kam es nicht zur Schlacht. Nach längern Unterhandlungen einigte man sich dahin, daß Bothwell ungehindert sich entferne, die Königin nach Edinburg zurückkehre; die Lords versprachen ihr gebührende Ehre und Gehorsam. Aber auf ehrlose Weise brach man den Vertrag: statt nach ihrem Palaste führte man sie in das Haus des Stadtvoigts, wo man sie in ein Zimmer einsperrte. Am folgenden Abend wurde sie unter Bedeckung von 400 Mann nach dem Schlosse von Lochlevin gebracht, wo man die Thronentsagung zu Gunsten ihres Sohnes von ihr

durch die Drohung erzwang, sie als Mörderin ihres Gatten zu tödten. Auch beschloß man, sie des Mordes und des Ehebruchs anzuklagen und ihre enge Gefangenschaft zu fordern. Obgleich die für die Anklage aufgebrachten Beweise nichts weniger als stichhaltig waren, bestätigte das Parlament die Verurtheilung des Gerichts. Durch Hülfe des achtzehnjährigen George Douglas ihrem Gefängniß entflohen, wiederrief sie zu Hamilton die erzwungene Thronentsagung. Auch 6000 ihrer Getreuen hatten sich um sie versammelt, aber leider mußte sie sehn, wie diese vor den weniger zahlreichen, aber wohlgeübten Truppen ihrer Gegner die Flucht ergriffen. Da faßte Maria trotz der lebhaftesten Gegenvorstellungen den Entschluß, bei Elisabeth Schutz zu suchen; denn auf ihren Antheil glaubte sie, trotz allem, was in der letzten Zeit zwischen ihnen vorgefallen, rechnen zu dürfen, da diese sich so warm für ihre Befreiung verwendet, sie eingeladen, und ihr eine Aufnahme, wie sie einer Königin würdig sei, versprochen hatte. Ihr arglosses Herz ahnte nicht, daß die Politik kein Recht, keine Scheu kenne, daß Elisabeth die Schutzflehende als Gefangene festhalten, die um ihre Krone besorgte Königin, die auf der Nebenbuhlerin Schönheit eifersüchtige Frau sie ihrer Leidenschaft opfern werde.

Der weltkluge Staatssekretär William Cecil, der alle bisher in Schottland gegen Marien geschmiedeten Ränke geleitet hatte, jubelte bei ihrer Ankunft. Er bestand darauf, daß sie nicht mehr aus dem Lande gelassen werde, da es für Englands Königin und die englischen Protestanten, ja den ganzen Protestantismus von höchster Wichtigkeit sei, über ihre Person verfügen zu können. Gleich nach ihrer Ankunft in Carlisle hatte Maria in einem ihre unglückliche Lage darstellenden Briefe den Wunsch

ausgesprochen, Elisabeth besuchen, ihr das von ihren Unterthanen erlittene Unrecht schildern und sich gegen die Verleumdungen ihrer Feinde rechtfertigen zu können. Dagegen stellte Cecil dieser vor, sie dürfe als jungfräuliche Königin nicht mit einer des Ehebruchs und des Mordes angeklagten Frau persönlich verkehren, vielmehr müsse jene sich zuvörderst vor englischen Abgeordneten gegen die harte Beschuldigung ihrer Gegner rechtfertigen. Maria ward in dieser Weise beschieden. Freilich war sie im vollsten Rechte, wenn sie nicht darauf einging, sondern die Freiheit verlangte, nach Schottland zurück oder durch England nach Frankreich zu reisen: aber statt auf diese vollberechtigte Bitte der unglücklichen Frau einzugehn, die dem Versprechen Elisabeths, sie als eine Königin zu behandeln, gefolgt war, verhöhnte man das Recht der Schutzflehenden, in der Elisabeth die gefährlichste Nebenbuhlerin haßte, und da man nichts so sehr als ihr Entkommen nach Frankreich fürchtete, ward sie von Carlisle weiter ins Land, nach Bolton gebracht, als hätte man irgend ein Verfügungsrecht über ihre Person. Auf ihre bittern Klagen erwiderte man: da sie früher Anspruch auf den englischen Thron erhoben, stehe zu fürchten, sie würde, wenn man sie freilasse, zur Durchsetzung dieses Anspruchs alle katholischen Fürsten gegen England aufregen: als ob eine solche tyrannische Gefangenschaft dies nicht in weit höherm Grade hätte thun müssen! Was sollte die Gefangene machen, deren persönliches Vertrauen Elisabeth, nicht allein aus Staatsrücksichten, sondern auch aus Eifersucht, auf treulose Weise täuschte. Maria wies es standhaft zurück, sich vor englischen Abgeordneten zu rechtfertigen: dagegen fügte sie sich der von Cecil ersonnenen verfänglichen Form. Man wolle ihre schottischen Gegner vor ein Gericht ziehen, bei

welchem Maria als Anklägerin erscheinen sollte; wüßten diese ihr Benehmen gegen ihre Königin zu rechtfertigen, so sollten sie ihre Güter behalten, sonst aber der Gerechtigkeit und Gnade Mariens überlassen werden, wobei man ihr die Hoffnung eines Vertrages zwischen ihr und Elisabeth zur Wiederherstellung der Krone vorspiegelte. York ward zum Orte der Verhandlung bestimmt. Dorthin kamen drei Abgesandte der Königin Elisabeth, deren Vorsitz der Herzog von Norfolk führte, sieben der unglücklichen schottischen Königin, unter denen der Bischof Leßley von Roß und die schottischen Großen, an ihrer Spitze der Regent Murray. Der Herzog von Norfolk und der Graf von Sussex neigten sich auf Mariens Seite, wogegen Elisabeths dritter Abgeordneter, Sir Ralph Sadler, Cecils Vertrauter, nur auf ihre Erniedrigung und Entehrung sann. Da die Sache durch Norfolks Einfluß auf den Regenten eine für Elisabeths Absichten ungünstige Wendung nahm, so hob diese die yorker Versammlung auf und verlegte die Verhandlung nach Westminster, wohin jede Partei zwei Abgeordnete senden solle, um mit Sadler (Norfolk und Sussex waren beseitigt) vor der Königin zu erscheinen. Hier zeigte sich bald die entschiedenste Feindseligkeit gegen Marien, deren Hauptgegner, der Regent, vor Elisabeth gelassen wurde, während man der schottischen Königin ihre Bitte, sich persönlich vor dieser zu rechtfertigen, entschieden abschlug. Auch diesmal kam es zu keiner Entscheidung. Cecil der mit dem Grafen von Leicester u. a. zur Kommission hinzugezogen worden, freute sich die Sache zu verschleppen und den Regenten immer mehr gegen Marien zu erbittern. Während überall die nachtheiligsten Gerüchte über Marien verbreitet wurden, brach man die Verhandlungen wieder ab, unter dem Vorwand, es geschehe

aus Rücksicht auf Marien. Da sie die ihr gemachte Zumuthung, der Krone zu entsagen, zurückwies, brachte man sie wieder tiefer ins Land, nach Tuthbury in der Grafschaft Stafford, unter die die Obhut des Grafen von Shrewsbury. Ihre Gegner wurden von Elisabeth unterstützt.

Ueber die Verbindung von Norfolk, dessen Frau vor kurzem gestorben war, mit Marien berichtet Archenholz: „Der Herzog von Norfolk, der erste Pear von England, ein Mann von großem Anhange und einem ungeheuren Vermögen, warf seine Augen auf Maria*), und hielt um ihre Hand an, die ihm auch zugesagt wurde, sobald sie vom Bothwell geschieden sein würde. Die Einwilligung der Elisabeth zu dieser Vermählung war jedoch nicht zu erwarten. Es wurde daher beschlossen, die Sache heimlich zu betreiben, sich durch Verbindungen zu stärken und sodann die königliche Zustimmung zu ertrotzen. Norfolk, der mit den größten Familien in England verwandt war, machte ein Bündniß, welchem die vornehmsten Edlen des Reichs, die Grafen von Bedford, Northumberland, Westmoreland, Arundel, Pembroke und viele andere beitraten. Hierzu kamen alle Katholiken des Landes, die eifrig die Freiheit der Königin von Schottland wünschten; selbst der Graf von Leicester, Elisabeths Liebling, beförderte aus Privatursachen den Entwurf. Norfolk glaubte sich auch auswärts Zustimmung verschaffen zu müssen, und wandte sich daher an die Höfe von Frankreich und Spanien,

*) Den ersten Gedanken an eine solche Verbindung hatte der Marien zugethane William Maitland von Lethington bei der Verhandlung zu York dem Herzog und dem Bischof Leßley mitgetheilt. Auch der Regent billigte anfangs diese Verbindung mit dem vornehmsten protestantischen englischen Pear.

die dieser Vermählung ihren Beifall gaben. Nun wollten die Grafen Northumberland und Westmoreland einen Aufruhr erregen, die Maria mit Gewalt zu befreien und nach Schottland zu führen. Norfolk verhinderte jedoch die Vollziehung dieses Vorhabens. Indessen waren alle diese Anschläge Elisabeths Wachsamkeit nicht verborgen geblieben. Sie warnte den Herzog, der die Verbindung mit Maria leugnete und verächtlich davon sprach. Da er jedoch durch diese Verstellung keine Ueberzeugung hervorbrachte, so verließ er den Hof, ohne Abschied zu nehmen, und ging auf seine Güter. Bald aber gereute ihn dieser Schritt. Er wollte nach London zurückkehren, wurde aber schon unterwegs in Haft genommen und nach der Tower gebracht, die Königin von Schottland aber nach Coventry geführt, aller Zugang zu ihr eine Zeit lang untersagt und die Zahl ihrer edlen Hüter vermehrt.*) Der Bischof von Roß und andere Freunde des Herzogs hatten mit ihm gleiches Schicksal. Die Grafen von Northumberland und Westmoreland sollten auch in Verhaft genommen werden, allein sie griffen zu den Waffen, und, von ihren Vasallen, wie auch von allen in Nordengland wohnenden Katholiken unterstützt, erschienen sie 6000 Mann stark im Felde. Sie machten ein Manifest bekannt, worin sie sagten, daß sie nichts wider die Königin unternehmen wollten; ihre einzige Absicht sei, die Religion ihrer Vorfahren wieder herzustellen, die bösen Rathgeber vom Hofe zu entfernen und der Königin Maria sowohl als den andern Gefangenen die Freiheit zu verschaffen. Der Graf von Sussex rückte den Rebellen mit 7000 Mann entgegen, während der Graf von Warwick mit einem

*) Hastings, Graf von Huntington, wurde Shrewsbury zur Seite gegeben.

noch stärkern Corps ihnen in den Rücken zu kommen suchte. Bei dieser Nachricht zerstreueten sich die Aufrührer, ohne zu schlagen, und die Oberhäupter flohen nach Schottland. Norfolk hatte keinen Antheil an diesem Aufruhr, vielmehr bot er, obgleich gefangen, alle seine Vasallen auf, zur königlichen Armee zu stoßen. Elisabeth war mit diesem Betragen so zufrieden, daß sie jetzt, anstatt der Tower, ihm seinen eigenen Palast zum Verhaftsort anwies. Gegen die gefangenen Rebellen wurde mit großer Strenge verfahren, so daß 800 von ihnen unter Henkershänden starben."

Während Elisabeth mit dem Regenten über die Auslieferung Mariens unterhandelte, fiel dieser unter Mörderhand. In Schottland erhoben sich darauf Mariens Freunde, anfangs mit Glück, doch bald wurden sie von Elisabeths Truppen besiegt. War schon diese Erhebung Mariens Sache höchst nachtheilig, so noch mehr der von Papst Pius V. über die Königin von England verhängte Kirchenbann, welcher diese ihrer königlichen Würde entsetzte und die Unterthanen des ihr geleisteten Eides entband. Indessen vermochten Mariens Bitten und die Verwendung von Frankreich und Spanien Elisabeth, wenigstens den Schein anzunehmen, als ob sie diese unter gewissen Bedingungen frei geben wolle. In ihren Verhandlungen mit dem schon 1571 zum Baron von Burleigh ernannten Cecil fügte sich Maria, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, in manches Harte, doch machte man die Ausführung des Vertrages von der Zustimmung der Schotten abhängig. Aber die Unterhandlungen mit diesen wurden absichtlich sehr lässig betrieben, ja sie stockten zuletzt ganz, so daß Maria, dank der rücksichtslosen Eigenwilligkeit Elisabeths, nach wie vor englische Krongefangene blieb.

Gleich darauf setzte man im Parlament zwei gegen die schottische Königin und die Katholiken gerichtete Bills durch. Die erstere erklärte es für Hochverrath, sollte jemand bei Lebzeiten der Königin die Krone beanspruchen, oder behaupten, diese gehöre einem andern, oder Elisabeth für eine Ketzerin, Tyrannin, Ungläubige oder Gewaltherrscherin ausgeben, oder das Recht des Parlaments, die Thronfolge festzustellen, leugnen; auch belegte sie alle, welche in Schrift oder in Druck äußerten, jemand, der nicht zur leiblichen Nachkommenschaft der Königin gehöre, sei ihr Erbe, mit einjährigem Gefängniß, beim Wiederholungsfalle mit härterer Strafe. Das andere Gesetz erklärte es für Hochverrath, Bullen oder sonstige Schriftstücke des Bischofs von Rom zu veranlassen, anzunehmen oder in Vollzug zu setzen, nach ihnen freizusprechen und sich freisprechen zu lassen; bei strenger Strafe verbot es sogenannte Agnus Dei oder sonstige vom Bischofe zu Rom geweihte Heiligthümer ins Land einzuführen oder anzunehmen. Da Frankreich in Folge der Verhandlungen wegen der Vermählung Elisabeths mit dem Herzog von Anjou Mariens Sache nicht betrieb, so wandte sich diese an andere katholische Mächte. Aber bald kamen die von Mariens Freunden im In- und Auslande angeknüpften Verbindungen zu ihrer gewaltsamen Befreiung an Tag. Maria und der noch immer die Vermählung mit ihr im Auge haltende Herzog von Norfolk hatten den Italiener Roberto Ridolfi an den Papst und nach Spanien gesandt, um ersterm den Plan der gewaltsamen Befreiung mitzutheilen und eine Unterstützung durch spanische Truppen zu erbitten. Aber noch ehe man zur Einigung kam, ward die Sache verrathen. Die Verschworenen, unter ihnen vor allen Norfolk, wurden verhaftet. Shrewsbury, in dessen

Gewahrsam Marie zu Sheffield war, theilte ihr mit, daß man von ihren Umtrieben Kunde erhalten und die Schuldigen verhaftet habe; die Zahl ihrer Diener wurde beschränkt und sie durfte in Zukunft nur in Gegenwart ihrer Hüter Besuch empfangen. Ein Gericht von 26 Pears, deren Vorsitz Shrewsbury führte, sprach nach einer das Vertheidigungsrecht des Verklagten unbillig beschränkenden, höchst einseitigen Verhandlung das Todesurtheil über Norfolk aus. Zweimal nahm Elisabeth den Befehl zu seiner Hinrichtung zurück. Aber der vor kurzem zum Lord Großschatzmeister ernannte Burleigh bestand darauf, man müsse die Axt an die Wurzel des Uebels legen, und die Königin von Schottland aus dem Wege räumen, da weder Elisabeths Leben noch ihre Krone sicher sei, so lange diese nicht im Grabe ruhe. Wenn Elisabeth darauf, wie es heißt, erwiderte: „Kann ich den Vogel tödten, der, vom Habicht verfolgt, zu meinen Füßen Schutz gesucht? Ehre und Gewissen verbieten es mir", so sprach sie ihr eigenes Urtheil. Auf Burleighs Betreiben forderte jetzt das Parlament, die Königin möge Norfolks Haupt fallen lassen, da dessen Leben mit der Sicherheit der Königin unvereinbar sei. Nach dieser dritten Aufforderung gab Elisabeth den Befehl zur Hinrichtung, und sie nahm ihn nicht wieder zurück. Das blutige Schauspiel war die Vorbereitung zum gräßlichern, das erst so viele Jahre später folgen und ganz auf dieselbe Weise ins Werk gesetzt werden sollte. Schon jetzt suchte man Elisabeth zu dem Prozesse gegen Marien zu drängen. Das Parlament beschloß in Folge der Entdeckung von Mariens Verbindung mit dem Auslande eine Verurtheilungsbill gegen diese zu erlassen, und da Elisabeth diese zweimal verwarf, brachte man eine Bill ein, welche diese von der Thronfolge ausschloß.

Auch hiergegen erklärte sich die Königin, ja sie löste, da man die Bill dennoch durchbringen wollte, das Parlament auf; der unglücklichen Nebenbuhlerin aber theilte sie unter den heftigsten Vorwürfen die Forderungen des Parlaments mit. Maria erwiederte: ihre Einwilligung in die Heirat mit dem Herzog von Norfolk sei keineswegs gegen ihre gute Schwester gerichtet gewesen, ihr Briefwechsel mit Ridolfi habe sich auf Geldgeschäfte beschränkt, und von auswärtigen Mächten habe sie nur Hülfe für ihre getreuen Unterthanen erbeten. Der Bischof von Roß, der in die Verschwörung Ridolfis verwickelt war, ward in den Tower gesetzt, später aus dem Lande verwiesen.

Zwischen Norfolks Fall und dem nächsten Plane zu Mariens gewaltsamer Befreiung liegen dreizehn Jahre, während welcher Schottland in beständiger Aufregung blieb. Maria war diese Zeit über stets bereit, auf alles einzugehn, da diese ewigen Qualen und die Entbehrung der Freiheit sie schwach und krank gemacht hatten: doch alle ihre Versuche scheiterten an Elisabeths Furcht, Haß und Eifersucht, und an äußern, von der Unglücklichen unabhängigen Umständen. Daß sie dabei jede Gelegenheit ergriff, welche sich zu ihrer gewaltsamen Befreiung darbot, war natürlich, da sie solche Schritte mit Recht als Nothwehr gegen ihre Vergewaltigung betrachtete. Im April 1584 bemächtigte man sich auf eigenthümliche Weise eines vom schottischen Hofe an Marien gerichteten Briefes, wonach der König, der den Plan ihres Oheims billige und daran persönlich Theil zu nehmen entschlossen sei, zu wissen wünsche, welche Hülfe von englischer Seite zu erwarten stehe. Auf diesen Brief hin wurde James Throckmorton, den man schon früher mit seinem Bruder u. a. aus Verdacht einer Verschwörung verhaftet, aber entlassen hatte,

wieder eingezogen und vor Gericht gestellt. Auf der Folter gestand er die Verbindung mit dem spanischen Gesandten Mendoza zur Beförderung des Unternehmens des Herzogs von Guise; er habe Truppen in Mariens Namen werben wollen, um die bestehende Regierung, wenn sie den katholischen Gottesdienst nicht gestatten wolle, zu stürzen. Mendoza wies die Beschuldigung als unwahr zurück und verließ erzürnt den Hof. Throckmorton starb auf dem Blutgerüste als Opfer der Furcht vor dem Auslande und des Hasses der Katholiken. Ein gleiches Loos traf im Februar 1585 den walisischen Rechtsgelehrten Dr. Parry, den Edmund Nevil aus dem Hause Westmoreland, mit dem er verschiedene Plane zu Mariens Befreiung und Elisabeths Ermordung besprochen, verrathen hatte. Auch Parrys Umtriebe gab man Marien Schuld, die jetzt Shrewsbury, der sie fünfzehn Jahre lang mit aller ihr schuldigen Achtung behandelt hatte, ja sogar in den Verdacht einer Liebschaft mit ihr gefallen war, entzogen und der strengen Aufsicht Sir Amyas Paulets, eines puritanischen Schützlings von Leicester, und Drugeon Drurys übergeben ward.

Mariens Feinde benutzten diese Vorfälle im Oktober zur Bildung eines eigenen Bundes, dessen Mitglieder sich eidlich verpflichteten, jeden, der etwas gegen die Person der Königin unternehmen würde, zu bekämpfen, zu verfolgen, und nicht zu ruhen, bis sie ihn vertilgt hätten; auch erklärten sie, daß sie einen durch eine solche Verschwörung beförderten Anspruch auf die Krone nie anerkennen würden. Diese Verbindung wurde vor dem Ende des Jahres durch das Parlament bestätigt, welches die Bill durchsetzte, daß im Falle eines Einfalles oder eines Versuches, der Königin zu schaden, derjenige, für den die

Verschwörung gemacht worden, allen Anspruch auf die Thronfolge verliere; wer selbst Antheil daran nehme, habe sein Leben verwirkt und solle von einer wenigstens aus 24 Mitgliedern bestehenden königlichen Kommission gerichtet werden. Dieses Gesetz war geradezu gegen Marien gerichtet, ja eine Verhöhnung alles Rechts, da dieser auch in dem Falle der Anspruch auf die Thronfolge aberkannt wurde, wenn sie keinen Antheil an der Verschwörung genommen hatte.

„Der Fanatismus brütete in diesem unglücklichen Zeitalter immerfort", schreibt Archenholz, „allenthalben sah man dessen ungeheure Geburten: rastlose Verfolgung der Protestanten, martervolle Hinrichtungen, Meuchelmord und Verschwörung. Die nach dem Blute der Ketzer lechzenden Schwärmer kannten kein besseres Ziel als die Königin Elisabeth. Der Tempel, worin dieser höllische Dämon des Fanatismus vorzüglich genährt wurde, war das kürzlich angelegte englische Seminar zu Rheims*), wo Frankreichs Könige gekrönt wurden. Hier lehrten die Priester ihre Zöglinge, daß die vom Papst Pius V. gegen Elisabeth erlassene Bulle vom heiligen Geist selbst diktirt worden sei. Viele Jünglinge seufzten nun nach der Märtyrerkrone. Savage, ein junger Offizier**), that ein feierliches Gelübde,

*) Es war ursprünglich ein Kollegium für ausgewanderte katholische Engländer in Douay gewesen, das während des niederländischen Aufstandes in die Erzdiözese des Kardinals von Guise nach Rheims verlegt wurde. Der Papst unterstützte es durch bestimmte Zuschüsse. Es stand unter dem aus Lancaster stammenden Geistlichen Dr. William Allen, späterm Kardinal, der in einem besondern Buche die Ermordung exkommunizirter Prinzen und Fürsten für eine nicht bloß erlaubte, sondern sogar verdienstliche Handlung erklärte.

**) Er hatte in der Armee des Prinzen von Parma gedient.

Elisabeth zu ermorden, und kam in Gesellschaft eines gleich gestimmten Priesters, Namens Ballard, nach England. [Anthony] Babington, ein junger, reicher, der Maria ergebener Mann [zu Dathick] in Derbyshire, versprach ihnen allen Beistand, und unter andern auch elf durch Freundschaft und Religionseifer verbundene Personen, sämmtlich von guter Familie und bekannter Treue, als Theilnehmer zu verschaffen. Babington unternahm mit hundert Reitern die Königin von Schottland zu befreien; andere sollten in verschiedenen Grafschaften Aufruhr erregen, während Savage mit fünf andern*) die Königin morden sollte. Man hoffte, alle Katholiken würden sodann zu den Waffen greifen, da dann Maria den Thron von England besteigen und die alte Religion wieder herstellen würde. Die Verschworenen schmeichelten sich, daß ihr Vorhaben ein tiefes Geheimnis sei, allein sie betrogen sich stark. Einer von dem Bunde**) war längst ein Spion der Regierung, gegen welche er heftig loszog, um sein Spiel zu verbergen. Dieser also gab den Ministern***) von allem Nachricht. Ein anderer von den Verschworenen, Gifford, ein goldsüchtiger Priester, bestätigte dieselbe. Er steckte der Maria immer Briefe zu und empfing ihre Antworten. Alles kam in Walsinghams Hände. Man ließ sie ruhig fortarbeiten, bis man glaubte, der Gefahr nicht mehr trotzen zu dürfen. Nun wurden sie sämmtlich in Verhaft genommen und, da sie alles gestanden, hingerichtet.†) Maria, die

*) Unter ihnen Chidioc Tichbourne.

**) Pooly, in Diensten der Tochter des Ministers Walsingham.

***) Vielmehr bloß Walsingham.

†) Sieben auf grausame Weise am ersten, die sieben andern weniger grausam am zweiten Tage.

keine Entdeckung ahnte, wollte eben in Begleitung ihrer Hüter ausreiten, als man ihr sagte, daß alles verrathen sei. Sie sank fast in Ohnmacht, und wollte nach ihrem Zimmer zurückkehren, allein es wurde ihr nicht gestattet. Man eröffnete ihr Kabinet und bemächtigte sich aller Papiere, die nach Hofe gesandt wurden; auch ihre vornehmsten Bedienten nebst ihren Sekretären wurden in Verhaft genommen. Man fand 60 verschiedene Schlüssel zu Chiffern und in ihrer Schatulle 2000 Pf. St.; auch dies nahm man ihr weg, und sie selbst ward nach Fotheringay*), einem festen Kastell in Nothamptonshire**), fünfzehn Stunden von London entfernt, gebracht." Daß Maria, die freilich von der Verschwörung Babingtons wußte, ihre Zustimmung zu Elisabeths Ermordung gegeben, kann nicht erwiesen werden, da die dafür sprechende Stelle in ihrer Antwort an Babington mit den entsprechenden in Babingtons Briefe trotz Mignets und Rankes Gegengründen offenbar eingeschoben ist. Breßlauer, der neuerdings die von ihm in genauem Abdrucke S. 312 ff. gegebenen Briefe als echt vertheidigt, ist auf eine Erörterung derselben, welche die Einschiebung als unzweifelhaft ergibt, nicht eingegangen.

---

*) So schreiben auch Rapin und Robertson, Cambden Fotheringhaia, Shrewsbury bei Robertson (II, 480) Fotheringay-Castle. Schiller hat Fotheringhay, Fotheringhayschloß. Daß Fotheringay fünzehn Stunden von London entfernt war, widerspricht freilich der Darstellung Schillers, wonach die königliche Jagd, die an demselben Tage am späten Vormittag beginnt und zu guter Stunde vor Abend nach London zurückkehrt, noch über Fotheringhay hinaus geht und Burleigh in wenigen Stunden in Fotheringhay und kurz nach der Hinrichtung von dort in London zurück ist; aber solche kleine Widersprüche in der Lage des Ortes darf sich der Dichter zu seinem Zwecke gestatten.

**) Das Schloß war der alte prächtige Sitz der Prinzen des Hauses York.

„Das englische Volk", fährt Archenholz fort, „war über alle diese wiederholten Nachstellungen ihrer Monarchin äußerst aufgebracht. Man sagte, es sei jetzt augenscheinlich, daß das Wohl beider Königinnen nicht neben einander bestehn könne, und daß es ungereimt wäre, die Ruhe Englands einer fremden Person aufzuopfern. Es hieß, die beleidigte Nation habe die gerechte Rache in Händen, und müßte sie daher vollziehen; nichts als der Tod der einen Königin könne das Leben und mit demselben die fortdauernde Ruhe des Reichs sichern. Dies war der Gegenstand aller Volksgespräche, so wie der ernstlichsten Berathschlagungen im königlichen Kabinet. Die Minister behaupteten, daß, wenn es gleich nicht schwer sei, Maria selbst genau zu verwahren, so sei es doch unmöglich, den Rebellionen, den Verschwörungen, den Mordversuchen, kurz allen den Unternehmungen vorzubeugen, die, durch Eigennutz, Politik und Fanatismus erzeugt, zum Besten der gefangenen Königin von ihren in- und ausländischen Freunden versucht werden würden. Leicester rieth zur Vergiftung und schickte einen Geistlichen zu Walsingham, um ihm das Unsündliche dieses Mittels zu erklären; der Minister aber verwarf es mit Abscheu." Man entschied sich für die öffentliche Gerichtsverhandlung nach dem im vorhergehenden Jahre vom Parlamente gerade für diesen Fall beschlossenen Gesetze.

Archenholz fährt dann fort: „Die vierzig*) vornehmsten Personen des Königreichs, sowohl durch ihre Geburt als durch

*) So viele nennt auch Robertson; eigentlich waren es 42, wie Rapin angibt. In Fotheringay erschienen davon nur 36, in Westminster beim Urtheilsspruche 40. Schiller nennt bald 42, bald, wohl nur als runde Zahl, 40.

ihre Staatsämter, und fünf Oberrichter und Präsidenten der Tribunale sollten die große Sache untersuchen und entscheiden. Der Titel der Maria machte den Rechtsgelehrten viele Schwierigkeiten. Es war sonderbar, daß zu eben der Zeit, da man das Wesen der Justiz verletzte, man für die leeren Formalitäten sich so besorgt zeigte. Endlich kam man überein, daß sie in den Gerichtsakten genannt werden sollte: 'Maria, Tochter und Erbin des verstorbenen Königs von Schottland Jakob V., gemeiniglich genannt Königin von Schottland und verwittwete Königin von Frankreich.'*) Diese unglückliche Dame war längst überzeugt, daß man ihren Tod suchte; sie erwartete alle Tage vergiftet zu werden, allein nie fiel ihr der Gedanke der Möglichkeit ein, daß sie öffentlich als eine Verbrecherin vor Gericht gezogen werden könnte. Ihr Erstaunen war daher über alle Beschreibung, als die königlichen Kommissarien zu ihr kamen, und ihr einen Brief von Elisabeth brachten, worin sie ihr unter den bittersten Vorwürfen Nachricht gab, daß ihre Verbrechen untersucht werden sollten; sie wurde dabei erinnert, da sie lange unter dem Schutz der englischen Gesetze gelebt habe, sich dem Tribunal zu unterwerfen. Maria betrug sich bei dieser Botschaft mit vieler Würde. Sie betheuerte ihre Unschuld, schlug es aber ab, die Kommissarien als Richter in ihrer Sache zu erkennen. 'Ich kam in dieses Königreich', sagte sie, 'als eine unabhängige Fürstin, die Königin um Hülfe zu ersuchen, aber nicht mich ihrer Autorität zu unterwerfen. Mein Geist ist durch meine Unglücksfälle noch nicht so herabgesunken, daß ich vor

*) So nannte Elisabeth sie schon in dem Schreiben, das den Gerichtshof zusammenberief.

Gefahr zittern oder etwas einer gekrönten Monarchin Unwürdiges thun sollte. Wenn mir der Prozeß gemacht werden soll, so können nur Fürsten allein meine Richter sein. Die Unterthanen der Königin von England, so edel ihre Geburt auch immer sein mag, sind unter meinem Range. Von dem Augenblick an, da ich dies Königreich betrat, bin ich wie eine Gefangene behandelt worden; die englischen Gesetze haben mir keinen Schutz gewährt, und nun will man sie verletzen, um mir das Leben zu nehmen.' Alle Vorstellungen und Bitten der Kommissarien waren vergeblich. Endlich drohten sie, nach der Gerichtsordnung zu verfahren und auch ohne ihre Vertheidigung ein Urtheil zu sprechen, das sodann nach der Form Rechtens nicht günstig für sie ausfallen könnte. Maria blieb zwei Tage lang unbeweglich. Das wohl ausgesonnene Argument eines Richters*) aber gab den Ausschlag. Er sagte, daß sie durch ihre Weigerung, vor dem Tribunal zu erscheinen, ihrer Ehre den empfindlichsten Stoß gäbe, allen Verdacht rechtfertigte, alle Beschuldigungen bestätigte und sich des einzigen Mittels beraubte, ihre Unschuld zu beweisen. Nun gab Maria nach, die keinen Freund um Rath fragen konnte, und trat den folgenden Tag vor Gericht, jedoch mit der Protestation, daß, ob sie gleich auf Beschuldigungen Antwort geben wollte, sie doch das gegenwärtige Tribunal nicht für das ihrige anerkenne. Der Prozeß war sehr feierlich. Die Richter saßen in der großen Halle des Kastells mit bedecktem Haupte und Maria saß ihnen gegenüber. Der Grund der Anklage, wobei der Generaladvokat als Kläger auftrat, war die letzte Verschwörung. Man las die Abschriften

*) Des Oberkammerherrn Sir Christoph Hatton.

von Mariens Briefen, die Bekenntnisse der Verschworenen vor ihrer Hinrichtung und die freiwilligen Aussagen ihrer eigenen Sekretäre*). Die Briefe bewiesen ihr Mitwissen um alles; viele bezogen sich auf Verschwörungen und Rebellionen, andere hatten zum Gegenstand, die Spanier zu einer Invasion zu bestimmen. Diese Dokumente wurden mit großer Beredtsamkeit zergliedert. Maria ohne Advokaten und Rathgeber befand sich in einer traurigen Lage; sie hörte alles aufmerksam an, bis die Klage völlig vorgetragen war; sodann erhob sie sich von ihrem Stuhl, und machte mit majestätischer Würde ihre Vertheidigung. Einige Punkte der Anklage leugnete sie durchaus, worunter auch die Theilnahme an den Mordversuchen war; dagegen räumte sie ein, daß sie versprochen, dem Könige von Spanien die Krone von England abzutreten, wenn ihr Sohn die katholische Religion nicht annehmen würde. Das Verhör dauerte zwei Tage, sodann reisten die Kommissarien nach Westminster. Die beiden Sekretäre der Maria, die man, ungeachtet ihres Ansuchens, mit ihr nicht hatte konfrontiren wollen, wurden nochmals vor die Sternkammer gefordert, und da sie ihre vorige Aussage mit einem Eide bekräftigten, so wurde Maria förmlich einer Verschwörung wider Elisabeths Leben schuldig erklärt, worauf nach den englischen Gesetzen die Todesstrafe stand. Beide Parlamente bestätigten das Urtheil; ja sie gingen so weit, die Königin in einer Adresse zu ersuchen, so lieb, als ihr ihre eigene Sicherheit, die Erhaltung der protestantischen Religion und die Wohlfahrt ihres Volks wäre, die Vollziehung des Urtheils nicht länger zu verschieben. Die Adresse war der Elisabeth sehr an-

*) Des Franzosen Nau (Robertson schreibt Naué) und des Engländers Curl.

genehm; indessen verbarg sie ihre Gedanken und bat das Parlament, ein Mittel auszusinnen, wodurch sie ohne die öffentliche Sicherheit in Gefahr zu bringen, entübrigt sein könnte, eine Königin und eine nahe Blutsverwandte hinrichten zu lassen. Das Parlament verdoppelte seine Vorstellungen, und behauptete, daß Güte gegen Maria Grausamkeit gegen Elisabeths Unterthanen wäre; es hieß, es sei Ungerechtigkeit, die Vollziehung des Gesetzes einem einzelnen Menschen zu versagen, aber noch mehr einem ganzen Volke, das einmüthig diese Nationalgerechtigkeit als ein Pfand ihrer mütterlichen Liebe erwarte. Das Urtheil wurde jetzt öffentlich bekannt gemacht*), wobei Elisabeth nicht vergaß anzudeuten, daß das Parlament solches von ihr erzwungen habe. Zwei Abgeordnete mußten nun Maria davon Nachricht geben.**) Sie hörte sie mit einer triumphirenden Miene an, und sagte: 'Nach so vielen Leiden ist mir der Tod ein willkommener Befreier. Ich bin stolz darauf, daß die Protestanten mein Blut verlangen, und sterbe also als eine Märtyrerin der katholischen Religion.' Von diesem Augenblicke an hörte man auf, ihr wie einer Königin zu begegnen. Der Thron in ihrem Staatszimmer wurde weggenommen, ja ihr Hüter Paulet setzte alle Ceremonien beiseite und bedeckte sich sogar in ihrem Cabinet.***) Maria schrieb nun an Elisabeth ihren letzten Brief, worin sie jedoch mit keinem Wort ihr Urtheil abzuwenden suchte. Er enthielt einige Gunstbezeugungen, die sie von Englands Königin erflehte. Sie bat, daß ihr Leichnam nach

*) Vielmehr nur die Verurtheilung, nicht der Wortlaut des Urtheils.

**) Lord Buckhurst that dies in Begleitung des Sekretärs Beal und Pawlets.

***) Nach Robertson.

Frankreich geschickt werden möchte, um daselbst in geweihter Erde bei der Asche ihrer Mutter begraben zu werden; ferner wünschte sie die Gegenwart ihrer Bedienten bei ihrem Tode als Zeugen, daß sie als eine katholische Christin stürbe, sowie daß diese Bedienten mit den kleinen ihnen zugetheilten Vermächtnissen ungehindert nach Frankreich reisen könnten; endlich bat sie um einen katholischen Priester, sie zur Ewigkeit vorzubereiten. Dieser Brief blieb unbeantwortet, weil Elisabeth glaubte, das Ansuchen aus vielen Ursachen nicht gestatten zu können. Man trug der Maria einen protestantischen Geistlichen an, den sie jedoch nicht annahm und sich nun allein zum Tode bereitete. Man sprengte Gerüchte aus von neuen Verschwörungen*), von der Ankunft der spanischen Flotte, von der Landung einer französischen Armee unter dem Herzog von Guise und von einem Einfalle der Schottländer in England. Das betäubte Volk verlangte nun laut die Hinrichtung der Maria als das einzige Mittel, dem Königreich Ruhe zu verschaffen. Nun wurde das Todesurtheil von Elisabeth unterzeichnet, und auf ihren ausdrücklichen Befehl auch mit dem großen Reichssiegel bekräftigt. Die Vollziehung wurde zwar nicht anbefohlen, allein die versammelten Geheimräthe glaubten jetzt genug autorisirt zu sein, den geheimen Wunsch der Königin zu erfüllen, und die Szene eigenmächtig anzuordnen Diese Handlung geschah im königlichen Palast, gleichsam vor Elisabeths Augen, und Elisabeth schwieg. Ein von ihnen allen

*) Einer der Beamten des französischen Gesandten L'Aubespine hatte mit einem Menschen gesprochen, der Elisabeths Wohnzimmer in die Luft sprengen wollte. L'Aubespine hatte diesen Anschlag mit Verachtung abgewiesen; er war aber zur Kenntniß Elisabeths gekommen, die L'Aubespine darüber zur Rede stellte. Anders stellt Rapin nach Cambden die Sache dar.

unterzeichneter Befehl zur Hinrichtung wurde an den Oberſherif der Grafſchaft geſandt, und dabei den Grafen von Shrewsbury und Kent Vollmacht ertheilt, auf die Vollziehung des Urtheils zu ſehn."

Eliſabeth hatte eine von Burleigh entworfene Vollmacht an Shrewsbury als Lordmarſchall und die Grafen von Kent, Derby, Cumberland und Pembroke als Aſſiſtenten zur Anordnung der Hinrichtung nach ſechs Wochen unterzeichnet und ihrem Sekretär William Davison befohlen, das große Inſiegel beizufügen, darauf aber geäußert, Pawlet und Drury könnten ſie leicht von dieſer Laſt befreien, und dieſe auszuforſchen geboten. Aber Pawlet entſetzte ſich über die Zumuthung, Marien durch Gift aus dem Wege zu räumen. Am folgenden Tage verbot die Königin Davison, das Siegel dem Befehle beizudrücken, und ſie ſtellte ſich ganz erſtaunt, als dieſer bemerkte, daß es ſchon geſchehen; es gebe ein beſſeres Mittel, meinte ſie, die Verurtheilte aus dem Wege zu räumen. Als ſie ihm dieſe Aeußerung am nächſten Tage wiederholte, theilte er ihr Pawlets Erwiderung mit, welche ſie höchſt ärgerlich aufnahm: ſie kenne andere, die weniger bedenklich ſeien, fügte ſie hinzu; an dieſe wolle ſie ſich wenden. Davison wußte nicht, was er thun ſolle, da ſie ihm geſagt hatte, ſie wolle von der Sache gar nichts weiter wiſſen, bis ſie geſchehen ſei. So wandte er ſich denn an den Oberkammerherrn Hatton, dem er vorſtellte, Eliſabeth zeige ſich ſo furchtſam, unentſchloſſen; ſie ſcheine ihm alle Schuld aufwälzen zu wollen. Hatton äußerte ſeine Freude, daß die Sache ſo weit ſei; ſie jetzt aufzuhalten, wäre unverantwortlich. In Davisons Begleitung begab er ſich zu Burleigh, wo die Befehle an Shrewsbury und Graf Kent entworfen wurden. Im geheimen

Rath faßte man nun den Beschluß, nicht weiter, wie es sonst Sitte war, bei Elisabeth anzufragen, da eine solche Entscheidung diese zu neuen Zweifeln und Bedenken bringen würde. So ergingen denn die Befehle zur Hinrichtung, die am 16. (nicht, wie man früher annahm, am 8.) Februar vollzogen ward.

„Elisabeth stellte sich bei der Nachricht der vollzogenen Hinrichtung so erstaunt, daß sie in vielen Minuten kein Wort hervorbringen konnte", erzählt Archenholz. „Sie weinte, sie wehklagte, sie legte Trauerkleider an, und um diese Farze vollkommen zu machen, so wollte sie die Welt überreden, es sei alles ohne ihr Wissen und wider ihren Willen geschehn. Einige ihrer vertrautesten Minister wurden vom Hofe verbannt, Burleigh von ihr äußerst mißhandelt, und Davison, ein Mann von großen Talenten und edler Denkungsart, der die Absendung des Urtheils besorgt hatte, nach der Tower gebracht, wo er mehrere Jahre lang elend schmachten mußte. Endlich erhielt er seine Freiheit, nachdem er eine ungeheure Geldstrafe hatte bezahlen müssen, die ihn zum Bettler machte. Sie spielte diese unwürdige Rolle, um Jakob und die schottländische Nation zu besänftigen." Auch gegen den König von Frankreich erklärte Elisabeth, die Hinrichtung sei ohne ihr Vorwissen geschehn, und sie wolle die Vermessenheit ihrer Minister strafen. Auf den untergeordneten Davison hatte Elisabeth ihren vollsten Haß geworfen, weil dieser sich stets von der Verfolgung Mariens frei gehalten hatte, und von dem gegen diese beabsichtigten Meuchelmorde unterrichtet war.

III. Gestaltung des Stoffes und Ausführung.

Schiller setzt Mariens Mitschuld am Morde Darnleys und ihre leidenschaftliche Liebe zu Bothwell nach der zu seiner Zeit gangbaren Annahme voraus, wodurch diese ihm erst eine tragische Heldin zu werden schien, dagegen hält sie sich von allen verbrecherischen Plänen zu Elisabeths Ermordung fern, worauf sich auch die geschichtliche Maria berief: sie übt bloß das Recht der Nothwehr, sich aus der Gefangenschaft zu befreien, in welche Elisabeth sie durch erheuchelte Freundschaft und treuloses Versprechen gelockt hatte; nur hierfür sucht sie sowohl einzelne bedeutende Männer wie die katholischen Mächte zu gewinnen. Die langen Leiden, welche mit ihrer Hinrichtung endeten, faßt er als Sühne ihrer blutigen Schuld auf; was sie auch seit ihrer Ankunft auf dem englischen Boden unternimmt, schlägt zu ihrem Nachtheil aus, und nicht weniger alle Verschwörungen, welche von andern zu ihrem Besten gewagt werden. Aber unmöglich konnte der Dichter in dem engen Rahmen eines Dramas die vielfachen in England zu Mariens Gunsten gemachten Versuche von Norfolk an bis zu Babington und dem letzten Unternehmen, Elisabeths Wohnzimmer in die Luft zu sprengen, zur Dar-

stellung bringen, unmöglich alle Verhandlungen von dem Tage zu York bis zu ihrem Verhör vor den Kommissarien zu Fotheringay vorführen: es galt ihm nur Mariens Unglück als Sühne für das verflossene Blut zur Anschauung zu bringen, aber zugleich die leidenschaftliche Glut ihrer Natur, wenigstens in einer augenblicklichen Aufwallung schauen zu lassen, überhaupt das ganze Wesen der unglücklichen Königin in allem ihrem Liebreiz, in aller ihrer selbstbewußten Hoheit, in aller reinen Güte ihrer edlen Seele, aber auch in ihrer leidenschaftlichen Heftigkeit neben ihrer bußfertigen Stimmung aufzuzeigen, welche zuletzt sie mit vollster Ergebung in ihr schreckliches, einer Königin unwürdiges, vom Hasse mit Verletzung alles Rechtes ihr bereitetes Schicksal sich fügen, ja dieses als die vom Himmel verhängte Sühne ihrer wirklichen Schuld begrüßen läßt. Hierzu bedurfte der Dichter mannigfacher Um- und Zudichtungen.

Beginnen wir mit der Zeit. Zwischen Mariens Ankunft in England und ihrer Hinrichtung liegen fast neunzehn volle Jahre. Im Drama ist nur von ihrem langen Aufenthalte die Rede; wir hören, daß Shrewsbury viele Jahre ihr Hüter war, ehe sie Paulet übergeben ward. In einem S. 31 angeführten Briefe an Iffland sagt Schiller, Maria sei in dem Stücke etwa 25, Elisabeth höchstens 30 Jahre alt*), während letztere damals in Wirklichkeit 53 Jahre zählte, Maria im 45. Jahre stand, und bei einem Alter von 25 Jahren höchstens 7 Jahre gefangen gewesen sein könnte. Das Recht zu einer solchen Freiheit, und zwar gerade in Bezug auf Elisabeth, hatte Lessing Voltaire

*) Deshalb läßt Schiller auch II, 8 Leicester nur seit zehn Jahren um Elisabeths Hand sich bewerben, während dieses Verhältniß wirklich viel älter war.

gegenüber mit Schillers freudiger Beistimmung siegreich in der Dramaturgie (Stück 23) vertheidigt. Auch läßt Schiller seine Tragödie am Jahrestage von Darnleys Ermordung, die am 10. Februar erfolgte, beginnen, obgleich die Hinrichtung nach der damaligen Annahme schon am 8. stattgefunden hatte; eine größere, aber durchaus nothwendige Freiheit lag darin, daß zwischen der Mittheilung des Urtheilsspruches an Marien und der Hinrichtung im Drama nur ein Tag, in der Wirklichkeit mehr als ein Vierteljahr liegt. Auch werde hier gleich der weitern Abweichung von der Geschichte gedacht, daß Maria nach Schiller kinderlos ist (nur IV, 7 wird in Widerspruch hiermit ihr Sohn erwähnt). Nach der geschichtlichen Wahrheit hätte er bei Mariens weichem Herzem eines nähern Verhältnisses zu ihrem einzigen Sohne gedenken oder den Grund der Entfremdung andeuten müssen, was aber nicht ohne sonstige Einbuße geschehn konnte.

Ein höchst glücklicher Gedanke war es, das Stück erst eben vor der Mittheilung des Urtheilsspruchs zu beginnen, also kurz vor Vollendung ihres tragischen Geschickes, so daß von Anfang an schon der Tod über der Unglücklichen schwebt, welche in frommer Buße und Entsagung ihn als Sühne für ihr blutiges Verbrechen am eigenen Gemahl sowie als Befreiung von ihren Leiden betrachtet und auf ihren Tod, den sie freilich in anderer Weise gefürchtet, sich vorbereitet. Vgl. S. 5. 10. Der wirkliche Verlauf würde zu einer Tragödie weder Gehalt noch Raum bieten, da hier sich nur Mariens Betragen in diesem traurigen Zustande und die Versuche finden, die Königin zum Befehle der Hinrichtung zu bestimmen, wobei ein neuer im Beginne vereitelter Versuch, das Wohnzimmer Elisabeths in die Luft zu

sprengen, nicht ohne Folge blieb: damit waren vier Akte, wenn man den fünften dem Todesgange Mariens widmete, nicht zu füllen, und eine bloß leidende Büßerin konnte keine echt tragische Wirkung thun, es bedurfte einer Handlung, welche sie in leidenschaftliche Bewegung und ihren Charakter ins Licht setzte. Wirklich fielen die Verschwörungen zur Befreiung Mariens vor den Anfang des Dramas, doch zu einer lebendigen Handlung bedurfte der Dichter eines solchen Versuches innerhalb der Tragödie. Ein paar Züge dazu nahm er von Babingtons Verschwörung. Auch dort waren der Verschworenen zwölf, aber nicht sie selbst, sondern die geheimen Schürer der Verschwörung hatten in den englischen Seminarien studiert; der, welcher die Ermordung Elisabeths übernommen hatte, war der Offizier Savage, und man könnte meinen, dies habe Einfluß auf Schillers Wahl des Namens Sauvage gehabt. Aber Maria hatte auch einzelne Männer für ihre Befreiung zu gewinnen gewußt, vor allen den unglücklichen Herzog von Norfolk. Dieser Zug war für Schillers Zweck von noch größerer Wichtigkeit, wenn er ihn so wandte, daß er Marien handelnd auftreten lassen konnte; das war aber dann allein möglich, wenn es sich nicht um eine Verschwörung zu ihrer gewaltsamen Befreiung handelte, von welcher sie nur abmahnen konnte, sondern eine Verwendung bei Elisabeth diese bestimmte, ihren Haß gegen sie fahren zu lassen. Hier bewährte nun Schiller wieder die Kunst glücklicher Erfindung. Elisabeths Liebling, Graf Leicester, der früher der schottischen Königin als Gemahl vorgeschlagen worden war, hat vor einiger Zeit selbst eine Verbindung mit Marien eingeleitet, deren Reize auch jetzt noch eine unwiderstehliche Gewalt auf ihn üben; diese, deren Seele nicht allein durch die sich unerwartet eröffnende Aussicht

auf Befreiung, sondern auch, wenn gleich noch weniger bewußt, durch Liebe mächtig bewegt wird, geht mit leidenschaftlicher Entschiedenheit darauf ein. Zu diesem Schritte Leicesters bot sich dem Dichter eine glückliche Veranlassung. Er läßt gerade in dieser Zeit Elisabeth den Gedanken hegen, dem Herzog von Anjou ihre Hand zu reichen, wodurch sich ihr zehnjähriger Liebhaber Leicester bitter verletzt fühlt.*) Elisabeths Verlobung mit dem Herzog erfolgte in anderer Weise fünf Jahre früher, am 22. November 1581. Begonnen hatten die Verhandlungen bereits vor der berüchtigten Bartholomäusnacht, waren später vom Herzog aufgenommen worden, der 1579 zu diesem Zwecke einen in allen Hofkünsten erfahrenen Edelmann Simier nach London sandte. Es kam damals ein vorläufiger Verlobungsvertrag zu Stande; bald darauf stellte sich der Herzog selbst bei der Königin ein, von welcher er die schmeichelhaftesten Zusicherungen erhielt. Simier schloß die Verlobung am 24. November 1579 ab, doch schon nach zwei Monaten ward der Königin die Sache wieder leid; der Herzog aber ließ seinen Plan nicht fallen. Im April 1581 kam eine glänzende französische Gesandtschaft**) nach London, um die mit Simier verabredeten Punkte in einen Vertrag zwischen England und Frankreich zu bringen (die Heirat sollte nach sechs Wochen erfolgen): aber auch diesmal trat Elisabeth zurück. Im folgenden November besuchte der Herzog

*) Leicesters Mißmuth hierüber berichtet Rapin S. 347 nach Cambden unter dem Jahre 1578.

**) Der bei Schiller erscheinende außerordentliche französische Gesandte Präsident de Bellièvre war vom Könige gesandt, um gegen Mariens Hinrichtung Verwahrung einzulegen, mit welcher es aber wenig Ernst war. Vgl. Cambden S. 479 ff. Rapin S. 413.

wieder selbst London. Archenholz erzählt: „Es wurde eben damals der Königin Krönungstag gefeiert, eine jährliche Hofbelustigung, wobei man ehedem alle Pracht des Landes aufbot. Mitten unter diesem Pomp, nach einer langen und vertrauten Unterredung zwischen der Königin und dem Herzog, im Versammlungssaal, zog sie einen Ring vom Finger und steckte ihm solchen an. Alle Hofleute erstaunten und glaubten, daß sie endlich ihren bestimmten Willen öffentlich der Welt zeigen wollte .... Indessen war die Sache doch noch nicht zu Ende. Alle Vertraute der Königin mit dem Günstling Leicester an der Spitze, alle Minister, alle Hofdamen, kurz jedermann, der sich ihr näherte, machten ihr unablässig die ernstlichsten Vorstellungen wider diesen Schritt, der sie aus so vielen Gründen in den Augen ihrer Unterthanen und aller europäischen Monarchen herabsetzen würde. Elisabeth wankte und brachte ganze Nächte schlaflos zu. Endlich siegte der Ehrgeiz. Sie ließ den Herzog von Anjou rufen, meldete ihm ihren veränderten Entschluß und entschuldigte sich, so gut sie konnte. Anjou verließ sie im größten Zorne. Noch im Vorzimmer warf er den von ihr erhaltenen Ring weg, und verfluchte den Unbestand des weiblichen Geschlechts.“*) Schiller läßt die Verbindung durch die Verschwörung des französischen Gesandten L'Aubespine abbrechen, die erst den 10. Juni 1584, mehr als zwei Jahre nach dem Tode des Herzogs, fällt.

*) Th. Henfel in dem mit Einsicht geschriebenen Aufsatze „Schillers Maria Stuart und ihre Kritiker“ im Morgenblatt 1864, Nr. 9—11 ließ den Dichter diese und andere Züge aus Hume schöpfen, da er nicht wußte, daß der Aufsatz von Archenholz ihm bei dem Entwurf und der Ausführung vorlag, er den Hume nicht lange behielt. Vgl. oben S. 13.

Auf glücklichste Weise bringt Schiller die beiden Erfindungen, die Verschwörung, von der Mortimer, diese mit großem Kunstverstand ersonnene, mit frischestem Leben ausgestattete Gestalt*), Marien Kunde gibt, und die eben angeknüpfte Verbindung mit Leicester, in Verbindung, um nicht bloß eine bewegte Handlung, welche Marien in leidenschaftlichste Aufregung versetzt, zu gewinnen, sondern auch die wirkliche Zusammenkunft der beiden Königinnen, den Gipfelpunkt des ganzen Dramas, dichterisch zu ermöglichen.

Freilich ist der Schritt von Leicesters Seite insofern schwach begründet, als nicht abzusehn, wie Elisabeth in Mariens Befreiung einwilligen könnte, sollte auch seine List die Vollziehung des Todesurtheils zu verhindern vermögen, deren Voraussetzung die Bitte Mariens an Elisabeth ist, wovon er jedoch vor seinem Anerbieten an diese noch nichts weiß und auch selbst keine Veranlassung dazu gegeben hat; doch durch die glückliche Art, wie Leicesters Antrag an Marien ganz nebensächlich bei Gelegenheit ihrer Erwiderung an ihn erwähnt wird, entzieht sich die Unwahrscheinlichkeit dem Blicke des Lesers wie des Zuschauers.**)

---

*) Er macht ihn zum Neffen Paulets. Daß Pawlet einen Sohn verloren hatte, über dessen Tod Elisabeth ihn 1586 oder 1587 brieflich tröstete, hat erst Raumer entdeckt, kann demnach keine Veranlassung zu Schillers Annahme geboten haben. Schiller muß früher Mortimer den Vornamen Eduard gegeben haben, da Melliß im Personenverzeichniß ihn Sir Edward Mortimer nannte. Den Namen Mortimer nahm er wohl aus dem ersten Theil von Shakespeares „Heinrich IV.", wo der junge, von der Liebe zu seiner französischen Gemahlin berauschte Lord Edmund Mortimer Graf von March zu dem Bunde Percys gegen den König gehört.

**) Auch Maria hofft, Leicesters Einfluß werde Elisabeth trotz ihres Hasses und der gegen sie erbitterten Staatsmänner zu ihrer Befreiung bestimmen, was

Maria empfing Leicesters Antrag und beantwortete ihn, wie sie auch die Bitte an Elisabeth um eine Zusammenkunft stellte, ehe sie die Fällung des Urtheils kannte; der Zuschauer vernimmt diese erst, als Mortimer Marien die Sache verräth. Somit leuchtet denn diesem, wie jener selbst, noch ein Hoffnungsstrahl: freilich ein äußerst bedenklicher, da er zugleich von einer neuen Verschwörung hört, von der wir das Traurigste für Marien fürchten, wie diese selbst in Erinnerung an frühere den Verschworenen verderbliche und ihr selbst nachtheilige Versuche davor warnt.

Die geschichtliche Maria hatte früher nochmals nach einer persönlichen Zusammenkunft mit ihrer „guten Schwester" verlangt, und selbst bei ihrem Verhöre gewünscht, vor dem Rathe in Gegenwart der Königin sich zu vertheidigen. Schiller läßt sie unmittelbar vor der bevorstehenden Mittheilung des Urtheils Elisabeth um diese Gunst bitten, obgleich sie deren Gewährung nicht hoffen kann, ja nach ihrer Ueberzeugung von deren Stimmung gegen sie dürfte sie kaum einen solchen Wunsch ernstlich hegen: aber auch diese Unwahrscheinlichkeit übersieht man leicht, besonders im Anfange des Dramas, wo Mariens Stellung zu ihr noch weniger anschaulich hervorgetreten ist. Sie entging auch Schiller ebensowenig, wie daß der Lage der Sache nach weder Elisabeth selbst darauf einzugehn geneigt sein, noch einer ihrer Minister ihr dazu rathen konnte, aber in der eigenthümlichen Stellung, die er Leicester gerade in diesem Augenblicke zu Elisa-

---

sich kaum durch die Verblendung der Sehnsucht begründen dürfte, welche das Gewünschte für möglich hält. Es ist eben eine der Unwahrscheinlichkeiten, von denen kaum irgend eine bedeutende dramatische Dichtung ganz frei ist.

beth einnehmen läßt, hatte er ein glückliches Mittel gefunden, die Gemährung der Bitte wahrscheinlich zu machen. Vgl. oben S. 16 f.*. Leicester wird von der Hoffnung getrieben, ein Besuch Elisabeths bei Marien werde es dieser unmöglich machen, das Todesurtheil vollziehen zu lassen, da der Besuch alsdann für die größte Grausamkeit gelten müßte, und so sucht er die stolze von Haß und Eifersucht gegen die Unglückliche erfüllte englische Königin durch den Gedanken, ihr Besuch werde nicht eine Gunst, sondern eine Strafe für diese sein, dafür zu gewinnen, ohne daran zu denken, daß er eben dadurch Elisabeths Hochmuth auf das äußerste spannt, so daß diese mit einem Marien unerträglichen Hohne auf sie herabschauen muß. Die Unterredung selbst ist für den Fortschritt der Handlung und die Charakteristik beider Königinnen sehr bedeutsam. Der für Elisabeth höchst verletzende, sie in höchsten Zorn versetzende Ausgang, verbunden mit dem unmittelbar darauf stattfindenden glücklich abgewandten Angriff auf ihr Leben, und die Entdeckung der neuen Verschwörung beschleunigen die Unterschrift des Todesurtheils. So ist der eigentliche Hebel der Handlung Schillers glücklich erfundene Hoffnung Mariens, durch Leicesters Einfluß ihre Freiheit wieder zu erhalten: aber Leicesters zu diesem Zwecke bewerkstelligter Besuch der Königin bei der Verurtheilten hat den entgegengesetzten Erfolg. Elisabeth, die sich von ihr erniedrigt fühlt, und zugleich durch den Angriff auf ihr Leben sich meuchlerisch von ihr bedroht sieht, geräth in äußerste Wuth und will sofort die Vollstreckung des Todesurtheils, doch scheut sie selbst vor dem Gedanken zurück, diesen zu befehlen. Die Rücksicht auf das Staatswohl läßt den leitenden Minister, auf dessen Rath Elisabeth die Unglückliche ins Land gelockt hat, das widerrechtlich erschlichene

Todesurtheil auf eben so rechtswidrige Weise ausführen. Die ganze Anlage der Handlung ist ein Meisterstück einer dramatischen Fabel, in welcher viele Fäden künstlich ineinander greifen.

Elisabeth tritt in ihrem ganzen übermüthig eiteln Stolze und ihrer bitter gehässigen Eifersucht hervor. Die von Natur leidenschaftliche Maria, deren weiches, herzliches Gemüth sich freudig gehoben hat, die mit aller Ruhe und Besonnenheit Elisabeth zu empfangen und ihre Wünsche dieser auszusprechen gedacht hatte, wird unwillkürlich, als man ihr ganz unerwartet deren Ankunft meldet, von dem ärgsten Widerwillen und Haß gegen die noch nie gesehene englische Königin erfüllt, die sie so feindlich verfolgt und ihr unendliche Leiden grausam bereitet hat; ihr Anblick überzeugt sie, daß sie sich in ihr nicht getäuscht, daß sie ganz herzlos ist. Doch faßt sie sich bald mit Gewalt, um die Bewilligung ihrer Bitte nicht zu verfehlen; sie gibt ihren wohl gegründeten Klagen über diese den möglichst schonenden Ausdruck, ja sie erniedrigt sich so weit, daß sie fußfällig um ihre Gnade fleht. So sehr hat sie den Stolz ihres Herzens gebeugt, da sie hofft, Leicesters Zuspruch werde jene vermocht haben, in ihre Befreiung zu willigen. Da Elisabeth aber, statt Mitleid und Bedauern zu zeigen, bittersten Hohn auf sie häuft, ja mit schmähendem Vorwurf ihre Frauenehre angreift, entflammt ihr edles Herz im äußersten Abscheu einer so schnöden Härte, und so läßt sie sich zum schärfsten Ausbruch ihres mit Mühe zurückgehaltenen Hasses und ihrer wahren Gesinnung gegen sie hinreißen, welche schon von ihrer bußfertigen Stimmung über ihr eigenes Verbrechen zum Schweigen gebracht und zuletzt von der Hoffnung auf Befreiung niedergehalten worden war. Dieser Rückfall aus ihrer bußfertigen, versöhnlichen Stimmung in das

selbstbewußte Gefühl ihres Rechtes, der erlittenen grausamen Mißhandlung und der Verhöhnung alles Rechtes aus bloßem Eigennutze weist uns um so lebhafter auf die Kämpfe hin, welche ihre bisherige Fügung in ihr trauriges Schicksal sie gekostet hat.

Ein ganz anderer Kampf ist es, den Elisabeth mit sich besteht. Ihre von Stolz, Eifersucht und bitterm Hasse gegen Marien erfüllte Seele möchte diese, welche sie als Bastard zu bezeichnen gewagt hatte, zu Grunde richten, aber doch schaudert sie vor dem Gedanken, daß man von ihr sagen solle, sie habe eine geborene Königin, eine Blutsverwandte, die sie so lange widerrechtlich gefangen gehalten und zu gewaltsamen Versuchen der Befreiung gezwungen, auf dem Blutgerüste enden lassen: nur bitterste Eifersucht, grimmster Haß und die Nothwendigkeit, sich ihrer zu entledigen, sich von der Angst vor ihr, die ihrem Thron und Leben drohe, zu befreien, können sie endlich zum Befehl der Hinrichtung bestimmen. Sie, die Marien ihren Antheil an der Ermordung Darnleys mit tugendhaftem Abscheu nicht vergeben kann, sie wagt es, andere zur Vergiftung der Gehaßten zu verführen. Wenn Mariens Buße ihre Jugendsünden sühnt, wozu sie von glühender Leidenschaftlichkeit sich hatte hinreißen lassen, wenn sie durch ihre würdige Haltung in ihrem entsetzlichen Unglück sich verklärt (vgl. oben S. 22), so wird dagegen Elisabeth, die ehrsüchtige, eitle, übermüthige, heimlich ihren Lüsten fröhnende*) Heuchlerin, die sich den Anschein geben will,

*) Dieses durfte der Dichter annehmen, da man nicht einen, sondern eine Anzahl ihrer Liebhaber kennt, mit denen sie, wenn auch der Beweis, daß sie sich ihnen hingegeben, nicht vollständig zu erbringen ist, doch jedenfalls sehr ungebührliche Vertraulichkeiten sich gestattete, und sie wenigstens den stärksten Ver-

die Hinrichtung sei ohne ihren Willen geschehn, sie wird, als der blutige Schlag gefallen, von Grauen über ihre That erfaßt, deren Schuld sie vor den Augen der Welt von sich abwenden will, und während sie denjenigen, der die Seele der Verfolgung Mariens, nicht aus persönlichen, sondern aus politischen Gründen, gewesen, in Ungnade verbannt, verläßt sie der Mann, der sie vergebens von der Schreckensthat zurückzuhalten gesucht hat, in dem Augenblick, wo sie seiner Leitung sich vertrauen möchte, ja ihr Günstling flieht, da er seine Liebe zu Marien verrathen hat, nach Frankreich: einsam steht sie da im quälenden Bewußtsein ihrer Schuld, das sie immerfort verfolgen wird. Elisabeth ist vom Dichter zur künstlerischen Abrundung des Dramas in ein höchst nachtheiliges Licht gestellt, da die großen Eigenschaften dieser mächtigen Herrscherin nur nebensächlich in ihren Folgen, vor allem in der Verehrung des in ihr Englands Heil erkennenden Volkes, hervortreten, wogegen ihre Eitelkeit und Heuchelei scharf gezeichnet sind. Schiller nennt sie einmal, als er eben am zweiten Aufzug dichtete (vgl. oben S. 14), seine „königliche Heuchlerin". Die Heuchelei in ihrem Verhalten gegen Marien, wie auch ihre mädchenhafte Gefallsucht, ihre Eitelkeit und Eifersucht gegen die jüngere und reizendere Nebenbuhlerin fand er bei Hume, Robertson, Rapin und Archenholz stark hervorgehoben. Daß Elisabeth bei ihrem Prozeß und dem Befehle zur Hinrichtung von Eifersucht nicht frei war, wird auch der größte Verehrer ihrer Person nicht leugnen können; wenn sie wirklich bei der Nachricht von ihrem Tode geseufzt haben soll, so beweist

dacht gegen ihre vorgebliche Jungfräulichkeit erregte. Schon Hume hatte bemerkt, ihre verliebte Natur sei durch viele lustige Beispiele bewiesen und verschiedene seltsame Vorfälle machten ihre Sittlichkeit sehr verdächtig.

dies nur, welchen Eindruck die vollbrachte Rachethat auf sie geübt, wobei vielleicht auch die Erinnerung des gleichen Schicksals ihrer eigenen Mutter mitwirkte, aber keineswegs, daß sie deren Tod abzuwenden gewünscht, und die harte Strafe gegen Davison zeugt eben nur vom Bewußtsein ihrer Schuld, von der sie sich vor der Welt rein zu waschen suchte. Daß sie selbst Anschläge gemacht, Marien vergiften zu lassen, steht fest, nicht weniger ihre Hauptschuld, daß sie sich nie ernstlich entschließen konnte, wie es ihre heilige Pflicht war, die Unglückliche, deren Vertrauen sie so schmählich getäuscht, frei zu lassen, und sie diese eben dadurch zu Versuchen zwang, welche England in Unruhe und Gefahr brachten. Mariens Tod ist ein politischer Mord, der durch die Formen des Rechtes, womit man ihn umgab, nicht entschuldigt wird, dieser nur spottet.

Ueber Mariens Schuld läßt uns der Dichter gleich am Anfang nicht in Zweifel. Darnleys Ermordung hat sie aus Rache und aus Leidenschaft für Bothwell geschehn lassen, in England dagegen sich von allen gegen das Leben der Königin gerichteten Verschwörungen frei gehalten, bloß einige durch ihre widerrechtliche Gefangenschaft veranlaßte Versuche zu ihrer Befreiung gemacht. Daß sie des Verbrechens, nach dem Leben Elisabeths getrachtet zu haben, nicht schuldig sei, behauptet sie nicht nur Burleigh gegenüber mit unverdächtigem Selbstbewußtsein, sondern sie spricht es auch vor dem als Stellvertreter Gottes von ihr verehrten Priester in ihrer letzten Beichte aus, durch welche sie Vergebung für alle in England begangenen Sünden zu erlangen sich sehnt, wenige Augenblicke vor ihrem Heimgange. Ihre Verurtheilung war ein entschiedenes Unrecht, wozu nur, wie sie selbst Burleigh entgegenhält, der Vortheil des Landes und der

Haß der herrschenden Protestanten verleiteten, die fürchteten, die Unglückliche werde einst zur Herrschaft gelangen und die Zeiten der spanischen Maria zurückführen. Auch der harte, aber streng ehrliche Paulet muß gestehn, daß bei dem Prozesse Ungehörigkeiten vorgefallen, und Maria spottet, daß man das englische Recht nur da gegen sie angewandt, wo es ihr nachtheilig, dagegen umgangen, wo es zu ihren Gunsten gesprochen. Daß Mariens Schreiber falsch gegen sie gezeugt, zeigt am entschiedensten kurz vor dem Schlusse das von Shrewsbury berichtete Geständniß Curls, das freilich Schillers reine Dichtung ist. Maria behauptete, Naus falsche Aussagen seien Schuld an ihrem Tode, Curl sei von ihm verführt worden; letzterer aber erklärte noch kurz vor seinem Tode, daß er seiner Königin immer treu geblieben. Beide Schreiber erhielten später durch französische Vermittlung ihre Freiheit wieder. Auch hatte Maria beiden in ihrem Testamente Legate ausgesetzt, Nau freilich nur unter gewissen, ihrer Dienerschaft bekannten Bedingungen.

Maria sieht am Anfange des Dramas (es ist gerade der Todestag Darnleys, der in ihr das volle Bewußtsein ihrer Schuld wach ruft) in ihren Leiden und dem ihr drohenden Tode die Sühne für das von ihr vergossene Blut; nur daß Elisabeth sie, eine Königin und Blutsverwandte, auf dem Blutgerüste fallen lassen werde, hält sie nicht für möglich, vielmehr fürchtet sie, man werde sie durch Gift aus dem Wege schaffen. Doch alle Hoffnung auf Befreiung hat sie noch nicht aufgegeben, ja vor kurzem ist ihr eine solche von einer Seite aufgegangen, von welcher sie es am allerwenigsten hatte erwarten können. Leicester, verletzt durch die Hoffnungen, welche Elisabeth ihrem Bewerber, dem Herzog von Anjou, gemacht, hat sich, in ähnlicher Weise wie

in der Wirklichkeit Norfolk, an sie gewandt, und ihr seine Liebe zugleich mit der Absicht, sie zu befreien, ausgesprochen. Daß sie ihn wirklich liebe, daß sie ein durch seine Liebe beglücktes Leben erwarte, ist ihr selbst noch unbewußt, tritt hinter dem seligen Vorgefühle der Freiheit ganz zurück. Leider ist es ihr noch nicht gelungen, eine von ihrem Bildnisse begleitete zustimmende Erwiderung diesem zugehn zu lassen; gerade am Anfange des Stückes wird ein Versuch, den Gärtner dafür zu gewinnen, vereitelt. Mortimers Erscheinen bietet ihr ganz unerwartet dazu den Weg. Unterdessen hat sie brieflich Elisabeth um die Gnade einer Unterredung gebeten, in welcher sie sich ihr ganz eröffnen könne; hiervon hofft sie wenigstens eine Erleichterung ihrer Gefangenschaft. Die ihr plötzlich, unmittelbar nach der Mittheilung des Todesurtheils, gewährte Freiheit, im Parke spazieren zu gehn, läßt sie hierin Leicesters Einfluß ahnen, der ihre Befreiung zu bewirken suche. Dagegen erschrickt sie vor der überraschenden Nachricht, Elisabeth werde bald zur erwünschten Unterredung kommen, ja diese erweckt ihren vollen Haß gegen die Vernichterin ihrer Hoffnungen, ihre glücklichere, bitter feindselige Nebenbuhlerin. Gelingt es ihr auch den Groll zu beschwichtigen, ja zwingt sie ihr Herz, sich vor ihr zu demüthigen, so drängt doch die stolze, übermüthige, ihr tiefstes Wesen verletzende Verhöhnung Elisabeths, deren Hochmuth Leicester auf das äußerste gespannt hatte, sie zum bittersten Ausbruche, worin sie sich für die langen Jahre der Erniedrigung und Leiden rächt, unbekümmert um alle Folgen, welche der Zorn der Allgewaltigen ihr bereiten wird. Als sie durch den Erguß ihrer triumphirenden Rache die allmächtige Gegnerin zur wüthenden Vergeltung entflammt hat, soll sie, deren Herz sich eben in diesem

Augenblicke Leicester in voller Liebe zugewandt fühlt, auf das empfindlichste durch Mortimer gedemüthigt werden. Dieser, der ihr die Kunde bringt, daß Leicester nichts für sie thun werde, verspricht ihr Befreiung durch seine Hülfe, aber zugleich erhebt er die leidenschaftlichsten Ansprüche auf ihre Person, und, indem er an ihr Verhältniß zu Bothwell sie erinnert, dem sie ihre Frauenwürde so leichtfertig preisgegeben, will er mit Gewalt sich ihrer bemächtigen, sie zu seinem Willen zwingen. Diese freilich durch ihre frühere Schuld hervorgerufene Mißachtung trifft sie ärger als der ihren Untergang entscheidende Angriff von Sauvage auf Elisabeths Leben, der zunächst ihre engste Einschließung zur Folge hat. Gespannt harrt sie auf die Befreiung durch denselben Mortimer, vor dem sie erbeben muß. Aber zur Nachtzeit naht statt des gefürchteten Befreiers Paulet mit der Verkündigung, eben werde das Blutgerüst zu ihrer auf den nächsten Morgen festgesetzten Hinrichtung aufgeschlagen. Gefaßt fügt sie sich ins Unvermeidliche, da sie weiß, daß sie als Opfer des Hasses der Königin, die in ihr die Nebenbuhlerin fürchtet, und der die Katholiken verfolgenden Protestanten fällt. Tiefer treffen sie Mortimers Tod und Leicesters Verrath; Paulets Jammer um seinen Neffen erweckt ihr volles Mitgefühl. Fielitz hat weitläufig ausgeführt, die Beicht- und Abendmahlsszene seien das Ziel und der Schlußstein des Ganzen, erst in der Beichte, wo Maria ihren Tod als Gnade des Himmels erkenne, der sie ihre schwere Blutschuld durch den unverdienten Tod abbüßen lasse, liege das punctum saliens. Nein, die Gewißheit ihres Todes und der Verrath ihres geliebten Leicester, der sogar den ihr blind hingegebenen Mortimer tückisch dem Verderben preisgab, lassen sie die ungerechte, entehrende Todesstrafe als

Sühne ihrer Schuld freudig begrüßen, der sie sich entgegensehnt, um durch sie, gereinigt von allen irdischen Verbrechen, in das Land der Verklärung hinüberzuwallen. Schon vor der Beichte, wozu man ihr einen Geistlichen ihres Glaubens versagt hat, freut sie sich, daß der Tod sie befreie und die Seele „auf Engelsflügeln sich zur ewigen Freiheit schwinge“: all ihr Groll ist verschwunden, diesen Tod betrachtet sie als Triumph, sie fühlt sich ganz edel und frei, ihre Seele, die sich aus ihrer Erniedrigung erhoben, sehnt sich nach ihrer ewigen Heimat. Auch ohne Beichte und Abendmahl wäre die Sühne ihrer Schuld und die freudige Annahme des schimpflichen Todes als rächender Strafe, welcher sie gewürdigt wird, vollendet. Wie am Anfange Darnleys Todestag das Gefühl ihrer Schuld, die sie durch ihren Tod sühnen müsse, in ihr wach gerufen, so drängt ihr das Angesicht des Todes die volle Ueberzeugung auf, daß die so entehrende wie ungerechte Strafe vom Himmel als Sühne über sie verhängt ist, sie erkennt in ihm Gottes Gnade. Daß sie das Verlangen nach der Beichte und dem Genusse des Abendmahls als Wegzehrung empfinden muß, war dadurch bedingt, daß sie ganz als gläubige Katholiken sterben soll; die Art aber, wie der Dichter diese benutzt, um Marien ihre ganze Seele enthüllen und sie die volle Beruhigung ihrer leidenschaftlichen Natur in dem Bekenntniß ihrer Schuld und dem Glauben aussprechen zu lassen, daß sie diese in dem schweren ihrer harrenden Tode sühnen und verklärt in den Himmel eingehn werde, ist so glücklich gedacht wie ausgeführt. Gerade vor ihrem Tode wird Marien noch ein unverhofftes Glück durch einen katholischen Priester zu Theil, der ihretwegen in Rom die Weihungen empfangen hat und eine vom Papste selbst geweihte Hostie ihr bringt; darin muß sie

eben das schönste Zeichen erkennen, daß der Himmel sie seiner Gnade gewürdigt hat.

Das Drama zeigt uns Mariens Untergang in Folge eigenthümlicher Verwicklungen. Das protestantische England, worin Elisabeths Ehrgeiz herrscht, welche von Marien, die selbst auf den Thron gerechten Anspruch erhob, für einen Bastard erklärt wird, Englands vor einer katholischen Königin sich entsetzende Staatsmänner und das von dem Papismus alle blutigen Schrecken fürchtende Volk sind gegen sie erbittert und widersetzen sich rechtswidrig ihrer Befreiung; die von fanatischen Katholiken hervorgerufenen Angriffe auf Elisabeths Leben, denen Maria fern stand, auch ihre eigenen Versuche, sich die ihr geraubte Freiheit wiederzugewinnen, steigern die Erbitterung ihrer Gegner, so daß sie es für eine politische Nothwendigkeit halten, diejenige, die man als Ursache aller dieser Unruhen und der beständigen Angst ansieht, hinwegzuräumen, wobei man das Recht zu Gunsten dessen, was der Bestand des Staates zu fordern scheint, ungescheut verletzt oder vielmehr, da man seine Formen mißbraucht, verhöhnt. Gerade dieses Parteitreiben mußte das Drama zu lebendiger Anschauung bringen.*) Burleigh vertritt den reinen Staatsvortheil; unbekümmert um die Mittel, dringt er auf alles, was er durch diesen geboten glaubt. Nur Shrewsbury hält am strengen Rechte, vor dessen Verletzung er dringend warnt. Leicester, der eitle Günstling, hat seinen eigenen Vortheil allein im Auge, der alle seine Handlungen bestimmt. Graf

*) Keineswegs sind die englischen Staatsmänner dazu da, „um in dem Schwanken der Elisabeth dem Drama ein dauerndes auf- und abwogendes Interesse zu verleihen", wie Fielitz S. 65 meint.

Kent ist der starre Protestant, der als solcher die katholische Königin haßt und ihr auch in ihrem Unglücke die größten Bitterkeiten zu sagen nicht scheut. Auch zu seinem Bilde bot die Geschichte dem Dichter die Grundzüge. Nichts kann verkehrter sein als Julian Schmidts Behauptung einer Parteilichkeit Schillers für den Katholizismus, bei dem alles beschönigt werde, während vom Protestantismus nur die Nachtseiten erschienen. Der Fanatismus der katholischen Verschworenen, die Straflosigkeit, ja die ewige Glorie, welche katholische Priester dem politischen Morde zusichern, die Gewissenlosigkeit, womit der Papst von Eiden entbindet und die Treulosigkeit heiligt, treten scharf genug hervor, wogegen die grausame Verfolgung der Katholiken von Seiten des mit dem Katholizismus um die Herrschaft ringenden Protestantismus übergangen wird. Wenn Schiller dagegen die schönen Seiten des Katholizismus, wie sie dem wahrhaft gläubigen Katholiken, ja jedem, der unparteiisch ihn beurtheilt, erscheinen müssen, eben durch Katholiken aussprechen läßt, so erfüllt er damit nur seine dramatische Pflicht der lebendigen Individualisirung seiner Personen. Welch ein edler Charakter ist der protestantische Shrewsbury und wie achtbar erscheint selbst der strenge Puritaner Paulet! Julian Schmidt hat eben nur seine protestantische Unduldsamkeit bewiesen, die ihn so weit getrieben hat, die Ansichten der dramatischen Personen mit denen des Dichters selbst zu verwechseln.*)

*) Mit Recht bemerkt Hense, Schiller habe verwerfliche und edle Gesinnung auf katholischer und protestantischer Seite gleich vertheilt; in Elisabeth zeige sich protestantischer, in Mortimer katholischer Jesuitismus, in Melvil der bessere Katholizismus, in Paulet und Shrewsbury der bessere Protestantismus. Aber auffällt es, wie Hense darin mit Scherr übereinstimmen konnte, das Stück sei

Stellt unser Drama auch nur Mariens letzte Tage dar, so tritt doch ihr Bild überall lebendig hervor und entwickelt sich in der mannigfaltigsten Handlung. Freilich erscheint sie selbst weder im zweiten noch im vierten Aufzuge, doch sehen wir hier die mächtigen Gegenwirkungen gegen sie, in denen sich ihr Schicksal spiegelt, und vor allem tritt Elisabeth als ihr scharfer Widerpart hervor. Dieser dramatisch durchgeführte Gegensatz, der sich bei einem politischen Kampfe nothwendig ergibt*), und die Abrun-

---

eine der furchtbarsten gegen Rom geführten Streiche. Nichts konnte dem Dichter der Maria Stuart ferner liegen, der den Katholizismus nur zu seinem Zwecke der lebendigen Darstellung des Schicksals seiner Heldin benutzte, da eben in dem erbitterten Kampfe der beiden entgegenstehenden Glaubensbekenntnisse ein bedeutendes Moment ihrer Geschichte liegt und der Katholizismus ihm zu mehrern ergreifenden Schilderungen außerordentlich günstig war. Daß in einzelnen Stellen eine Kritik katholischer Sätze durchklinge, wird man Scherr viel weniger zugeben können als daß Mariens Katholizismus zuweilen stark ans Evangelische streife, wenigstens nicht ganz rein erscheine, da Schiller sich nicht völlig hereinzudenken vermochte. Freilich kann mancher Protestant in dem verklärenden Glanze der im vollsten Glauben an ihre Kirche sterbenden Maria Stuart eine Feier des Katholizismus selbst sehn, aber diese hat der Dichter nicht beabsichtigt, er bedient sich nur aller ihm zu Gebote stehenden Mittel, um innige Rührung zu erregen und das tragische Bild der sterbenden Büßerin zu heben. Neuerdings hat J. M. Raich in der Schrift „Shakespeares Stellung zur katholischen Religion" (1884) im Gegensatz zu Shakespeare, der überall die genaueste Kenntniß des Katholizismus zeige (?), den Nachweis zu liefern gesucht (S. 126 ff.), daß Schiller in der Maria Stuart seinen Mangel derselben vielfach verrathe, dabei aber meist dem Dichter, welcher der Ueberlieferung folgt, Unrecht gethan; wir hatten schon früher bemerkt, daß es dem in andern Religionsanschauungen aufgewachsenen Schiller, wenn auch in Lorch die katholische Gottesverehrung den Knaben nicht abgestoßen hatte, doch nicht gelungen, sich ganz in den Katholizismus hineinzuversetzen.

*) Bulthaupt tadelt Schillers Verfahren, statt eines Helden zwei zu schaffen, das zu einer „umschichtigen" Darstellung führe, aber die Heldin ist und bleibt die Büßerin Maria, die trotz ihres Falles über Elisabeth den Sieg davon trägt,

dung der angelegten Handlung bedingte auch die Schlußszenen, welche Elisabeths Unruhe und Bestrafung nach der Hinrichtung zur Darstellung bringen. Ohne diese fehlte der Abschluß der vom Dichter angelegten Handlung.

Man hat Maria Stuart eine religiöse Tragödie genannt, eher könnte man sie eine politische nennen, da die Politik bei ihrem Tode die Hauptrolle spielt: aber im Grunde ist sie keins von beiden, sondern ihr eigentlicher Kern die Darstellung des Untergangs einer edlen, aber zu weichen und empfindsamen, leidenschaftlich hingerissenen Natur, welche in Verhältnisse geworfen wurde, denen sie nicht gewachsen war, aber im Tode selbst verklärt sie sich und sühnt ihr aus Liebesleidenschaft begangenes Verbrechen. Die Stärke der Seele und die besonnene Zurückhaltung der in sich feststehenden Herrscherin Elisabeth fehlt ihr völlig; für England hätte es, abgesehen von der protestantischen Richtung des Volkes, keine unglücklichere Königin geben können als Marien, die durch ihre Geburt dazu das volle Anrecht besaß, aber eben in Folge des Mangels aller Eigenschaften, wodurch Elisabeth in so schwierigen Verhältnissen England groß machte, aus Schottland hatte fliehen müssen. So erscheint Elisabeths Sieg über Marien als eine politische Nothwendigkeit, aber dennoch erregt letztere unser volles Mitgefühl, das uns immer für sie fürchten läßt, während Elisabeths Selbst-

---

und über die nothwendig umspringende Darstellung konnten Bulthaupt Shakespeares „Lear" und dessen historische Stücke beruhigen. Daß in der Maria gleich starke Gewalten sich bekämpfen, ist durchaus irrig. Die Gefangene will nicht in England herrschen, nur die ihr widerrechtlich entzogene Freiheit wiedergewinnen; der mit ihr verbündete Katholizismus ist in England trotz aller Verschwörer machtlos.

sucht und eifersüchtiger Haß uns abstoßen. Daß die Ehebrecherin und Gattenmörderin in einer Verklärung auf der Bühne erscheine, hat man als eine Entweihung derselben getadelt, da eine solche Verbrecherin des tragischen Mitleidens unwürdig sei. Als ob die reuige Sünderin, die sich im Rausche der Leidenschaft hat hinreißen lassen, und dadurch sich nicht allein den Verlust alles glänzenden Glückes und die bittersten Leiden zugezogen, sondern auch die schärfsten Gewissensqualen auf sich geladen hat, unser Mitgefühl nicht erregen dürfte! Die Schuld in welche Maria geräth, wird durch die für sie verhängnißvolle politische Lage mit bedingt. Das Widerwärtige, das in der Erscheinung einer solchen Sünderin liegt, wird für den Zuschauer dadurch gemildert, daß die vergangenen Freveltaten in die Ferne gerückt sind, sie zugleich mit der bittern Reue der Sünderin und dem Unglück erscheinen, in das sie gerathen. Und sollte auf dem Theater eine Büßerin weniger Recht haben als sonst, wenn der Dichter es versteht, ihren Untergang zu einer tragischen Wirkung zu erheben! Auch der katholische Glaube feiert bekehrte Sünder. Schiller will seine büßende Maria nicht als Muster der Weiblichkeit hinstellen, sie nicht als Weib verklären, er zeigt nur, wie sie durch sittliche Kraft und religiösen Glauben aus ihrer tiefen sittlichen Erniedrigung sich aufrafft, endlich den für eine so leidenschaftliche Natur doppelt schweren Sieg über sich selbst gewinnt. Aber damit ist das eigentlich dramatische Leben des Stückes noch nicht erschöpft, vielmehr ist es der in Mariens Schicksal sich entwickelnde politische Kampf, welcher demselben seine lebendige Einheit und seinen Pulsschlag giebt. Wenn Raumer in dem Aufsatze „über die Poetik des Aristoteles“ meint, das Interesse für beide Königinnen würde sich bei strengem Festhalten an der

Geschichte wohl eher erhöht als vermindert haben, so übersieht er, daß der Dichter gerade das Hauptinteresse für das Opfer des politischen Kampfes in Anspruch nehmen und eben alles thun muß, unsere Theilnahme für dieses zu spannen. Auch seine weitern Bemerkungen, daß Maria durch das sichtbare Unglück und das nur angedeutete frühere Unrecht (als ob dies nicht sehr scharf am Anfange hervorträte und Elisabeths Betragen dadurch gerechtfertigt werden könnte!) ein falsches Uebergewicht vor Elisabeth erhalte, daß letztere zu vereinzelt und gering hingestellt werde, daß die rein erfundene Zusammenkunft der beiden Königinnen dem Ganzen eine falsche Richtung gebe, treffen nicht. Schiller hat in der Hauptsache, in der Darstellung von Mariens Untergang als einer Folge der politischen Zustände und ihrer Stellung zu Elisabeth, die geschichtliche Wahrheit nicht verletzt; ihre eigentliche Schuld liegt außerhalb des Stückes und hat auf ihre Verurtheilung, die sich auf die in England erfolgte Verschwörung gründet, keinen Einfluß. Hettner wirft unserm Drama vor, der große politische Kampf trete, um den rein menschlichen Antheil an Mariens Schicksal nicht zu schwächen, zu sehr zurück, diese falle als Opfer kleinlicher, selbstsüchtiger Gehässigkeit, ihr Untergang wirke nicht tragisch erhebend und versöhnend, sondern peinigend, da nur die grausame Uebermacht siege. Die poetische Gerechtigkeit fordere, daß Schuld und Strafe in einem nothwendigen Zusammenhang stehn, daß sie sich wie Grund und Folge zu einander verhalten müssen, während hier nur ein Justizmord vorliege. Aber ist denn das Stück nichts als diese politische Katastrophe, erkennt nicht Maria selbst, daß sie insofern mit Recht falle, als Blut nur durch Blut gesühnt werde, und der Himmel ihr dadurch eine Gnade gewähre, daß sie durch diesen Opfertod

ihre schreckliche Schuld büße. Dabei kann man freilich darüber verschiedener Ansicht sein, ob die Annahme, daß der Himmel durch Unrecht eine begangene Schuld sühnen lasse, der reinern Vorstellung von der Gottheit gemäß sei, aber in der Weise, wie dies hier zur Anschauung kommt, wo Maria ihren Tod als eine Gnade empfindet, dürfte ein rein gestimmtes Gemüth dadurch ebensowenig verletzt werden als durch die politische Nothwendigkeit, das Recht zu brechen, der geschichtliche Sinn. Die Weltgeschichte schreitet nicht immer auf geradem Wege fort; Gewalt, Unrecht, einzelner und massenhafter Mord setzen ihre Räder häufig in Bewegung. Schiller ist weit entfernt, den Justizmord zu rechtfertigen. Die volle persönliche Schuld liegt auf Elisabeth, die dessen Vollziehung hindern konnte, ja selbst durch ihr Unrecht gegen Marien alle Verschwörungen gegen sie und die Nothwehr der Gefangenen hervorgerufen; die sittliche Beruhigung ergibt sich daraus, daß Maria durch ihren Tod sich verklärt, während Elisabeth allen Qualen des Gewissens verfällt und durch völlige Vereinsamung bestraft wird. Hettner ist, wie er gegen alle spätern Stücke Schillers wegen ihrer vorgeblichen antikisirenden Richtung sich verstimmt zeigt, dies besonders gegen Maria Stuart, die er bei aller sonstigen Anerkennung für Schillers schwächste Tragödie erklärt; es sei, als ob die tragische Ironie, die er darin zur Darstellung gebracht, sich an ihm selbst habe bethätigen wollen. Schwach ist sie weder im Aufbau noch in der Charakteristik noch in der Darstellung: der Dichter waltet hier mit der schöpferischen Gestaltungskraft des Meisters. Auch Goethe schätzte sie als eine der würdigsten Bühnenstücke, und bei der ersten Trauerfeier des herrlichen Dichters zu Lauchstädt am 10. August 1805 gingen die drei

ersten Akte derselben der Darstellung des Liedes von der Glocke und Goethes rührendem Epilog voran.

Die Handlung ist von Anfang an sehr gespannt. Mit vielem Geschick wird im ersten Aufzuge nicht bloß alles, was zum Verständnisse der Geschichte und zum anschaulichen Hervortreten der Personen dient, erwähnt oder angedeutet, sondern auch die ganze folgende Handlung durch leitende Fäden vorbereitet. Die eigentliche Gerichtssitzung ist, wie schon bemerkt, vermieden; Maria bringt ihre Rechtfertigungsgründe und Vorwürfe gegen das wider sie eingeschlagene ungesetzliche Verfahren bei Burleighs Verkündigung des Urtheils vor. Ist dies auch freilich nach der Fällung des Urtheils unnütz, so entspricht es doch durchaus der Empfindung des erlittenen Unrechts, und es erscheint als rührende Stimme der unter leeren Rechtsformeln erstickten Wahrheit. Ein bedenklicher Widerspruch der Handlung kann man nur im dritten Aufzug bei Elisabeths Erscheinen in Fotheringhay finden, das nach dem zweiten als rein zufällig herbeigeführt erscheinen soll.

Man hat den Höhepunkt des Dramas im dritten Akte gefunden; freilich erfolgt dort der entscheidende Schlag, der alle Aussicht auf Rettung vernichtet. Aber dadurch ist zugleich die völlige Wendung der Anschauung Mariens erfolgt. Sie, der es früher unmöglich geschienen, daß Elisabeth ihren Tod wolle, sieht jetzt in der schmachvollen Hinrichtung die Strafe des Himmels für ihre Blutschuld, und sie freut sich zugleich eine Blutzeugin für ihren katholischen Glauben zu werden. Ihr gefaßter, sie verklärender Glaube macht die Sünderin zur Heldin, die sich selbst überwindet, während ihre heuchlerische Gegnerin allen Qualen ihres selbstsüchtigen Herzens verfällt und sich vergebens

von einer Unthat reinigen will, auf die sie so viele Jahre gesonnen. Erst mit der Verzweiflung Elisabeths an ihrem Glücke findet die Tragödie vom politischen Morde der unglücklichen schottischen Königin ihren Abschluß: diese sieht sich von allen verlassen, auf deren Achtung und Liebe ihr stolzes Herz Werth gelegt, wird ewiger Gewissensqual zum Raube.

Die Zeit der rasch verlaufenden Handlung ist auf drei Tage beschränkt; der erste Aufzug spielt am ersten, die drei folgenden, sich unmittelbar aneinander anschließenden am zweiten Tage*); der fünfte beginnt mit dem frühen Morgen des dritten und führt uns am Nachmittage nach der Hinrichtung Mariens zum Palaste der Königin, welcher der eben von Fotheringhay zurückgekehrte Burleigh die Vollziehung des Todesurtheils meldet. Daß der zweite Aufzug am folgenden Tage beginne, wird nicht besonders bezeichnet, wogegen es bestimmt angedeutet ist, daß der vierte unmittelbar an den dritten sich anschließt, und zwischen diesem und dem letzten nur eine Nacht liegt, in welcher Marien die Vollziehung des Todesurtheils am nächsten Morgen verkündet wurde. Innerhalb des Aufzugs findet ein Wechsel der Szene nur in den beiden letzten statt; im vierten befinden wir uns zuerst im Vorzimmer, dann im Zimmer der Königin, der fünfte versetzt uns aus demselben Zimmer des Schlosses zu Fotheringhay, in welchem das Stück begann, in das Zimmer des königlichen Palastes zurück, wo die Königin im vorigen Auf-

) Nach III, 1, 58 erfolgte die Verkündigung des Todesurtheils gestern. Daß der dritte Aufzug an demselben Tage wie der zweite spielt, beweist II, 9, 116 f.: „Heut ist das große Jagen. An Fotheringhay führt der Weg vorbei." Die große Entfernung Fotheringhays von London beachtet der Dichter nicht. Vgl. S. 78.

zuge der Befehl zur Hinrichtung unterschrieben hat. Diese Szenenveränderungen waren nothwendig und muthen dem Zuschauer nichts zu, der sich leicht durch die Andeutungen des Dichters und die Dekoration in einen andern Raum versetzen läßt, wenn auch der Vorhang nicht zwischen beiden Szenen gefallen ist. Die Lehre, daß im ernsten Drama sich innerhalb eines Aktes die Szene nicht ändern dürfe, ist eben so willkürlich als der Wahn der drei Einheiten. Die einzelnen sich enge aneinander schließenden Aufzüge (nur zwischen dem ersten und zweiten ist die Verbindung nicht bestimmt angedeutet) bilden für sich abgegrenzte Abschnitte der Handlung; nirgends findet sich ein Stillstand oder ein Sprung. Selbst eine Hindeutung auf die französische Brautwerbung, die im zweiten Aufzuge ausgeführt wird, fehlt im ersten (A. VI.) nicht, nur wünschte man sie bestimmter, so daß der französischen Gesandtschaft und der ihr zu Ehren veranstalteten Festlichkeiten ausdrücklich gedacht würde.

Die Hauptcharaktere des Stückes sind eben so sicher entworfen wie klar und fein durchgeführt, von frischem Leben beseelt, Gestalten von Fleisch und Blut, selbst der glühende Schwärmer Mortimer, dessen Bild sprechende Naturwahrheit dadurch gewinnt, daß heißblütige Liebe ihn zu der in allem idealen Glanze vor seinen Sinnen schwebenden katholischen, von den Protestanten verfolgten Königin hinreißt. Am glücklichsten wirkt Schiller durch die scharfen Gegensätze nicht allein der beiden Königinnen, sondern auch von Burleigh und Shrewsbury, Leicester und Mortimer. Die Charaktere sind abgerundeter und von frischerm Lebensglanze als in Wallenstein, wo sie mehr aus der Handlung sich herausgestaltet haben als, Max und Thekla ausgenommen, selbstständiges Leben athmen. Am

wenigsten dürfte Leicester gelungen sein, dessen schwankende Gestalt eben durch die eigenthümliche Stellung, die er in der Handlung einnimmt, zu sehr, man möchte sagen, beschränkt wird, so daß er sich nicht frei entfalten kann.

Die Sprache ist im ganzen weniger schwungvoll und glänzend als im Wallenstein, zeichnet sich aber durchweg durch Angemessenheit, klare Bestimmtheit und dramatisches Leben aus. In Mortimers Rede spricht das glühende Feuer leidenschaftlichster Aufregung und in Mariens lyrischem Freudenjubel am Anfange des dritten Aktes erschwingt sich die Seele zu hohem Fluge. In prosodischer Beziehung ist zu bemerken, daß der Versaccent oft nach bekannter Freiheit kurze Silben längt, Trochäen jambisch gelesen werden, auch im ersten Fuße, aber nicht zweisilbige Wörter, wie lebet, höre, mit Ausnahme von Namen in der Anrede, wie Melvil, Hanna, auch Lady. So finden wir muß sie, weiß ich, mehrfach in dem, sogar bei der Trennung durch die Interpunktion wie Mich, den, O, es, Will! Es. Auffällt der schwache Vers „Schamhaft erröthender Bescheidenheit" (I, 4). Beim Versmaße*) hat sich Schiller größere Freiheit gestattet als im Wallenstein. Häufiger als im Karlos und Wallenstein tritt der Anapäst ein.**) So bilden nicht nur an vielen Stellen die beiden letzten Silben des

*) Ihm zu Liebe hat sich Schiller mehrfach, wie auch später in der Jungfrau, neben England der störenden gedehnten Form Engelland bedient; denn so schreibt er, nicht Engeland.

**) Der sehr zerhackte Vers II, 8, 45: „Und was euch ihr Vertraun erwarb. Milord" (mit dem letzten Worte fällt Mortimer ein) ist durch die Form Vertrauen herzustellen, die schon, freilich ohne Gewähr, von der dritten Ausgabe (1802) eingeführt wurde.

Wortes Königin den Anfang des Anapästes, sondern auch die Endsilben ige, ische, liche, lische (auch lischste), ere, erin, ende, ete (in bereitete). Einmal beginnt der Name Margaretha anapästisch, zweimal fallen in den Anfang des Anapästes die beiden letzten Silben des Namens Mortimer. Von besonderer Wirkung ist der Anapäst in Mortimers Worten III, 6, 73: „Wenn ich dich Heißgeliebte, umfange." In dem fünffüßigen Verse II, 5, 28 fiele der Anapäst in den Wechsel der Rede, aber kümmert ist bloßer Druckfehler des Theaters für bekümmert. Als Anapäst ist auch IV, 12, 18 (las)sen Gott Weiß zu lesen. Mehrfach steht der Artikel in einem Anapäste: (ge)gen den Schot(ten), (ge)gen den Mann, (Stim)me des Volks, auch die Vorsilbe ge: (Eu)re Gefahr, (Or)te, geschä(he), wo Ort leicht herzustellen wäre, (frü)her gewährt. Nur zweimal wird ein Wort am Ende des Verses abgebrochen, und zwar in Zusammensetzungen (aus=Zubreiten, Glaubens=Verwandte). Es ist dies ein ähnlicher Fall, wie wenn durch den Versschluß eng zusammen gehörende Wörter von einander getrennt werden, wie meines | Geschlechts, mit der Liebesfackel, vor | der Todten, doch wird so nie der Artikel gebraucht, wie noch im Wallenstein stehn ein, eine, auch das den Infinitiv einführende zu. Von der festgesetzten Anzahl der fünf Füße weicht Schiller, wie in allen seinen Dramen, mehrfach ab. Die Zahl der Sechsfüßler steigt über 50, die der Vierfüßler über 30; Dreifüßler zählen wir 10*), Zweifüßler 8. Im Wallenstein fanden sich auch Verse

*) Auffallen zwei hintereinander IV, 2, 26 f. Einer ist IV, 9 29 dadurch entstanden, daß Schiller im Drucke eine längere Stelle gestrichen hat. I, 6, 39 f. findet sich unmitttelbar nach einem vierfüßigen ein dreifüßiger, beide be=

von sieben und ganz kurze aus einem und anderthalb Fuß. Manche unvollständige oder zu lange Verse waren schon bei der Durchsicht für den Druck berichtigt worden; andere hatte der Dichter übersehen oder ließ sie absichtlich unverändert. Die kürzern Verse stehn ganz besonders am Schlusse längerer Reden. In den lyrischen mit verschiedener Verschlingung reimenden Strophen am Anfange des dritten Aktes sind die beiden ersten frei daktylisch-trochäisch, nur der letzte Vers der zweiten bloß siebenversigen, deren dritter reimlos ist, endet anapästisch-jambisch*) und führt gleichsam zur dritten hinüber, die jambisch ist mit vielen Anapästen, ja V. 6 ist mit Ausnahme des letzten Fußes dem Schlußverse der zweiten gleich, auf den er auch reimt. Die vierte ist wieder frei daktylisch-trochäisch, nur der fünfte reimlos für sich allein stehende setzt rein jambisch ein. In der ersten Strophe reimen die Verse wechselnd, in der folgenden ist die Reimverschlingung verschieden, wird auch durch einen reimlosen bezeichnend unterbrochen. Hart ist die jambische Messung von brächte, spärlich nährt' es, nähm' es, und der Reim Banden, Gesandten.**)

---

zeichnend; denn der Vers: „Und riß mich in das Weichbild Roms" schließt ab, mit „Wie ward mir, Königin!" wird die folgende schwärmerische Schilderung eingeleitet.

*) In der ersten Strophe beginnen V. 4 bis 8 mit drei Daktylen, in 1 und 3 sind der erste und dritte Fuß Daktyle, in 2 bloß der erste; in der zweiten sind der erste und dritte Daktyle in 1 und 3, der erste und zweite in 2 und 4, der zweite und dritte in 5, bloß der erste in 6. V. 2 findet sich euch beidemale kurz gebraucht.

**) Belling, „Die Metrik Schillers", S. 256 ff. liest die dritte theils daktylisch-trochäisch, theils jambisch-anapästisch, (wobei er sonderbar in V. 2, 5 und 7 eine Anakruse annimmt), die vierte ganz daktylisch-trochäisch, so daß noch mehr, das entschieden jambisch durch seine Betonung ist, als Trochäus gelten muß.

Des Reims hat sich Schiller nach Shakespeares Vorgang in der Maria Stuart häufiger als im Wallenstein bedient, nicht bloß am Schlusse von Szenen (I, 8. II, 8. V, 9), sondern auch vielfach in der Mitte derselben, wo er unmittelbar hintereinander oder bloß unterbrochen durch einen oder zwei reimlose Verse eintritt. So reimen in Mortimers Selbstgespräch II, 6 V. 14—25 und die Schlußverse 29 f., III, 1 V. 15—25., III, 6 V. 19—22, 24 f., 32 f., 58—61, 65 f., 71 f., 78 f., 81—86, 89 f., 95 f., 100—111, 114 und 116, 117 und 119, 120 und 122, 123 f., 227—131 (Schluß), IV, 4 Mortimers Worte V. 58 und 60, 61—66, 76—79 (Schluß), V, 6 V. 105 f., 110 f., 113 — 116, 118 f., 128 f., 133 f., 136—139, 144 f.. 150—152., 159 f., 163 f., 173 und 175 (nicht der Schluß), V, 9 die sechs letzten Verse Mariens an Leicester, endlich in dessen Selbstgespräch V, 10 V. 2 und 4, 9—24 (wo auch Felsen auf schmelzen reimen soll, einmal ein dreifacher Reim steht), aber nicht der Schluß (25—37). Auffallend sind hier besonders die springenden Reime und die häufige Willkür da, wo ein Reim sich von selbst darbot.

IV. Entwicklung der Handlung.

Erster Aufzug.

Alle bedeutenden Fäden, deren Verschlingung das dramatische Gewebe bildet, mit Ausnahme der französischen Bewerbung um Elisabeths Hand, werden glücklich angesponnen. Maria hofft durch Leicester, der sich an sie gewandt hat, die Verwendung zu ihren Gunsten, während sie mit Schrecken von der neuen, ohne ihren Willen angezettelten Verschwörung durch den für sie begeisterten Neffen ihres Hüters vernimmt, dem der freie Zutritt zu ihr gestattet ist. Mortimer verräth der Gefangenen die Fällung des Todesurtheils und Elisabeths Absicht, es vollstrecken zu lassen. Maria erklärt sich entschieden gegen die ihr entdeckte Verschwörung zu ihrer Befreiung, die sie von Leicesters ihr angetragener Verwendung erwartet. Diesem läßt sie, nachdem eben ein anderer Versuch mißlungen, durch Mortimer einen von ihrem Bildnisse begleiteten Brief zustellen. Als ihr das Todesurtheil verkündet wird, weist sie dessen Ungerechtigkeit schlagend nach. Ihr erster Hüter Paulet lehnt Burleighs Anschlag, die Verurtheilte durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen, mit Entrüstung ab, wie sehr auch der herrschende Minister den guten Dienst hervorhebt, den er dadurch der Königin leisten würde, dagegen hat er

die Ueberreichung eines Briefes übernommen, in welchem Maria ihre königliche Schwester um eine Zusammenkunft bittet. So sind alle bedeutenden Fäden der Handlung angesponnen: das Todesurtheil ist gefällt; Maria hofft von Leicester mehr als von dem Briefe an Elisabeth, welcher mit Leicesters Verwendung in nähere Verbindung hätte gebracht werden sollen; die Verschwörung zu Mariens Befreiung läßt uns gerade für diese fürchten, deren Zustand, ihre Schuld und ihr Recht, wie auch das Verhalten aller auf ihren Tod aus politischen Gründen dringenden Gegner, der Königin, des Parlaments und Burleighs, zur Anschauung gelangt. Diese allseitige Einleitung der Handlung spielt sich mit echt dramatischem Leben ab. Ueber den Ort des Auftritts vgl. S. 77.

Erster Auftritt. Mit der Gefangenen wird wegen eben erregten Verdachtes noch rücksichtsloser als bisher verfahren. Mariens erster Hüter Paulet*) läßt durch Drury, trotz der diese neue Dreistigkeit abwehren wollenden Amme, Mariens Schreibpult erbrechen und bemächtigt sich seines Inhalts. Ihre enge Haft, ihre unwürdige Behandlung, ihre Schuld, ihre traurige Lage in England, auch der Charakter ihres Hüters, des sitten- und glaubensstrengen, rücksichtslos gewissenhaften, ehrlichen Puritaners Paulet, treten in dramatischer Bewegung hervor.

*) Als Hüter nennt Cambden Amicius Povvlettus (anderswo Poulett) et Drugo Drurirus, Rapin Amias Powlet oder Pawlet und Drugeon Drury, Robertson Sir Amias Paulet und Sir Drue Drury, Archenholz Paulet und Drury. In Schillers Personenverzeichniß heißen sie Amias Paulet, Ritter und Drugeon Drury und werden als erster und zweiter Hüter bezeichnet; der letztere steht dort erst nach Mortimers Freund Okelly, unmittelbar vor Mariens eigenem Haushofmeister.

Leicester hat mit ihr eine Verbindung angeknüpft, aber Maria bisher vergebens auf ein Mittel gesonnen, ihm eine günstige Antwort zukommen zu lassen. Die treue Amme, Hanna Kennedy, deren Person geschichtlich feststeht (Cambden und Rapin haben sie nicht), scheint mit dem Gärtner ein Verständniß angeknüpft zu haben, und um diesen zu gewinnen, hat sie eben einen Schmuck heruntergeworfen.*) Paulet, dem dies nicht entgangen, ist, entsetzt über die reichen Mittel, die Maria noch zur Bestechung besitzt, mit Drury herbeigeeilt, und bemächtigt sich ihres Schreibpultes. Unter den Papieren finden sich französische Aufsätze**)

*) Den Zweck dieses Versuches können wir nur im allgemeinen ahnen; es hätte wenigstens später eine Beziehung darauf angebracht werden sollen. Die Amme kann die Sache nicht leugnen, die freilich den schlimmsten Verdacht erregt, aber wir sehen nicht, weshalb sie dieses sonderbaren Mittels sich bedient hat. Sonderbar bleibt es immer, ja wird es erst recht, wenn man mit Bellermann annimmt, es habe dem Gärtner, mit dem man sich schon vorher verabredet, eben ein Zeichen gegeben werden sollen, sich irgendwo einzustellen. Ein leichter sich verrathendes hätte man schwerlich entdecken können, aber Schiller war es gerade um ein solches zu thun, das entdeckt würde und zum Suchen nach geheimen Schätzen im Schreibpulte der Gefangenen führte. Daß dies unwahrscheinlich sei, kümmerte den Dichter nicht, da dieses geheime Verständniß *vor* die Handlung fiel und beim gespannten Antheil des Zuschauers sich diese Unwahrscheinlichkeit nicht aufdrängt. — Bellermann bemerkt, daß das schleppende Ende des Verses *bestochen werden sollen* sich auch sonst findet, wie Piccol. II, 2, 29 *empfangen werden sollen*. In unserm Stück ist es der einzige Fall dieser Art, wogegen zwei Infinitive in dieser Art häufig schließen, wo meist der zweite *lassen, wollen, können, müssen* ist. Drei gleiche Endungen finden sich auch in *meine beiden offnen Augen* (II, 7), vier in *meinen letzten Willen ehren* (V, 6).

**) Die Worte „Es sind französische . . . Feind" sind in der Theaterbearbeitung gestrichen, obgleich dann das Wort *Concepte* einen Vers für sich bilden muß.

und Entwürfe von Briefen an die Königin von England*); jene scheinen ihm um so wichtiger, als sie gegen die Gefangene zeugen, vielleicht ihre bösen Pläne enthüllen. In Wirklichkeit hatte man ihre Sachen schon bei der Entdeckung von Babingtons Verschwörung in Beschlag genommen. Cambden berichtet, ihre Thüren seien erbrochen und alle ihre Kasten mit Briefen an den Hof geschickt worden; Paulet hatte ihr auch alles Geld genommen, damit sie es nicht zur Bestechung verwenden könne. Im geheimen Gefach des Schrankes, das Paulet kennt, entdeckt er ein mit Frankreichs Wappen geziertes Stirnband, das sie, als Brautgeschenk ihres verstorbenen Gatten, des Dauphins, besonders werth schätzt; auch dies nimmt er weg, weil jeder Besitz ihr nur eine Waffe, ein Mittel sei, neue Verschwörungen anzuzetteln.**) Da Kennedy mit allen ihren Versuchen nichts ausrichtet, bricht sie in Klagen über die einer Königin ganz unwürdige Ausstattung dieses Wohnzimmers aus, wobei Schiller sich die Freiheit nimmt, diese Ausstattung viel geringer darzustellen, als sie wirklich war. Wir wissen, daß der Thronhimmel

*) Die Amme weiß nur von Entwürfen, nicht daß ihre Herrin den Brief schon beendet und versiegelt hat. Ueber ihre Kassettenbriefe vgl. S. 77.

**) Hier stand ursprünglich noch eine auf die frühere Wegnahme aller Kostbarkeiten sich beziehende Aeußerung Paulets, die wir nur in der Uebersetzung von Mellish kennen: And ye have found the means to hide from us | Such costly things, and screen them till this moment | From our inquiring eyes. Bei Schiller waren es wohl nur zwei Verse, über die Paulet hier nicht hinausgeht. In der Theaterbearbeitung wird die Antwort Paulets „So lang sie . . . in ihrer Hand" unten an die Stelle der Verse „Es liegt in guter Hand . . . zurückgegeben" gesetzt, was eine Verbesserung sein dürfte. Bei Mellish steht vor Kennedys Rede: „Seid gütig", noch das szenarische supplicating.

erst aus dem Zimmer verschwand*), als der Gefangenen das Todesurtheil verkündet war; denn seit dieser Zeit ward sie nicht mehr als Königin behandelt.**) Den Mangel an Silbergeräth, an einem Spiegel, an Büchern und an der Laute, welche sie so schön zu ihren Liedern zu spielen wußte (dieser ihrer besondern Fertigkeit gedenkt Robertson), weist Paulet mit scharfen, auf ihre Schuld und ihre Gefährlichkeit deutenden Worten zurück***), wogegen Kennedy mit innigem Antheil hervorhebt, wie wehe es ihrer Herrin thun müsse, die schon als Kind am französischen Hofe an Glanz und Ueppigkeit gewöhnt worden†) (ein zur

*) Vgl. Archenholz oben S. 74. Hense läßt auch hier Schiller von Hume abhängen.

**) Nach Cambden wurde sie jetzt wie die ärmste Frau behandelt. In ihrem Briefe an Elisabeth klagte sie über den Mangel jeder königlichen Einrichtung. Robertson sagt, sie sei jetzt auf zwei schlechte, ihrer Kälte wegen kaum bewohnbare Zimmer beschränkt gewesen.

***) Wenn Paulet 37 sagt, sie habe ihren Gatten zu Sterlyn aus grobem Zinn speisen lassen, während sie aus Gold mit ihrem Buhlen getrunken, so bedient Schiller sich irrig der französischen Form Sterlyn statt der englischen Stirling, da er dem Berichte Rapins folgt. Dieser erzählt, bei der Taufe ihres Sohnes Jakob I. habe Bothwell an erster Stelle geglänzt, der vernachlässigte Darnley dagegen sich aus Scham zurückgezogen. Als der Hof darauf nach Edinburg zurückgekehrt, sei Darnley so verächtlich behandelt worden, daß er sich zu seinem Vater nach Glasgow begeben; vor seiner Abreise hätten ihm die Diener der Königin das silberne Tafelgeräth genommen und ihm dafür zinnernes gegeben. Rapin schöpfte dies aus dem Marien feindseligen Buchanan, der aber Darnley gleich von Stirling abreisen läßt. Mariens zu gleicher Zeit stattgehabten Vergiftungsversuch, den Rapin nach dem Lügenberichte Buchanans annimmt, konnte Schiller nicht gebrauchen. — Die Theaterbearbeitung hat die Beziehung auf das Zinn ihrer Tafel sammt Paulets Erwiderung 35—39) gestrichen.

†) V 48: „Am üppgen Hof der Medizäerin (so!“, strich die Theaterbearbeitung. Katharina von Medici, die Gemahlin des wüsten Heinrich II., ge-

Charakterisirung Mariens bedeutender Zug), sich aller Zierde des Lebens beraubt zu sehn. Aber Paulet weist um so unerbittlicher auf ihre Schuld hin. Muß Kennedy auch Mariens Jugendschuld zugeben, so besteht sie mit Recht darauf, daß in England niemand sie deshalb richten dürfe, wodurch denn Paulet auf die gerade hier von ihr hervorgerufenen Aufwiegelungen gebracht wird, die Verschwörungen Norfolks (vgl. S. 68—72), Parrys (S. 73) und Babingtons (S. 74 ff.), von denen die letztere Elisabeths Leben selbst bedrohte, während Norfolk sich nur wegen der Befreiung Mariens mit dem Auslande eingelassen.*) Er läßt aber Norfolk noch manche andere folgen, wobei außer den beiden schon genannten wohl besonders an Throckmorton (vgl. S. 73 f.) gedacht wird. Bei dem puritanischen Paulet fällt die klassische Bezeichnung Mariens als einer Helena auf, mit Bezug auf das ungeheure Unglück, das Helena Troja gebracht, aber klassische Anspielungen waren den Engländern damals noch geläufiger als heute. Seine Behauptung, England habe Marien gastfreundlich aufgenommen, zeigt, wie sehr die erbitterten Feinde derselben den Stand der Dinge entstellen. Kennedys scharfe Zurückweisung jener Behauptung veranlaßt dann Paulet, die Vorwürfe ihrer Gegner auszuführen, die sich sogar zu der Anklage verstiegen, sie sei nach England gekommen, um Elisabeth

---

langte erst nach dessen 1559 erfolgtem Tode zu Ansehen am Hofe, an welchem dessen Geliebte, Diana von Poitiers, die er zur Herzogin von Verlantinois erhoben, die Herrschaft führte.

*) Statt unterm Henkerbeil (75) hat Melliſh upon de block, und es folgt noch der Vers: The noble house of Howard fell with him. Schiller hatte den Untergang von Norfolk schon in Kabale und Liebe benutzt. Vgl. unsere Erläuterungen S. 73.

zu stürzen, den Katholizismus in greulichster Gestalt wieder einzuführen*) und das Land von Frankreich abhängig zu machen. Hätte sie durch Unterzeichnung des Vertrags von Edinburg (vgl. S. 53) ihrem Anspruch auf die englische Krone entsagt**), so würde sie entlassen worden sein, aber sie habe an jenem dem Lande gefährlichen Anspruch festgehalten, und bei ihrem Aufenthalt in England, selbst vom Kerker aus, ihre bösen Pläne auszuführen gedacht. Die enge Haft Mariens, die noch vor kurzem einen zweiten Hüter in Paulets Verwandten erhalten***), und die ängstliche Sorge von Paulet selbst treten am Schlusse recht bezeichnend hervor. Letzterer äußert dabei die Hoffnung, daß es bald mit ihrer Haft zu Ende gehe (kennt er ja das schon gesprochene Todesurtheil†), und als er die Königin selbst mit einem Cruzifix in der Hand kommen sieht, kann er sich des

*) Elisabeths Vorgängerin Maria, die katholische genannt, heißt die spanische von ihrer Vermählung mit Philipp II. von Spanien.

**) Schiller nahm an, man habe noch im Anfange ihrer Gefangenschaft sie zu bestimmen gesucht, auf ihr Anrecht an den englischen Thron zu verzichten, wodurch Elisabeth und das englische Volk gegen sie als eine beständige Gefahr aufgeregt worden.

***) Diese Andeutung fügte Schiller erst später ein; denn bei Melliss ist der Schluß der Rede der Kennedy von „Die erst seit kurzem" (125) an also übersetzt: and sees herself | Condemned anew to a still harder durance | And that fresh bars are multiplied around her!

†) In der Theaterbearbeitung sind hier vierundvierzig Verse gestrichen, so daß Kennedy vor Paulets mit „Sie kam ins Land" beginnender Rede Marien kommen sieht und gleich nach „Auf Leib und Leben — eine Königin" diesen darauf mit den Worten: „Da kommt sie selbst!" hinweist. Man kann freilich die Stelle sehr wohl entbehren, wenn sie auch Paulets Gesinnung und Stellung noch mehr ins Licht setzt. Wahrscheinlich hatte Schiller schon bei der Dichtung die Auslassung dieser Stelle für die Bühne beabsichtigt. Vgl. S. 16.

Spottes über ihre heuchlerische Gläubigkeit nicht enthalten, womit sie blos prunke. Wie sehr er ihr damit Unrecht thue, ergibt sich bald.*) Freilich hat sie der Hoffnung auf Befreiung noch nicht ganz entsagt, sie will deshalb mit Leicester anknüpfen, und fühlt sich als rechtmäßige Königin, wogegen Elisabeth als Bastard kein Recht auf den Thron habe, aber ihre Reue und ihr Glaube an die allein seligmachende Kirche sind durchaus wahr.

Zweiter und dritter Auftritt. Maria Stuart, die als Büßerin, verschleiert, ein Cruzifix in der Hand, auftritt, zeigt im Gegensatze zu ihrer treuen Amme**) größte Ruhe, da sie über die niedrige Behandlung, welche sie so lange erlitten, sich erhaben fühlt. Nur stellt sie an Paulet die Bitte, einen unter ihren Papieren befindlichen Brief an ihre „königliche Schwester von England"***) dieser selbst zu übergeben. Auf dessen Bedenken theilt sie ihm den Inhalt mit, wobei sie ihren Widerspruch gegen die Rechtsbeständigkeit des über sie eingesetzten Gerichts wiederholt, wie sie es vor diesem Gerichte selbst gethan.

---

*) Daß Paulet in seiner Weise damit Recht habe, kann ich Boxberger nicht zugeben, wenn auch seine puritanische Gesinnung und sein Haß gegen die Englands Freiheit Frankreich und dem Papst unterwerfen wollende Verbrecherin ihm Verdacht erregen müssen. Es schwebte Schiller hier wohl vor, daß, als Maria schon auf dem Blutgerüste stand, ihr der Graf von Izenty sagte, man müsse das Kreuz im Herzen, nicht in der Hand tragen, wie Brantôme berichtet.

**) Diese redet sie nur hier in ihrer vollsten Theilnahme an der erlittenen Beleidigung mit Du an, sonst mit Ihr.

***) Elisabeth selbst nannte Marien ihre „gute Schwester", wie auch Maria sie vierzehn Verse später bezeichnet. Beide stammten aus dem Blute der Tudors. Mariens Großmutter war die Schwester Heinrichs VII., des Großvaters von Elisabeth.

Sie habe kein Zutrauen zu dieſen ihr unebenbürtigen Richtern faſſen können, bemerkt ſie dabei, nur der ihr an Rang und Geburt gleichſtehenden Königin vermöge ſie ihr Herz zu eröffnen, ihr zu ſagen, wie unwürdig ſie behandelt werde: daß dieſe ihr die Freiheit auf ihre Bitte wiedergeben werde, hofft ſie nicht, darf es am wenigſten Paulet gegenüber ausſprechen. Dieſer zeigt auch hier die ganze Härte ſeines Haſſes der gottvergeſſenen Verbrecherin; er rückt ihr ihre ſündliche Verbindung mit andern unwürdigen Männern vor, wobei er beſonders an Bothwell denkt. Wird durch die Erwähnung des Inhaltes des Briefes einer der Fäden der Handlung auf ganz ungezwungene Weiſe angeknüpft, ſo zeigt Mariens weitere Bitte, daß ſie auf ihren Tod vorbereitet iſt. Sie wünſcht den Troſt der Kirche, welchen ſie ſo viele Jahre im Gefängniſſe entbehre (ihren Almoſenier hatte man ihr längſt genommen); dieſen könne ihr doch diejenige nicht verſagen wollen, die ihr alles genommen, ja durch den über ſie eingeſetzten Gerichtshof ihr Leben bedrohe. Da aber Paulet den Dechanten des Ortes (den Dr. Fletcher, Dechant von Peterborough, wollte man ihr aufdrängen) ihr dazu anbietet*), beſteht ſie entſchieden auf einem katholiſchen Prieſter. Paulet lehnt dieſe Bitte, die uns gleich zu Anfang ihren feſten katholiſchen Glauben zeigt, der ſie den Engländer verhaßt macht, ſtillſchweigend ab.**)

*) Nach Rapin. Vgl. oben S. 83.

**) Hier ſtand urſprünglich nach fordre ich noch eine nur in der Ueberſetzung von Melliſh erhaltene Stelle. Es heißt dort: Paulet. That is against the publish'd laws of England. | Mary. The laws of England are not rule for me. | I am not Englands subject; I have ne'er | Consented to its laws, and will not bow | Before their cruel and despotic sway. — | If you will to th'unexampled righour | Which I have suffer'd add this new

Bei der weitern Bitte um Schreiber und Notarien zur Errichtung ihres Testaments (in Wirklichkeit machte sie ihr Testament selbst, wie es auch nach V, 1 geschehen) äußert sie, ihr Leben sei nicht allein durch die lange Gefangenschaft untergraben, sondern auch sonst bedroht (sie denkt an Vergiftung). Auch hierbei bewahrt Paulet seine eisige Kälte.*) Auf die Frage nach ihren Kammerfrauen und Dienern erwidert er ganz kurz und unbestimmt.**) Im fünften Aufzuge finden wir außer Margaretha Kurl noch mehrere andere Kammerfrauen, denen man erst seit jenem Morgen den Zutritt zu ihr gestattet hatte.***) Zuletzt erst fragt sie Paulet, ob ihr Prozeß entschieden sei; dieser stellt sich, als ob er nichts davon wisse, deutet aber in seiner harten Weise das

---

oppression. | I must submit to what your power ordains; | Yet I will raise my voice in loud complaints. Vorher hat Mellish für des Orts of Peterborough.

*) Die Theaterbearbeitung läßt Mariens Rede „Und weiß ich . . . mein ist" nebst Paulets Antwort weg.

**) Statt des knappen „Für eure Diener ist gesorgt", lesen wir in der Uebersetzung von Mellish: Your servants you again shall see; again | Shall see whatever has taken been for you: | All, when the hour is come, shall be restored. Wie dieses ursprünglich gelautet, sehen wir aus der Theaterbearbeitung, die hier aber die Erwähnung der Schwestern Douglas (vgl. oben S. 22*) eingeschoben hat; denn unmittelbar vor der szenarischen Bemerkung „Er will gehen", lesen wir dort noch: „Maria. Warum entbehr' ich die unschuldige Gesellschaft | Der Schwestern Douglas', meiner lieben Basen? | Der holden Kinder Anblick würde mich | In meinem Kummer trösten und erleichtern. | Paulet. Ihr sollt die Ladys wiedersehen, alles, | Was Euch geraubt ist, wiedersehen, alles | Zurückempfangen, wenn die Stunde kommt." Die Stelle strich Schiller erst beim Drucke, weil er im fünften Aufzug die Douglas wegließ.

***) Berichtet fand Schiller, daß man Marien nach Norfolks Verurtheilung enger einschloß und ihr viele Diener nahm (Rapin S. 316), nach Parrys Verschwörung sie fast aller Bedienten beraubte (Robertson II, 127).

Schlimmste an.*) Der Dichter erhält hierbei willkommene Gelegenheit, des gegen sie zusammengetretenen, sie völlig überraschenden, nicht einmal einen rechtlichen Beistand gewährenden Gerichts**) zu gedenken, vor welchem sie vor länger als einem Monate gestanden.***) Als Seele des Gerichts und ihren bittersten Verfolger bezeichnet sie Burleigh und Sir Christoph Hatton, dessen schlau berechnetes Wort sie bestimmte, sich auf eine Erwiderung einzulassen (vgl. S. 80).†) Beim Ueberfall durch einen Mörder schwebt Northumberlands Ende im Tower vor. Leicester hatte wirklich nach dem von Rapin angeführten Cambden Mörder gegen Marien gedungen, vor denen sie Drurys Wachsamkeit schützte. Paulet mißversteht ihre Frage: „Soll mich der

*) Hier stand ursprünglich nach Paulets: „Ich weiß nichts, Milady", noch eine Rede Mariens mit Paulets Erwiderung vor ihrer Bemerkung: „Man liebt hier rasch zu Werk zu gehn"; denn bei Mellish finden wir: Mary. Sir, a good work fears not the light of day. | Paulet. The day will shine upon it, doubt it not. Die deutsche Fassung kann nicht zweifelhaft sein.

**) Dies entsprach ganz dem englischem Gebrauch. Die Angeklagte sollte sich selbst über den Thatbestand erklären. Maria beklagte sich auch darüber nicht, sondern wies das Gericht als unzuständig zurück. Schiller hielt sich hier an Archenholz (vgl. S. 80). Auch bei Rapin beklagt sich Maria, daß sie keinen Rath habe und ihr ihre Papiere genommen seien.

***) Das aus 42 Personen bestehende Gericht (vgl. S. 78) war in der großen Halle von Fotheringay am 14. Oktober zusammengetreten; den 25. ward das Urtheil zu Westminster gesprochen, aber der Verurtheilten erst am 22. November verkündigt. Daß Paulet selbst unter ihren Richtern war, läßt Schiller unberücksichtigt.

†) 101. Hattons Eifer ist freilich für den, der nicht genau die Geschichte kennt, unverständlich. Selbst Burleighs Haß hätte etwas bestimmter bezeichnet sein sollen. Ursprünglich muß hier Minister Walsingham an Hattons Stelle gestanden haben; denn bei Mellish heißt es: Inspired by Walsingham's and Burleigh's hatred. Vgl. S. 76.

Mörder überfallen?" Unter dem Mörder denkt er sich nicht, wie Maria, einen Meuchelmörder, sondern den Scharfrichter: „diese", die er ihm entgegenstellt, sind die Richter. Maria glaubt nicht, Elisabeth wolle das Urtheil vollstrecken lassen, wie sie dies im sechsten Auftritt gegen Mortimer ausspricht. Thun (103) bildet den Gegensatz zu urtheln (102).

Sehr glücklich wird im dritten Auftritt Paulets Entfernung durch Mortimers Meldung eingeleitet, daß man nach ihm suche. Da Mortimer weder beim Eintritt noch beim Abgang Marien grüßt, so beklagt sich diese bei seinem Oheim über den rohen Menschen, (seiner Rauheit hatte schon Kennedy 1, 124 gedacht), dessen Gegenwart er ihr wenigstens ersparen möge: aber Paulet rühmt ihn gerade deswegen, daß er sich um sie nicht kümmere, und sie werde, meint er mit höhnischer Bitterkeit, dieses gute englische Herz nicht bethören, das sich auch im Auslande*) nicht, wie so viele, habe verführen lassen.

Vierter Auftritt. Maria Stuart spricht mit bitterer Reue ihrer treuen Amme gegenüber**), die vergebens sie zu entschuldigen sucht, die ganze Tiefe ihrer Schuld aus, welche Darnleys Ermordung, deren von ihr immer mit Buße und Fasten begangener Jahrestag gerade heute ist, und den Ehebruch mit Bothwell auf sie geladen; die erstere könne nur durch ihr

*) Kommt aus Paris und Rheims. Hier muß nach der Uebersetzung von Mellish statt Rheims ursprünglich Rom gestanden haben. Aber vgl. S. 75.

**) Statt des zweifüßigen Verses (2): „O es ist hart!" hat Mellish: O 't is hard — 't is past endurance, was darauf hindeuten dürfte, daß auch hier der Vers ursprünglich vollständiger war. Es schloß etwa „es ist nicht zu ertragen."

eigenes Blut gesühnt werden.*) So entschieden sie ihre Unschuld in dem gegen sie eingeleiteten Prozesse betheuert hat, so schwer drückt sie ihre wirkliche Schuld, die sie durch nichts beschönigen mag, ja sie ahnt in diesem Augenblick, daß diese nur durch ihr eigenes Blut gesühnt werden kann, wenn ihr auch der Gedanke, sie werde auf dem Blutgerüste sterben, undenkbar ist, sie nur gewaltsam, wie so viele, in ihrem Gefängnisse getödtet, vor allem vergiftet zu werden fürchtet. Keine Messen, so viele sie auch für die Seelenruhe des Gemordeten hat lesen lassen, können die Erinnerung an die furchtbare That in ihrer Seele auslöschen. Statt der Messe nennt der Dichter das Klingeln des Meßdieners und die Erhebung der in den Leib des Herrn verwandelten Hostie, welche das Hochwürdigste, das hochwürdigste Gut, das Allerheiligste genannt wird. Vgl. V, 7, 37 ff. Bei dem, was Kennedy in Bezug auf Darnley sagt**), schwebt wohl Robertsons Darstellung vor. Dieser bemerkt (I, 352 f.), alle Güte Mariens habe seinen herrschsüchtigen und unbändigen Geist nicht beruhigen können, er allen Lastern der Jugend sich hingegeben, sie immer mehr vernachlässigt. Dringend habe er völlige Königsgewalt verlangt, die ihm Maria nicht habe verleihen können. Später (I, 368 f.) gedenkt er seiner Trunksucht und seines rohen Betragens gegen sie,

*) Statt der veralteten Akkusativform Friede sollte hier, wie weiter unten, Frieden stehn. Goethe und Schiller bleiben sich hierin nicht gleich.

**) Melvill hat vor „Konnt' er vergessen" (43) noch die Verse: Your work was his existence, and your grace | Bedew'd him like the gentle rains of heav'n, und nach „euren König wollt' er spielen" (56) den Zusatz: And strove, through fear, to force your inclination. Zwei Verse vorher steht: Did he, as were his duty so to do?

worüber sie oft in Thränen ausgebrochen sei. Selten habe er sich bei Hofe gezeigt, und sei bei der Königin endlich in Verachtung gesunken. Nach seiner Ermordung berichtet Robertson (I, 409): „Die Gunst des Glückes und seine äußern Vorzüge, ohne irgend ein sonstiges Verdienst, hatten ihn zu der hohen Würde erhoben, deren er ganz unwürdig war. Durch seine Thorheit und Undankbarkeit hatte er das Herz einer Frau verloren, die bis zur Tollheit in ihn verliebt war.“ Auch II, 176 erwähnt er Darnleys Undankbarkeit, Vermessenheit und Brutalität.*)

Kennedy stellt die Ermordung Riccios, der keineswegs schön war, wie er hier heißt (vgl. S. 56*), als Folge der Verachtung dar, worein Darnley bei Marien gefallen war.**) Ihre Zustimmung zu Darnleys Mord, welche Schiller annimmt, glaubt die Amme durch die Liebesleidenschaft zu Bothwell veranlaßt, welche sie nach der Ansicht der Zeit Liebestränken zuschreiben zu müssen meint (vgl. Shakespeares Othello I, 2), während Maria sie nur als Wirkung des Zaubers bezeichnet, welche die mächtige Natur des unwiderstehlichen Verführers auf sie geübt.***)

---

*) Darnleys ganze Jämmerlichkeit zeigt sich uns jetzt am anschaulichsten in Raus 1883 von Stevenson herausgegebener, 1884 von Carbauns verdeutschter History of Mary Stewart from the murder of Riccio until her flight into England.

**) Die Entschuldigung, daß Darnley sie durch Undankbarkeit und grausamste Verletzung gereizt habe, läßt die Theaterbearbeitung weg; denn sie streicht die ganze Stelle von Kennedys Wort: „Die Jugend mildert eure Schuld“, bis zu Mariens: „Du sprichst mein Urtheil aus, da du mich tröstest.“ Aber diese Ausführung der unseligen Verwicklungen von Mariens Leben durfte kaum fehlen.

***) Das Aufgeben aller weiblichen Scham schildert Kennedy in ihrer treuherzigen Weise aufs lebhafteste. Der gegen Marien höchst feindselige Buchanan gibt am Anfange seines achtzehnten Buches einige sehr starke Beispiele ihres an-

Auch gedenkt sie der Schmach, daß sie, wie es überliefert ist, den Mörder das königliche Schwert vor sich habe tragen lassen. Zwei Tage nach der Freisprechung hielt die Königin ein Parlament, worin alle Bothwell gewährten Besitzungen bestätigt wurden. Auch würdigte ihn Maria der Ehre, das Zepter vor ihr zu tragen, wie Robertson nach Keith berichtet. Wenn der König oder die Königin sich zur Eröffnung des Parlaments zum Rathhause begab, wurden von den Lords die königlichen Wahrzeichen, Schwert, Krone und Zepter, vor ihnen hergetragen. Daß Maria selbst das Parlament durch Umringung mit Bewaffneten zur Freisprechung gezwungen, ist Schillers Zudichtung oder Mißverständniß (vgl. S. 62). Das Parlament führte ja nicht die Untersuchung, sondern ein eigenes Gericht aus den ersten Pears und Baronen. Den kühnsten Streich Bothwells, die Erklärung der Großen, daß er unschuldig und würdig sei, die Königin zu heiraten (vgl. S. 60 f., Robertson I, 414 ff.), wird von Schiller übergangen.

Das Zeugniß, welches Kennedy dem guten, weichen Herzen Mariens, die nur an Leichtsinn und Flatterhaftigkeit leide, und ihrer spätern Besserung gibt, ist um so gewichtiger, je schärfer diese vorher den Verlust jeder Scham und Scheu in der Ver-

---

stößigen, nicht allein die königliche Würde, sondern auch die weibliche Scham hintansetzenden Lebens. Robertson bemerkt (II, 176): weder Darnleys Betragen noch Bothwells künstliche Gewandtheit und seine bedeutenden Dienste könnten Mariens Verhalten rechtfertigen, selbst die Sitten der Zeit, wie ausschweifend sie auch gewesen, sie nicht entschuldigen und den Abscheu mindern. Aber die Verleumdung schreckte eben vor keiner noch so schändlichen Lüge zurück. Schiller folgte der gangbaren, seinem Zwecke entsprechenden Ueberlieferung. Auch durch Körners Bemerkung, die Farben seien etwas stark aufgetragen, ließ er sich zu keiner Aenderung bestimmen.

bindung mit Bothwell bezeichnet hatte. Wenn sie darauf Marien wegen ihres Prozesses in herzlicher Theilnahme zu beruhigen sucht, so merkt sie nicht, wie sehr sie selbst deren hoffnungslose Lage durch die Bemerkung ins Licht setzt, nur Macht sei es, die sie unterdrücke: denn mag sie auch ihrer Unschuld sich noch so sehr bewußt sein, wo wird die Unterdrückung der Macht stillstehn? Und nach Paulets unbestimmten, aber bedeutsamen Aeußerungen müssen wir das Schlimmste fürchten.

Fünfter und sechster Auftritt. Zu unserer Ueberraschung führt sich Mortimer, der eben auf so beleidigende Weise keine Rücksicht auf sie genommen hatte, durch eine Karte von Mariens Mutterbruder, dem Kardinal von Guise, als ihren begeisterten Freund ein, mit der Bitte um Verzeihung, daß er, um bei ihr Zutritt zu erhalten, ein solches Benehmen gegen sie habe annehmen müssen. Mariens Oheim, Charles, Kardinal von Lothringen und Erzbischof von Rheims, war schon vor zwölf Jahren gestorben, aber Schiller konnte diesen zu seinem Zwecke besser gebrauchen als dessen erst 1588 ermordeten Neffen Louis, der nach diesem Kardinal und Erzbischof von Rheims wurde. V, 6 schreibt sie an ihren Vetter Heinrich Guise und ihren Oheim, den Kardinal. Die II, 3 genannten „lothringischen Brüder" sind die Söhne ihres Oheims François. Die kurze Andeutung, daß ihr sogleich das traurige Urtheil mitgetheilt werde, überhört sie fast ganz, da ihr Glaube, der Himmel schicke ihr Rettung, durch das Vertrauen auf dessen Allmacht und die wunderbare Art mächtig aufgeregt worden, wie gerade Paulets Neffe ihr als treuester Freund erschienen. Dieser berichtet mit der jugendlichen Begeisterung einer verzückten Seele, wie er, der strenge Puritaner, den man im starken Hasse gegen den

Katholizismus auferzogen hatte, in Rom von der Wahrheit dieses die Seele hinreißenden Glaubens überzeugt worden*); wie ihn dann die dort weilenden jungen Schotten und Franzosen ihrem Oheim, dem Kardinal zugeführt hätten**), der ihn persön-

*) 29. f. Sehr hart ist die Verbindung „der Puritaner dumpfe Predigtstuben, die Heimat". Es war wohl nur ein Schreibfehler, wenn Körner bei Anführung unserer Stelle in einem Briefe an Schiller den Himmel statt die Heimat hat. — 33. Das große Kirchenfest kann nur ein von Schiller hier frei angenommenes Jubeljahr sein. Hätte der Dichter es genau genommen, so müßte Mortimer 1575, zur Zeit des elften Konzils, unter Gregor XIII., nach Rom gekommen sein. — 40 f. Unter den Säulen sind, wie bei Goethe in den Elegien 1, 9, die monumentalen gemeint, wie die antoninische und die trajanische. — Siegesbogen, wie die Triumphbogen des Titus, des Septimius Severus und des Konstantin. — Des Kolosseums, der Reste des von Vespasian und Titus erbauten flavischen Amphitheaters, das aber gerade damals in dem tiefsten Verfall lag. — 54. Zu den Göttlichen gehört auch die Jungfrau Maria. — 57. Die leuchtende Verklärung, die Himmelfahrt Christi. — 59. Das Hochamt sah er den Papst Ostern in dem Dom St. Peter halten, der 63 als dessen Haus bezeichnet wird. — In der Theaterbearbeitung wurden die sieben Verse von 58 („Als ich den Papst drauf sah") an gestrichen.

**) 72. Der frische Kranz ist der Genuß der herrlichen Natur und Kunst im Gegensatz zum dumpfen Buch (71), dem starren Wissen. Auffallend scheint es, daß Schiller nicht des von Gregor XIII. gegründeten englischen Seminars gedenkt, worin so viele für die Herstellung des Katholizismus und zur Befreiung von Maria Stuart begeistert wurden. Bei Mellish heißt es: I learn'd to burst | Each narrow prejudice of education. — 77. Statt „dem Kardinal von Guise" hatte Schiller wohl „dem Kardinal Erzbischof" geschrieben, da Mellish übersetzt The Cardinal Archbishop. Derselbe hat 74 Scots, who saw my zeal. — In der Theaterbearbeitung ist die begeisterte Schilderung des Kardinals von den Worten „Welch ein Mann" (77) an weggefallen, was freilich durch das durchaus der lebhaften Freude entsprechende rasche Einfallen Mariens begründet erscheinen kann, und an den Anfang der folgenden Rede Mortimers (vor „Der Treffliche") gesetzt, nur daß hier Welch in Was für ein verändert und der

lich in den die Seele beruhigenden hohen Glaubenslehren der alten Kirche unterrichtet und ihn in den Schooß derselben aufgenommen*); wie er sodann nach Rheims gegangen**), wo er sich an Morgan, Mariens alten Freund***), und Leßley,

---

Vers „Das Muster eines königlichen Priesters" weggelassen ist. Bei den Streichungen für die Theaterbearbeitungen nahm Schiller auf das Versmaß wenig Rücksicht.

*) Die Ausführung, wie der Kardinal ihn von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt habe, ist am wenigsten gelungen, und beweist, daß Schiller die eigentliche Grundlage des ein von Petrus in ununterbrochener persönlicher Leitung fortgesetztes Lehr- und Hirtenamt lehrenden Katholizismus nicht lebendig erfaßt hatte. Wie unbestimmt und farblos ist die Bemerkung, daß „der Geist der Wahrheit geruht habe auf den Sitzungen (Körner schrieb wider den Sinn des Dichters, der an Konzile denkt, Satzungen) der Väter"! Raich bemerkt, daß der Satz, die Augen müßten sehn, was das Herz glauben solle, in Widerspruch stehe mit Hebr. 11, 1, der Glaube sei die Zuversicht dessen, was man nicht sehe: aber hier ist ja nur vom sichtbaren Oberhaupte der Kirche die Rede. — 99. Der Ausdruck Suada scheint kaum würdig genug, wenn er auch zu Schillers Zeit noch weniger abgegriffen war als heute. Es schwebt die Göttin Suada, die griechische Peitho, vor. Der Komiker Menander hatte gesagt, auf den Lippen des Perikles habe die Peitho ihren Sitz.

**) Das dortige Seminar stand nicht eigentlich unter den Jesuiten, sondern wurde von einem Dr. Allen geleitet. Vgl. S. 75.

***) Thomas Morgan war, als man seine Anschläge zur Befreiung Mariens entdeckt hatte, 1573 nach Frankreich geflohen. Parry behauptete, durch ihn zur Ermordung der Königin bestimmt worden zu sein. Als man später Marien ihre Verbindung mit Parry vorwarf, bemerkte sie, sie wisse von seinem Plänen nichts, habe ihm aber ein Jahrgehalt gegeben, weil er in ihrem Dienste sein Vermögen aufgewandt. Dies berichtet Rapin nach Cambden. Aus ihm konnte Schiller auch wissen, daß Morgan kein Schotte, sondern ein Engländer war. Uebrigens saß er schon seit dem März 1585 in der Bastille, wohin ihn König Heinrich III. bringen ließ, als Elisabeth wegen seiner angeblichen Theilnahme an Parrys Verschwörung seine Auslieferung forderte.

Bischof von Roß*), gehalten, der einer ihrer frühesten Anhänger war und ihre Verhandlungen mit Elisabeth geführt hatte, bis er 1573 wegen seiner Theilnahme an Norfolks Verschwörung aus England verwiesen ward; wie er dann im Hause dieses Bischofs ihr Bild gesehen, das den wundervollsten Eindruck auf ihn geübt**); wie er durch Leßley selbst von ihren schrecklichen Leiden und ihrem unzweifelhaften Anrecht an den englischen Thron vernommen***), was ihm Rechtskundige bestätigt hatten†);

*) Schiller schreibt unrichtig 112 und II, 4, 18 Rosse, wohl des Verses wegen. Camdden nennt Leßley Joannes Leslaeus, episcopus Rossensis. Bei Robertson heißt er Lesly.

**) Nach des Bischofs Aeußerung über Maria Stuart heißt es in der Theaterbearbeitung: „Maria verhüllt sich ihr Gesicht", und es fehlen ihre beiden Verse: „Der Redliche . . . geblieben", wogegen bei Melliß vor diesen die Bemerkung steht: Mary is in great agitation; he pauses.

***) 136 f. Die Worte „gezeugt in ehebrecherischem Bett" tilgte Schiller in der Theaterbearbeitung. — Vor dem Verse 139 „Nicht seinem einzgen Zeugniß" strich Schiller mehrere Verse, von denen wir nur aus der Uebersetzung von Melliß Kunde haben. Dort lesen wir noch: He from my eyes remov'd delusions mist, | And taught me to lament you as a victim, | To honour you as my true Queen, whom I, | Deceiv'd, like thousands of my noble fellows, | Had ever hated as my country's foe.

†) 140 f. Daß er sich auch noch bei Rechtslehrern und in Wappenbüchern deshalb erkundigt (in der Theaterbearbeitung stand und alle, was Schiller im Druck in viel alte verbesserte), dürfte eben kein geschickter Zusatz sein. Der fanatische Jüngling mußte mehr Vertrauen auf den Bischof und der junge Engländer größere Kenntniß der neuesten Landesgeschichte besitzen. Anderer Ansicht ist Bellermann. Ein so sorgfältiges Forschen widerspreche durchaus nicht dem schwärmerischen Charakter Mortimers, meint er; dieser werde ja sonst als versteckt und vorsichtig geschildert. Er bedenkt dabei nicht, daß der Kardinal, an dessen Wort Mortimer nicht zweifeln konnte, ihm ihren Stammbaum gezeigt und ihn vom Thronrechte Mariens überzeugt hatte, so daß alle Bedenken schwiegen. Eher könnte man mit Bellermann glauben, Schiller habe dieses hinzugefügt, um dies

wie er endlich in der Kunde, daß Maria aus dem Schlosse Talbots (Shrewsburys) zu Sheffield weggeführt und seinem Oheim übergeben worden*), den Ruf des Schicksals (man erwartete in seinem Munde eher der Vorsehung) erkannt, so daß er sich mit mehrern Freunden zu ihrer Befreiung vereinigt habe. Die nähere Angabe über diesen Bund wird hier mit Recht nicht gegeben. Mortimers durch glückliche Zwischenreden Mariens**) unterbrochene Erzählung ist schon sehr ausführlich gerathen, und der begeisterte Jüngling kann sich nicht länger des Ausdruckes des mächtigen Eindruckes erwehren, den der Anblick der noch immer wundervoll reizenden Frau auf ihn übt.

Nachdem Mortimer seiner leidenschaftlichen Bewunderung von Mariens alle überstrahlender Schönheit und ihrer wahrhaft königlichen Fassung bei ungeheurem Leiden schwärmerischen Ausdruck geliehen, gedenkt er des schrecklichen gegen sie gefällten Urtheils, auf dessen Vollziehung Ober- und Unterhaus (house of Lords und house of commons. vgl. 1, 7, 93) und die nach eigener Verfassung lebende Stadt London (City) beständen: nur aus Heuchelei sträube sich die Königin dagegen. Aber Maria kann nicht glauben, Elisabeth werde wagen, das Haupt einer

---

Recht „als ganz unzweifelhaft hinzustellen"; doch würde er damit etwas überflüssiges gethan haben. Die Abstammung Mariens war ja allgemein bekannt, und am wenigsten konnte Mortimer an dem Thronrechte derjenigen zweifeln, die der Papst als rechtmäßige Königin in England anerkannt hatte.

*) Sie war schon von Sheffield nach Tuthbury versetzt worden; als sie Paulet übergeben wurde, kam sie nach Chertsey, dann kurze Zeit nach Tixal, zuletzt nach Fotheringay.

**) 67. Den frischen Lebensteppich. Vgl. in Goethes Iphigenie II, 1, 27 „der Erde schöner, grüner Teppich". — 105. Der erhabne Prediger des Berges, der Heiland in der Bergpredigt.

Königin unter dem Henkerbeil fallen zu lassen, sie wolle sie nur auf ewig ihrer Freiheit berauben; doch Mortimer weiß alle ihre Gründe schlagend zu widerlegen.*) Am leichtesten kann er dies bei der Frage**), ob diese den Briten ein solches Schauspiel geben wolle, da schon englische Königinnen, Johanna Gray, Elisabeths eigene Mutter, Anna Boleyn und Katharina Howard, einen solchen Tod erlitten***), so daß er gar nicht auf den Haß des größten Theils der Engländer gegen sie als Katholikin hinzuweisen braucht. Aber noch immer will sie nicht daran glauben; eine öffentliche Hinrichtung wird Elisabeth nimmer wagen, sondern sie heimlich aus dem Wege räumen, sie vergiften, wie sie schon seit lange fürchtet. Da entdeckt ihr Mortimer, wie er mit zwölf andern Jünglingen seines Landes das Sakrament darauf

---

*) Wenn sie äußert, daß man sie in ewiger Gefangenschaft halten wolle, so stimmt dies, wie Bellermann schon bemerkt, nicht zu ihrer Aeußerung gegen Paulet, sie fürchte sich vor Mördern (vgl. oben S. 26 f.). Bellermann selbst weiß für diesen überraschenden Widerspruch keine Erklärung. Eine solche wird auch hier in der Annahme gefunden werden müssen, daß ein später Zusatz des Dichters denselben erst hereingebracht. Als einen solchen betrachte ich die fünfzehn Verse „Sie Mortimer . . . ihren Thron" (199—213).

**) Vor der Frage: „Und fürchtet sie die Rache Frankreichs nicht?" (219) hat Mellish noch Mortimers Antwort: She thinks on nothing now but present danger, | Nor looks to that which is so far remov'd. Die Theaterbearbeitung hat die beiden Verse „Sie könnt' . . . im Staube wälzen?" (217 f.) an die Stelle der später folgenden Mariens und Mortimers „Wird sich der König Spaniens . . . Schauspiel geben?" (222—25) gesetzt und 219 geändert: „Was? (statt Und) fürchtet sie".

***) Nach Cambden, dem Rapin folgt, sagte Maria, als man ihr das Todesurtheil mittheilte, die Engländer hätten schon oft ihre Könige hingerichtet, wonach es sie nicht wundere, wenn sie dies auch gegen sie, die aus königlichem Blute stamme, zu thun wagten.

genommen, sie mit Gewalt zu befreien, und ihre Pläne würden vom französischen Gesandten gefördert. So treten hier denn zum erstenmal die französischen Versuche zu ihrer gewaltsamen Befreiung ein, an denen sich sogar der Gesandte betheiligte. Vergebens will Maria ihn davon abhalten: viele hätten schon durch ähnliche Versuche sich dem Henkerbeile überliefert; kein solcher Plan, wie fein er auch gesponnen, würde dem Späherblicken der Regierung entgehn.*) Daß sie diesen wirklich höchste Vorsicht angerathen, zeigt Mariens längerer Brief an Babington, in welchen ihre Ankläger die Beziehung auf den Mordplan eingeschoben. Aber wie könnte den durch einen feierlichen Eid gebundenen Schwärmer die Gefahr abhalten! ihm scheint es ein Glück, sich für sie zu opfern, was ihm, wie seinen Vorgängern, ewigen Ruhm bringen werde!**) Doch Maria lehnt entschieden alle Gewalt ab, die zu nichts führe, da sie überall vom Hasse der Engländer bewacht werde; nur Leicester***) könne ihre Be-

*) Als Späher nennt sie 264 Burleigh. Derjenige, der meist die Fäden der Verschwörungen entdeckte, ja selbst verrätherisch fortspinnen half, war der Minister Walsingham. Der Dichter sucht die Sache möglichst zu vereinfachen. — Tichburn (Tischburn führte Körner ein) steht wohl nach der Aussprache statt Tichbourne vgl. S. 76), wie Lester statt Leicester. Vgl. Anm.***. Das Aufstecken der Köpfe auf der Brücke ist Schillers Zuthat.

**) Ob 269 die der epischen Dichtung gemäße Wiederholung der vier Verse „Nicht Babingtons . . . fanden" auch für das Drama passe, möchte man bezweifeln. Mariens Bemerkung, daß diese ihr eine strengere Bewachung zugezogen, beachtet Mortimer nicht.

***) Nach der Aussprache steht im Texte immer Lester, in der Personenangabe Leicester, während sonst bei den englischen Namen die Aussprache nicht angedeutet wird wozu bei Leicester der Grund darin lag, daß der Name in der Aussprache eine Silbe weniger hat. Das Auslassen des o in den Namen Hatton, Davison, des u in Shrewsbury, Canterbury hatte Schiller

freiung erwirken.*) Die durch Paulets Wachsamkeit so lange gehinderte Absendung ihrer Antwort auf den noch zur Zeit von Shrewsburys Hut erhaltenen Brief wird ihr jetzt durch den so wunderbar sich ihr nahenden jungen Freund ermöglicht. Daß sie diesem über ihr Verhältniß zu Leiceſter nichts Näheres mittheilt, ist natürlich. Das Eintreten der Amme, die Paulet nebst einem Fremden anmeldet, bricht das Gespräch auch äußerlich geschickt ab.

Siebenter Auftritt. Burleigh theilt in Paulets Gegenwart Marien das Todesurtheil mit. Schiller mußte hier von der Ueberlieferung abweichen, wonach Lord Buckhurst in Begleitung der Sekretärs Beal und Pawlets diesen Auftrag vollzog. Auch bei Mariens Erwiderung verläßt Schiller zu seinem Zweck die geschichtliche Wahrheit (vgl. S. 82), indem er das benutzte, was diese vor dem Gerichte äußerte. Maria beruft sich dem bittersüßen Trostworte Paulets gegenüber auf ihre Unschuld, welche ihr Würde verleihe; den Burleigh aber bezeichnet sie als ihren bitterſten Verfolger**), und kann sich nicht enthalten, den Bemerkungen, die er der Verlesung des Urtheils vorausschickt, scharf entgegenzutreten, so daß das gegen sie begangene Unrecht ins hellste Licht tritt, was für den Dichter vom höchsten Werthe. Die Verkündigung des Urtheils selbst unter-

---

nicht beachtet, auch nicht die englische Aussprache von ew, wie in Schrews-So braucht er auch die Form Leutnant V, 13, 8.

*) Die Theaterbearbeitung hat auch hier gekürzt. Statt nicht List 275 und den fünf folgenden, mit Mortimers „O das hofft nie!" endigenden Versen hat sie: „Nur List | Kann meines Kerkers Thore mir eröffnen."

**) Nach Mariens Erwiderung, sie wisse das Urtheil, da es Lord Burleigh bringe, hat Melvil noch das Wort Paulets: It would become you better, Lady Stuart, | To listen less to hatred, mit Mariens Entgegnung: I but name | My enemy. I said not that I hate him.

bricht sie, ja sie entfernt sich, ohne es ganz anzuhören, nachdem sie den Mangel jedes gültigen Beweises und die Verletzung des gesetzmäßigen Rechtsganges lebhaft erörtert hat. Zunächst bestreitet sie, daß sie sich dem Ausspruche des Gerichts unterworfen, da sie gleich am Anfange als die Kommissarien der Königin, die Kommitee*), zu ihr kamen, und ehe sie auf Hattons Wort eingegangen, daß sie durch ihre Weigerung sich des einzigen Mittels beraube, ihre Unschuld zu beweisen, Einspruch dagegen erhoben**); sie habe sich darauf berufen, daß nach dem englischen Gesetze jeder durch Geschworene seines Gleichen (Pears) gerichtet werden müsse, wonach nur Fürsten ihre Richter seien. Burleigh scheut sich nicht, die Wahrheit entschieden zu verletzen: ist es ihm ja nur darum zu thun, die Sache beredt zu führen, die er vertritt. Er zeigt sich hier, wie überall, als gewandter Redner, muß aber vor Mariens Recht die Segel streichen.***) Sie nennt Hattons

*) Auffallend ist hier dieser Ausdruck, wofür Schiller in seinen Quellen das richtige commission fand. Commitee ist, wie das französische comité, ein im Namen einer größern Gesammtheit handelnder Ausschuß.

**) V. 17 ist die einzige Stelle, wo Maria ihres Sohnes gedenkt, der damals bereits zwanzig Jahre alt war. Wir halten diese einmalige Erwähnung des Sohnes für einen Fehler, da bei den Segensgrüßen, die sie V, 6 Melvil aufträgt, ihr Sohn nicht hätte übergangen werden dürfen. Schiller folgt hier Rapins Bericht, wo auch Maria vor der Kommission erklärte, sie sei eine freie Königin und werde nichts thun, was ihrer königlichen Würde, ihr selbst oder dem Könige, ihrem Sohne, nachtheilig sein könne. — 18. Aller Fürsten, wie 6, 216 aller Könige steht. — Nach dem Verse „und aller Fürsten nicht so viel vergeben", hat Melliß noch: The very laws of England say I could not.

***) Mit Recht bemerkt Bulthaupt, es sei verfehlt, wenn man ihn auf der Bühne scharf, aber tonlos, langsam kühl auftreten lasse, da der Dichter der Macht seiner raschen, beredt hinstürmenden, offen sich ergehenden Rede mehrfach gedenke.

Bemerkung eine „arge List", wie Rapin S. 408 sie als eine Falle bezeichnet, da sie überzeugt ist, daß die Richter zu ihrer Verurtheilung entschlossen waren. Burleighs Berufung, daß sie englische Luft athme und den Schutz der englischen Gesetze genieße, weist sie mit vollstem Rechte als Verhöhnung der Wahrheit zurück; nie habe sie sich ihnen unterworfen, auch in England sei sie eine unabhängige Königin.*) Schiller benutzt hier die Aeußerung des Briefes von Elisabeth: Maria sei den englischen Gesetzen unterworfen, da sie so lange unter deren Schutze gelebt habe, worauf diese erwiderte: sie sei als Schutzflehende nach England gekommen, aber gleich eingekerkert worden, so daß sie des Schutzes und der Wohlthat der englischen Gesetze, die ihr ganz unbekannt seien, nicht habe genießen können. Freilich hat Burleigh Recht, wenn er dagegen anführt, auch eine fremde Königin dürfe nicht ungestraft die Gesetze des Landes verletzen**), aber sie leugnet dies nicht, verwirft nur die Richter, weil sie nicht, wie das Gesetz vorschreibe, ihre Pears seien. Der sophistisch sich durchwindende Burleigh beruft sich auf die hohe Würde der über allen Verdacht der Bestechung oder Furcht erhabenen Männer, der höchsten Lords, welche Elisabeth zu Richtern bestellt; alle vierzig hätten ihre Schuld anerkannt. Der Primas

---

Leicester nennt ihn später einen „Plauderer" (vgl. auch I, 6, 101), was mit der Art seines Sprechens stimmt.

*) Die Theaterausgabe strich diese Berufung Burleighs nebst Mariens Erwiderung (33—42).

**) Das gerechte Schwert der Themis (49) könnte im Munde Burleighs als ein gezierter Ausdruck auffallen, wenn auch englischen Staatsmännern Anspielungen auf antike Vorstellungen, ja auf Stellen der Klassiker sehr geläufig waren und noch sind. Vgl. I, 84, oben S. 122. Aber der Sophist bedient sich gern glänzender Redensarten.

Erzbischof John Witgift von Canterbury*), der Lord Marschall (Lord-Earl-Marshal) Graf George von Shrewsbury und der Lord-Admiral (Lord-High-Admiral) Charles Howard waren freilich von Elisabeth auch als Richter berufen worden, sie gehörten aber zu den sechs Richtern, welche zu Fotheringay nicht erschienen; bei dem Urtheilsspruche fehlten von den vierzig Richtern zwei, die Grafen von Shrewsbury und von Warwick. Schiller ändert dies hier dahin ab, daß sie mit vierzig Stimmen gegen zwei schuldig erklärt worden sei, was er Burleigh weiter unten berichten läßt. Irrig aber macht er Shrewsbury hier (69) und am Schlusse des Dramas, nicht im Personenverzeichnisse, zum Großsiegelbewahrer (Kreeper of the great Seale), welche Stelle der Großkanzler, auch Lordkanzler genannt (Lord-High-Chancelor; II, 1, 15 heißt er Kanzler) versah; dies war damals Thomas Bromley, den Elisabeth in zweiter Stelle nach dem Primas zum Richter ernannt hatte.**)

---

*) Der Erzbischof von Canterbury ist Primas des Reiches, im Gegensatz zum Primas von England, welchen Titel der Erzbischof von York führt. Sonderbar scheint hier Völkerhirte, die Homer gangbare Bezeichnung der Könige. Auch in der Jungfrau III, 4, 88, f. heißen „zeptertragende Monarchen" Hirten der Völker. Doch hier dürfte der gezierte Ausdruck auf den Prunkredner deuten, der dabei zugleich verräth, welchen bedrückenden Einfluß die Geistlichkeit in England sich auch auf politischen Gebiet erworben. Hirte ist die ältere, Schiller gangbare Form.

**) Mellish hat wirklich hier Bromley. Schiller hatte diesen also ursprünglich genannt, doch änderte er dies, da er am Schlusse Shrewsbury zum Großsiegelbewahrer machte. — Die Theaterbearbeitung strich diese ganze Erwähnung des Primas, Talbots und Howards, (67—70). In der hamburger Theaterhandschrift waren auch die vier letzten Verse von Burleighs Rede (75—78) gestrichen, so wie die folgenden 37 Verse; Maria fuhr dort mit den Worten:

Burleigh muß es sich gefallen lassen, daß Maria die Selbstständigkeit und Erhabenheit der Lords über Fürstenfurcht verhöhnt, indem sie bitter auf das sklavenmäßige Verhalten des Oberhauses nicht weniger als des Unterhauses unter Heinrich VIII.*) und den vierfachen Glaubenswechsel unter den vier Regierungen seit diesem Könige spottet.**) Burleighs ernstes Wort, daß ihr Englands Reichsgesetze nicht so unbekannt zu sein schienen, hindert sie nicht die Schilderung ihrer Richter zum Abschluß zu bringen, dann aber geht sie nach einer spitzigen Bemerkung des von der Wahrheit betroffenen Burleigh mit einer geschickten, sein eigenes Vorurtheil betonenden Wendung***) zu der in ihrem Prozesse gegen sie geübten entschiedenen Partei-

---

„Nicht zweifl' ich dran" (115) fort. Von der leipziger Handschrift wird nur erwähnt, daß die 33 Verse von „Wohl!" (83) an weggefallen. Diese Stelle gehört zu denen, deren Wegfall bei der Aufführung Schiller schon bei der Dichtung beabsichtigt hatte.

*) Das Parlament mußte 1535 ein neues Erbfolgegesetz annehmen, 1536 dieses wieder umändern, so daß Elisabeth als Bastard vom Throne ausgeschlossen ward, 1544 aber ihr das Recht auf den Thron wieder zuerkennen. Auch sonst zwang dieser König das Parlament zur Annahme aller Gesetze seiner Willkür, ja sieben Jahre regierte er ohne Parlament.

**) Ursprünglich hatte Maria dieses spöttisch noch weiter ausgeführt. Bei Mellish heißt es nach den Glauben viermal ändern noch: renounce the Pope | With Henry, yet retain the old belief; | Reform themselves with Edward; hear the mass | Again with Mary; with Elizabeth, | Who governs now, reform themselves again. Dieser Spott mußte in England äußerst mißfallen. Am Anfange der folgenden Rede Mariens hat die Uebersetzung: Judges? as Lord Burleigh seems to wish to speak.

***) Sie nennt ihn nach seiner Würde Lord Schatzmeister, wie Paulet 8, 9 Großschatzmeister. Der volle Titel ist Lord-High-Treasurier. — Irrig steht nach gegen mich der in den Ausgaben Schillers noch immer wuchernde falsche Gedankenstrich statt Punkt.

lichkeit über, da ihre Richter als Britten*) und Protestanten gegen sie, die schottische Königin und Katholikin, eingenommen seien und, statt nach dem Rechte, nur nach dem, was sie für den Vortheil des Landes hielten, ihr Urtheil gefällt. Daß unter den Richtern zwei ihrer ärgsten Feinde gewesen, Burleigh und Walsingham, was Rapin als größtes Unrecht mit Recht tadelt, übergeht sie, gedenkt dagegen ausführlich des Gegensatzes zwischen den durch den Grenzfluß der Tweede von einander getrennten Schotten und Britten, die sich so lange bekämpfen würden, bis sie unter einem Zepter verbunden seien.**) Bei Cambden ruft Maria auf ihrem Gange zum Tode noch Gott zum Zeugen an, wie sehr sie gewünscht habe, England und Schottland möchten

*) Wenn sie sich darauf beruft, daß vor Gericht Britten und Schotten nicht gegen einander zeugen konnten, so nahm Schiller dies aus dem Prozesse gegen den Bischof von Roß, der sich nach Cambden (woraus Rapin S. 310 schöpfte), darauf berief, daß aus festem Herkommen das Gesetz hervorgegangen, wonach das Zeugniß eines Engländers gegen einen Schotten und eines Schotten gegen einen Engländer nicht zulässig sei.

**) 120. Grauer, uralter. Vgl. die Erläuterung zu Lessings Nathan V. 167*) (III, 7, 21). — Peiper (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1869, II, 160) will 21 f. ohne treffenden Grund „kein Britte gegen Schotten, kein Schotte gegen jene" lesen. — Etwas auffallend ist 126 f. das Bild vom Brette, das auf die Rettung bei einem Schiffbruche deutet, wo man um dessen Besitz kämpft. Vgl. II, 8, 112 f. Nicht die ungleiche Vertheilung (England ist bei weitem größer), sondern der feurige Charakter beider auf einander eifersüchtiger Völker wird als Grund des Zwistes bezeichnet. — 124. Statt wohnt hat die Theaterbearbeitung liegt, den folgenden Vers beginnt sie mit Milord. Umgekehrt steht weiter unten Milord im Drucke am Anfange des Verses, wo die Theaterbearbeitung es an den Schluß des Satzes stellt. — Nach seit tausend Jahren 131 findet sich bei Melliß noch: Most vigilant and true confederates, | With ev'ry enemy of the neighbour state.

zu einem Reiche vereinigt werden. Ihr weiches, für das Glück des Volkes schlagendes Herz sehnte sich nach der friedlichen Einigung beider Länder unter einer Herrschaft, wie Heinrich VII. 1485 nach dem dreißigjährigen blutigen Streite der Häuser York und Lancaster (der weißen und rothen Rose) die Rechte beider in sich vereinigte, da er, ein mütterlicher Nachkomme der Lancaster, die älteste Tochter Eduards IV. aus dem Hause York heiratete.*) Burleighs bittere Frage läßt sie diesem Wunsche einen herzlichen Ausdruck geben; seinen Vorwurf, sie habe durch Bürgerkrieg zum Throne zu kommen gesucht, kann sie nach ihrem Gewissen zurückweisen, da sie in England nur das Recht der Nothwehr, ihre Befreiung mit Gewalt durchzusetzen, geübt hat, was sie Elisabeth vorher freimüthig erklärt hatte. Burleigh will sich nicht länger von der Verkündigung des Urtheils abhalten lassen, das mit den Worten „Es ist verordnet" beginnt. Doch gleich wird er beim Vorlesen von Marien durch die Bemerkung unterbrochen, daß das Parlament das Gesetz, den Beschluß (die Akte), wonach man sie verurtheilt, mit entschiedener Richtung gegen sie im vorigen Jahre erlassen habe.**)

---

*) Nach 143 „die Hoffnung nährte" stand ursprünglich der erst im Druck ausgefallene Vers: „Als das beglückte Werkzeug mich gedacht." — Die Verse „Und wie mein Ahnherr . . . zu vermählen" strich die Theaterbearbeitung als überflüssig und für den Geschichtsunkundigen unverständlich.

**) Ursprünglich unterbrach Maria mit Recht Burleigh, ehe er zu lesen begann; denn nach den Worten „verfallen sind" fiel Maria ein, als er das Urtheil hervorzog. Bei Mellish, wo Burleighs Rede mit dem zweiten Versfuße schließt, heißt es darauf: (Producing the verdict.) Mary. Upon this statute then, | My Lord, is built the verdict of my judges? Burleigh (reading). Auch in der Theaterbearbeitung fehlt die Angabe, wo Burleigh zu lesen beginnt.

In Wirklichkeit geschah dies nur zwei Monate vorher. Vgl. S. 74 f.*) Der Vertreter der Krone meint, sie hätte eben das Gesetz, das sie kannte, nicht verletzen sollen, wie sie es bei der Verschwörung Babingtons gethan**), wogegen sie aber ihre Unschuld betheuert und sich auf den Mangel an Beweisen beruft. Ihre auf die Ungesetzlichkeit des Verfahrens gerichteten Bedenken sind durchaus der Wahrheit gemäß. Babingtons Brief an sie und ihre Antwort lagen nur in Abschriften vor; freilich sollte Babington erklärt haben, dieselben seien den wirklichen Briefen gleichlautend, aber man mußte sich versichern, daß er in ihrer Gegenwart dies zu wiederholen wagte, statt daß man durch seine eilige Hinrichtung dies unmöglich machte. Auf die Zeugnisse ihrer Schreiber Nau und Curl (Schiller schreibt Kurl), die man besonders gegen sie vorbrachte, gibt sie nichts. Diese hätten sie, ihre Herrin, verrathen, und schon dadurch sich als treulos erwiesen; auch hätte wohl die Folter ihnen diese Zeugnisse erpreßt, durch welche sie ihr nicht viel zu schaden geglaubt. Diese Aeußerungen Mariens sind geschichtlich begründet, nur nicht, daß Kurl durch Nau verführt worden, und die Anwendung

*) Nicht zum Vortheil der Wirkung auf der Bühne hat die Theaterbearbeitung die vierzig Verse von „Daß Ihr die Akte" (161) an in folgende zwei zusammengezogen: „Daß Ihr des Hochverraths für überwiesen | Zu achten und des Todes schuldig seid."

**) Maria erklärte vor den Kommissarien, sie habe immer geglaubt, daß die Parlamentsakte des vorigen Jahres gegen sie gerichtet sei, um sie darnach verurtheilen zu können. In ihrer Antwort an das Parlament äußerte Elisabeth, die Parlamentsakte sei nicht, wie Mariens Freunde sagten, deshalb ergangen, um ihr eine Falle zu stellen, sondern um sie zu warnen, sich auf keine gefährliche Unternehmung einzulassen.

der Folter.*) Vor allem aber verlangte Maria, wie sie es auch hier thut, daß die Zeugen ihr vorgestellt würden, um in ihrer Gegenwart ihr Zeugniß wahrzuhalten, wie es das englische Gesetz bestimme.**) Auf den scharfen Vorwurf, daß man das englische Gesetz nur da, wo es ihr ungünstig sei, nicht, wo es ihr vortheilhaft, achte, weiß Burleigh nichts zu erwidern,

---

*) Maria erklärte, sie glaube, daß der Schotte Curl ein redlicher Mann sei, wogegen der Franzose Nau bestochen sein könne; letzterer habe auch sonst Curls Schwäche mißbraucht, und ihn schreiben lassen, was er gewollt. Sie könne nur durch eigenhändige Briefe überführt werden, und nicht durch Briefe ihrer Schreiber, die einzelnes hätten schreiben können, was sie nicht diktirt, und wenn sie zugegen wären, sie freisprechen würden. Später fügte sie folgendes hinzu Das Zeugnis ihrer Schreiber verdiene keinen Glauben, weil sie meineidig seien, da sie ihr den Eid geleistet, ihre Geheimnisse nicht zu verrathen. Nau habe oft etwas anderes geschrieben, als was sie ihm diktirt habe, und Curl, was Nau ihm eingegeben. Falsche Aussagen könnten sie gemacht haben, um sich zu retten, und im Glauben, daß die Würde ihrer Herrin diese gegen Strafe schütze. So Rapin S. 398 f. 401 nach Cambden. Schiller hat dies theils hier, theils V, 13 benutzt. Wir wissen jetzt, daß Nau Mariens Entwurf des Hauptbriefes durchgesehen und ihn französisch geschrieben, Curl ihn ins Englische übersetzt und chiffrirt hatte. — Vor dem Verse (209): „Die Folter konnt' ihn ängstigen", hat Mellish noch: He ever was an honest man, but weak | In unterstanding; and his subtle comrade, | Whose faith, observe, I never answer'd for, Might easily seduce him to write down | More than he should. — Vorher hat die Theaterbearbeitung die beiden Verse 203 f. „Die in demselben Augenblick .. gezeugt?" weggelassen.

**) Glücklich ist die dramatische Wirkung noch dadurch gesteigert, daß Maria Paulet selbst gestehn läßt, daß das Gesetz bestehe. Cambden sagt, man habe bemerkt, daß bei dem Prozesse gegen Marien das Gesetz verletzt worden, welches im dreizehnten Jahre der Königin Elisabeth gegeben worden, wonach die Zeugen den Angeklagten vorgeführt werden müßten. Auch Rapin bezieht sich S. 399 darauf.

weshalb er gleich zu andern Beschuldigungen übergeht*), welche aber, wie sie mit Recht ihm entgegnet, keine Verbrechen sein würden, die sie der Strafe des Gesetzes überlieferten, auch wenn sie wahr wären, was nicht der Fall sei.**) Schiller folgt hier wesentlich der wirklichen Prozeßverhandlung. Rapin sagt S. 399, Burleigh habe eine Abschweifung (une diversion) gemacht, weil ihn die Berufung Mariens auf das Gesetz vom dreizehnten Jahre der Regierung Elisabeths in Verlegenheit gesetzt. Maria fordert zweimal, das zweitemal lebhafter, Burleigh auf, bei der Sache zu bleiben, da dieser auf ihre Verbindung mit andern Fürsten sich bezieht, die sie zuletzt zugibt. Maria behauptete, sie sei an allen Plänen zur gewaltsamen Einführung des Katholizismus in England und zum Umsturz der Herrschaft Elisabeths völlig unschuldig, habe nur das Recht der Nothwehr („ein heilig Zwangsrecht") geübt, vor Mord schrecke ihre Ehre und ihr Gewissen zurück; doch selbst dieser würde als Nothwehr sie nicht

*) In der Theaterbearbeitung unterbricht Maria Burleigh 242 beim Namen Mendoza (vgl. S. 74), was deshalb ungehörig, weil der Name, da er dem Zuschauer zu wenig bekannt, einer nähern Bestimmung bedarf. — 246 nach „zu stürzen" (to realm) hat Melliß noch: that you had call'd | Into this kingdom foreign pow'rs.

**) Es ist ein Irrthum, wenn Bulthaupt meint, die Bemerkung 268: „Entehren, sag' ich", sei hervorgerufen durch einen blitzenden Blick Burleighs, eine Bewegung desselben, die sagen wolle: „Ihr verdammt euch ja selbst." Denn ihre Worte: „Den Mord allein, die heimlich blutge That verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen", deuten nur auf ihr Verhalten gegen die Königin und die englische Regierung; daß Burleigh sie widerlegen könne durch die Hinweisung auf ihre in leidenschaftlicher Liebesglut unterstützte Ermordung Darnleys, dieser Gedanke liegt ihr durchaus fern. „Entehren sag' ich" ist nur eine starke rednerische Wendung statt des einfachen Gegensatzes mit „aber". Jede bezügliche szenarische Bemerkung fehlt.

strafbar machen, weil von Recht zwischen ihr und England keine Rede sei, sondern nur von Gewalt. Da aber Burleigh sie darauf hinweist, wie wenig Macht sie, die Gefangene, besitze, gibt sie zu, daß sie gegen die mächtige Gegnerin (sie bezeichnet die Königin nur mit dem unbestimmten, fast verächtlichen sie) nichts vermöge, die ihre Gewalt zu ihrem Verderben mißbrauchen könne, nur sollte sie sich nicht den Schein des Rechtes geben, sich nicht scheuen zu scheinen, was sie sei, eine gewaltsame Unterdrückerin des Rechtes ihrer Todfeindin. Mit den Worten „Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt!“*) weist sie das Urtheil, das Burleigh verlesen sollte, von sich, was dieser aber kaum ohne Erwiderung hingehn lassen konnte, ja er hätte die förmliche Verlesung des Urtheils in ihrer Gegenwart durchsetzen, sie mit Gewalt festhalten müssen, aber sie hat den gewandten Staatsmann durch die Wahrheit ihrer Behauptungen außer sich gebracht.**)

Achter Auftritt. Was Maria behauptet, muß der ehrliche Paulet als berechtigt anerkennen. Burleigh ist verdutzt über den Trotz, womit Maria die Verkündigung des Urtheils

*) Melliß hat hier die szenarische Bemerkung Returning the verdict, obgleich nicht angegeben ist, daß Burleigh ihr das Urtheil übergeben, das sie auch kaum hätte annehmen können. Wollte etwa Schiller, daß sie durch eine Bewegung auf das Urtheil, das Burleigh zusammengerollt in der Hand hielt, abwehrend hinweise?

) In Wirklichkeit soll Maria nach Verkündigung des Urtheilsspruches Gott freudig gedankt haben, daß er sie als Werkzeug zur Herstellung der wahren Religion in England erwählt habe. Darauf erbat sie sich einen katholischen Geistlichen, den man ihr verweigerte, und fügte schließlich die schon erwähnte Aeußerung (vgl. S. 137*) hinzu, daß die Engländer oft ihre Könige ermordet hätten.

abgebrochen und, statt um Gnade zu flehn, auf ihr verletztes Recht sich berufen und sich zurückgezogen; sie denke wohl dadurch auf die Königin zu wirken, so daß diese nicht wage, den Urtheilsspruch zu vollziehen. Daß er auf jeden Fall ihr das Urtheil bis zu Ende habe vorlesen müssen, bleibt hier unbeachtet. Paulet meint, man hätte ihr diesen Vorwand zum Trotze nicht geben, ihr Babington*) und ihre Schreiber gegenüberstellen sollen, und er deutet durch die Art der Fassung des Satzes an, dies sei noch jetzt in Bezug auf die Schreiber möglich. Aus Burleighs Erwiderung ergibt sich, daß man besorgte, Curl (dieser wird allein genannt, weil Burleigh dessen Ehrlichkeit am meisten fürchtete) werde in ihrer Gegenwart sein Zeugniß nicht aufrecht halten. Paulet muß nach diesem Eingeständnisse darauf bestehn, man werde die ganze Form des Prozesses für ein leeres Gepränge halten, was Burleigh selbst nicht leugnen kann.**) Auf

*) 13. Die Erwähnung Tichbournes fällt hier auf, da es sich nur um Babingtons Zeugniß handelt. Mellish hat statt dessen Ballard, wie der Priester hieß, der mit Savage nach England kam (vgl. S. 76). Schiller wollte die Nennung der nebensächlichen Namen möglichst beschränken, aber richtiger wäre es gewesen Babington allein zu nennen, auf dessen Zeugniß Burleigh sich berufen hatte. Freilich gedenkt Rapin, der sonst dasselbe sagt, wie hier Paulet, dreier Leute, die man nicht hätte hinrichten lassen sollen, ohne sie vorher Marien gegenübergestellt zu haben. Aber hier kam es nur auf das an, was diese eben gegen das ihr gegenüber befolgte Verfahren eingewendet hatte, und es ist kaum anzunehmen, daß Paulet in seinem Rechtsgefühle so weit gehe, ihre Bedenken zu verstärken.

**) Nach 27: „Dies ist der Kummer unsrer Königin —" hat Mellish noch: That she can never 'scape the beame. O God! Man entbehrt den Vers ungern. Der Gedankenstrich scheint hier eben durch den Ausfall veranlaßt. Leider wuchern die Gedankenstriche statt der Punkte auch noch in den allerneuesten Ausgaben von Schillers Dramen.

den andern Punkt, daß Maria nur von ihren Pears gerichtet werden könne, geht Paulet nicht ein. Burleigh aber macht mit ſchlaueſter Kunſt den Uebergang zu dem ſtillen Wunſche der Königin, die Verhaßte durch Gift aus der Welt zu ſchaffen. Paulet hält ihn durch ſeine trocknen, ſtets bei der Sache bleibenden Antworten*) lange von dem, was er ſagen will, zurück, ſtatt ihm durch Eingehen darauf die Mittheilung zu erleichtern. Erſt als Burleigh bemerkt, die Königin wolle ihre Feindin nicht ſo ängſtlich gehütet haben, daß ſie keinen Schaden leide, bekennt Paulet zu verſtehn, worauf der Miniſter hinaus wolle. Entſchieden erklärt er es für ſeine Pflicht, Marien ſtets ſorglich auch gegen Mörderhand zu ſchützen, damit man nicht die Königin beſchuldige, den Mörder gedungen zu haben.**) Burleigh gibt zu verſtehn, daß man deshalb die Gefangene Shrewsbury genommen und ihm übergeben habe, weil man ihn zu allem williger geglaubt. Aber an Paulets ſtrenger Rechtlichkeit ſcheitern alle Verführungskünſte des die Sittlichkeit ſeinen Abſichten unter-

*) Peiper möchte a. a. O. den Sechsfüßler 64: „Das iſt nun die Nothwendigkeit, ſteht nicht zu ändern", dadurch wegſchaffen, daß er „Das iſt nun" zum vorhergehenden unvollſtändigen Vers zieht und weiter lieſt „Nothwendigkeit, die ſteht!" Eher könnte man die ſtreichen, wodurch wir hier einen fünffüßigen anapäſtiſch anlautenden Vers erhielten, aber dem Dichter waren eben manche Sechsfüßler unterlaufen, und es folgt ja „Wohl ſtänds (nicht ſtänd ſie) zu ändern." — Wenn Paulet 66 Burleigh fragt: „Aufmerkſame?", ſo kann dies nur ein Druckfehler für Aufmerkſamre? ſein, wie die Theaterbearbeitung hat und auch Melliſh las; denn das betreffende Wort muß Paulet aus Burleighs Mund genau wiederholen. So verbeſſerte denn auch ſchon Körner, während die neuern Ausgaben den einfältigen Druckfehler bewahrt haben.

**) Die Theaterbearbeitung ſtrich von V. 68 „Die wenn man ihnen" an ſechs Verſe, die Rede Burleighs nebſt Paulets Erwiderung. — Für den anvertrauten Feind 69 hat Melliſh the treach'rous charge (Laſt).

ordnenden Staatsmannes: der strenge Puritaner, der sich von jedem Verbrechen rein halten will, erklärt auf das allerbestimmteste, weder selbst zum Meuchelmord sich zu verstehn noch irgend einem andern dazu Gelegenheit zu bieten.*) Daß Elisabeth selbst Paulet die Zumuthung gemacht, ist oben S. 84 bemerkt. Zur rechtlichen Vollstreckung des Urtheils will er trotz seiner Bedenken gegen dessen volle Gesetzlichkeit gern seine Hand bieten.**) So weit läßt sich auch der Puritaner hinreißen!

So ist am Ende des ersten Aufzuges nicht bloß auf der einen Seite Mariens Reue über ihre Schuld, auf der andern das bewußte Unrecht der bloß aus politischen Gründen ausgesprochenen Verurtheilung zur Anschauung gekommen, sondern auch Elisabeths Scheu vor Vollziehung des Urtheils, welcher sie durch Meuchelmord überhoben sein möchte, Burleighs Entschiedenheit, zu Gunsten der Ruhe des Staates einen förmlichen Rechtsmord zu begehn, Paulets Ablehnung jeder Vergewaltigung, Mariens Hoffnung auf Leicester, endlich die von der französischen Regierung unterstützte Verschwörung zu ihrer Befreiung und Mortimers schwärmerische Leidenschaft für sie angedeutet, so daß wir der Entwicklung mit lebhafter Spannung entgegensehn. Maria hofft ihre Befreiung nur von Leicester; durch Mortimer hat sie endlich die Möglichkeit erhalten, ihm ihr volles Vertrauen und ihre Liebe mitzutheilen.

---

*) 91. Die Götter meines Dachs ist ein rein dichterischer, aus der Vorstellung der Alten von den Hausgöttern hergenommener Ausdruck, daß die Sicherheit des Hauses heilig ist.

**) 97. Den Sherif, der Grafschaft, unter dessen Augen die Hinrichtung geschehn muß. Vgl. S. 263.

Zweiter Aufzug.

Hier erst schlingt sich die gleichzeitig mit dem Todesurtheil erfolgte Bewerbung des Herzogs von Anjou um Elisabeths Hand als ein neuer, die Handlung spannender Faden ein, da sie im ersten Aufzug nicht erwähnt werden konnte, ohne die Theilnahme an Mariens Vergewaltigung abzuschwächen. Sehr glücklich werden wir damit in einem Gespräche zweier englischen Großen bekannt gemacht. Die alles zu ihrem Vortheil ausbeutende Elisabeth bezeigt heuchlerisch ihre Neigung für den Herzog, weist aber trotz des in Aussicht stehenden nahen Verhältnisses zu Frankreich den Wunsch des Gesandten auf Mariens Begnadigung zurück. Burleigh verlangt die Vollstreckung des Urtheils. Die Königin befragt auch Shrewsbury und Leicester um ihre Meinung, als ob sie nicht ihren eigenen Hasse folgte, gibt aber vor, daß sie die Sache reiflich überlegen wolle. Paulet überbringt Mariens Brief, Elisabeth vergießt heuchlerische Thränen. Sie sucht Mortimer zu verlocken, die Gefangene durch Gift wegzuschaffen, was dieser ihr zusagt, um desto ungehinderter Zutritt zu Marien zu erhalten. Dann besorgt er Mariens Brief an Leicester, der, verletzt durch Elisabeths halbe Zusage an den Herzog von Anjou und von Neigung zu Marien hingezogen, um die Vollziehung des Todesurtheils zu hindern, Elisabeth zu einem Besuche der Unglücklichen listig zu bereden weiß. So spannen sich die ineinander greifenden Fäden straffer an.

Erster Auftritt.*) Vom eben beendigten Turnier zu Ehren der französischen Brautwerbungsgesandtschaft wie von

*) Die Theaterbearbeitung hat ihn gestrichen. Für die Dichtung ist er unentbehrlich, aber Schiller zählte ihn wohl zu denjenigen, die er bei der Auf-

den Hauptpunkten der Vermählung vernehmen wir im Gespräche Kents, des ritterlichen Grafen, der hier als Lebemann und strenger Protestant erscheint, mit dem äußerst beschäftigten Staatssekretär William Davison.*) Diese später bedeutender auftretenden Personen werden hier vorläufig glücklich eingeführt, sind aber auch geschickt gewählt, um uns Kunde von dem Turnier und der erwarteten Verlobung zu geben. Nur hätte man gewünscht, daß Davison ebenso durch die Anrede als Staatssekretär bezeichnet wäre, wie wir Kents Namen sogleich erfahren. Daß das Turnier auf einem gleichzeitigen Berichte beruht, bemerkte Böttiger, der auf das von Nichols 1788 in zwei Quartbänden herausgegebene Werk: Progresses and publics Proceedings of Queen Elizabeth verweist, das sich aber nicht auf der weimarischen Bibliothek befindet.**) Vielleicht benutzte Schiller eine abgeleitete Quelle, auf die ihn Gore (vgl. oben S. 8) aufmerksam gemacht hatte. Cambden gedenkt bei der französischen Gesandtschaft, die 1581 wegen der Bedingungen der Vermählung

führung streichen müsse, da die gewöhnlichen Zuschauer seine Bedeutung nicht fassen, ja durch ihn gestört werden könnten. Seltsam hat Grabbe in unserm Auftritt eine Nachahmung des ersten in Shakespeares Heinrich VIII. gesehen. Die Aehnlichkeit besteht nur darin, daß in beiden eine Festlichkeit, die nicht auf der Bühne dargestellt werden konnte, von einem, der ihr beigewohnt, einem andern, der davon zurückgehalten worden, erzählt wird. Dies, wie so manches andere, hatte freilich Schiller von Shakespeare gelernt, und er benutzte es mit Geschick an seiner Stelle.

*) Als Geheimsekretär und Mitglied des geheimen Rathes bezeichnet ihn Elisabeth in dem Schreiben, worin sie die Richter zu Mariens Prozeß ernennt, zu denen auch er gehörte.

**) Vgl. S. 91. Möglich, daß dabei eines der ältesten englischen Moral Plays, das Castle of Perseverance, vorschwebt, auf dessen Aehnlichkeit mit Schillers Beschreibung Max Koch (Goethe-Jahrbuch V, 322 f.) hingewiesen.

nach Westminster kam, nur kurz der dabei gehaltenen Turniere und Feste. Die Festung Schönheit wurde von den englischen Großen vertheidigt*), während das Verlangen mit seinem Gefolge und der in einem feinen Madrigale die Festung zur Uebergabe auffordernde Herold durch die Herren von der französischen Gesandtschaft dargestellt wurden.**) Auffallen muß es, daß gerade ein solcher Kampf, wo das Verlangen den kürzern zieht, den französischen Brautwerbern geboten wurde. Der kluge Davison sieht darin eine üble Vorbedeutung; er weiß, weshalb er glaubt, Elisabeth werde sich kaum zur Ehe bequemen, während Graf Kent das Fest nur als Scherz betrachtet.***) Die von letzterm erwähnte Bedingung ließ sich der Herzog von Anjou, der als ältester Bruder des Königs den Titel Monsieur de France führte, wirklich gefallen.†) Den Grund weshalb man sich vor Maria Stuarts Thronfolge fürchte, spricht dieser grimmige Feind des Papstthums aus: aber Davison weist auf die bevorstehende Hinrichtung der Verurtheilten hin. Daß Elisabeth ins Brautgemach gehe (37 f.), kann nur auf das

) Der hier genannte Kanzler war Thomas Bromley (vgl. oben S. 142), der Lord Marschall Shrewsbury, der zugleich Oberrichter in Geschlechtssachen, der Seneschall Leicester.

**) Während sonst häufig die Belagerung einer Festung als Werbung um eine Jungfrau oder Frau dargestellt wird (vgl. Reinhold Köhler in Gosches „Archiv für Literaturgeschichte" I, 228—231), erscheint in diesem Turnier umgekehrt die umworbene Schöne als belagerte Festung.

***) Die kürzern Verse 22 und 25 sollen wohl den Gesprächston andeuten, wie auch die zwei Siebenfüßler 31 f. bezeichnend sein könnten. Der Schlußvers hat nur zwei Füße.

†) Mellish hat 32 nach „als diese Zeitung sich verbreitete" noch den Vers: Through London's streets, in joyful shouts resounded.

Versprechen der Verlobung gehn. Davison kennt die Königin zu gut, als daß er nicht wüßte, dies alles sei nur ein Spiel. Seine vorläufige Charakterschilderung ist meisterhaft.

Zweiter Auftritt. Abschiedsaudienz der Brautwerbungsgesandtschaft.*) Ueber den außerordentlichen Gesandten Bellièvre neben dem ständigen Graf L'Aubespine**) vgl. S. 90**). Elisabeths Eitelkeit spricht sich sogleich in dem Prunken mit der Liebe ihres Volkes aus, das sie auch Marien gegenüber III, 4 nicht scheut. Der ständige Gesandte Frankreichs verfehlt nicht, die durch diese selbst veranlaßte Schmeichelei auszusprechen, daß sie alle Frauenreize in sich vereinige.***) Wie eitel und gefallsüchtig Elisabeth bis in ihr spätes Alter war, ist bekannt. Des außerordentlichen Botschafters Bitte, daß sie ihm gestatten möge, ihr Jawort seinem in Amiens harrenden Herzoge zu bringen†), lehnt sie mit Berufung auf den jammervollen Schlag ab, der ihr Herz und ihr eigenes Haus bedrohe; denn sie will die Welt glauben machen, die von ihr geforderte Hinrichtung der ver-

*) Die äußerst glänzende Darstellung dieser Audienz auf der Bühne, wie sie die Meininger geben, beeinträchtigt die Dichtung, in welcher das Zeremoniel derselben nur sehr nebensächlich ist. Man schadet dadurch dem Dichter, was freilich unsere Zuschauer nicht merken.

**) Schiller läßt das L' vor dem Namen weg, wie er Bellièvre ohne Accent gibt, beides nach Robertson.

***) Statt „die königliche Mutter" (6) hat Melliß the royal court. Katharina von Medici war die Mutter des Königs. Der Hof weilte häufig in St. Germain en Laye. — Auch hier hat sich nach Frankreich 8 der falsche Gedankenstrich statt des Punkts erhalten (ebenso unten 48 nach werde und so oft, daß wir nicht aller einzelnen Stellen gedenken mögen), aber man prunkt mit solchen Fehlern als authentischen Lesarten.

†) Die Theaterbearbeitung beginnt den Auftritt mit Bellievres Bitte.

wandten schottischen Königin bekümmere ihr Herz. Als Bellievre sich mit dem Versprechen späterer Verlobung zufrieden geben will*), erklärt sie: wie schwer es ihr auch falle, dem Wunsche zu entsagen, daß man auf ihrem Grabsteine lese, sie sei als jungfräuliche Königin gestorben (dies hatte sie gleich nach ihrer Thronbesteigung auf das dringende Verlangen des Unterhauses nach ihrer Vermählung erwidert), der Wunsch ihres Volkes fordere dringend, daß sie ihr höchstes Gut, die Freiheit, einem Manne opfere, um dem Lande einen Nachfolger aus ihrem Blute zu schenken. Auch hier verleugnet sich ihre Eitelkeit nicht; selbstgefällig gedenkt sie des Segens, der jetzt England beglücke, und hebt ihre unermüdliche Sorge für das Land hervor. Ihre Abneigung gegen die Ehe spricht sich scharf aus, da sie für das Glück ehelichen Zusammenlebens bei ihrer herrschsüchtigen Natur keinen Sinn hat, nur die Unterwerfung der Frau unter den Mann scheut.**) Der französische Gesandte bittet sie, wie in allen weiblichen Tugenden, so auch in diesem „Naturzweck" allen Frauen voranzuleuchten, und so der Welt einen ihrer würdigen Nachkommen zu schenken, wobei er seinen Herzog als den Würdigsten von allen ihr zu empfehlen wagt, wenn auch kein Mann vollkommen ihrer werth sei. Vielleicht würde diese Rede besser Bellievre als Aubespine in den Mund gelegt. Elisabeth

*) Statt 39: „In frohern Tagen folge die Erfüllung", hat Mellish: Set us not shape our course in desperation | Homewards: let better dags.

**) Sie erklärte sich entschieden gegen das Klosterleben mit Bezug darauf, daß seit ihrem Vater die Klöster in England aufgehoben (aufgethan, geöffnet) worden, doch sie selbst als Königin, die so viel für ihr Land zu thun habe, sollte eigentlich von dieser Pflicht befreit sein. — Die Theaterbearbeitung ließ die 57 mit „Wohl weiß ich" beginnenden dreizehn Verse weg.

gesteht, daß sie den Herzog allen ihren Bewerbern vorziehen würde, wenn, wie sie fürchte, der Wille des Volkes das Opfer ihrer jungfräulichen Freiheit fordere. Da Bellievre aber gern ein entschiedenes Hoffnungspfand hätte, gibt sie ihm einen Ring. Vgl. oben S. 91. Der Ring sei ein Zeichen der Dienstbarkeit und schließe Ehen; aber, obgleich sie eben bemerkt hat, das gleiche Zeichen weise auf gleiche Pflichten bei der Königin wie bei dem gemeinen Bürgerweibe hin, so will sie ihn doch noch nicht als Verlobungsring gelten lassen, sondern abspringend äußert sie, derselbe sei noch keine Kette, die sie binde, doch könne daraus ein Verlobungsring werden. Nachdem Bellievre mit einem Kusse auf die Hand der Königin, die er schon als seine Fürstin betrachtet, den Ring empfangen, bekleidet sie den Herzog in seinem Vertreter mit dem höchsten Orden, dem des Hosenbandes. Das eigentliche Hosenband, von dunkelblausammtenem Band mit dem bekannten, jeden schlimmen Gedanken abwehrenden Spruche, wird mit einer goldenen Schnalle unter dem linken Knie befestigt, dabei aber ein gleichfarbiges breites Band von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hin getragen. Das Band, welches Leiceſter als Abzeichen des Ordens trägt, nimmt sie von diesem, dessen innere Bewegung nach der Uebergabe des Ringes ihr nicht entgangen, und bekleidet damit den Botschafter; die wirklichen Abzeichen des Ordens werden ihm vom Kapitel zugestellt werden. Auffallend ist nur, daß Elisabeth nicht sagt, Bellievre solle den Herzog ebenso mit dem doch nur den unbedeutendsten Theil dieses Ordens bildenden Bande bekleiden. Sie möchte aber dieses Zeichen ihrer Gunst zugleich als gutes Vorzeichen für die zukünftige Eintracht der leider so lange durch Argwohn geschiedenen Königreiche betrachten, da Frankreich als

katholische und verwandte Macht für Marien aufgetreten war. Der ständige Gesandte sucht vergebens die günstige Stimmung zu benutzen, um im Namen Frankreichs Gnade für die Wittwe seines verstorbenen Königs zu erflehn.*) Alle Berufungen prallen an Elisabeth ab, die sich auf ihre königliche Pflicht gegen die Feinde des Landes zurückzieht.**) Schiller mußte die Antwort ganz frei gestalten, abweichend von der schriftlich Bellievre ertheilten Erwiderung bei Cambden S. 480 ff. Vgl. Rapin S. 413. Der Auftritt zeichnet vortrefflich die königliche Heuchlerin, der alles nur ein Spiel der Eitelkeit ist.

Dritter Auftritt. Nur die drei geheimen Räthe der Königin sind nach der Audienz zurückgeblieben, von denen Burleigh gleich die Gelegenheit des Glückwunsches zu der in Aussicht gestellten Verlobung ergreift, um die Vollstreckung des Todesurtheils als einzigen Wunsch, den das Land noch hege, dringend zu verlangen, wie es in Wirklichkeit von Seiten des Parlaments geschah. Er schildert die ungeheure Gefahr, welche der Königin und dem Protestantismus von dem in Rheims genährten Fanatismus und von der Liebenswürdigkeit der die Jugend aufreizenden Gefangenen drohe, die allein die Schuld dieser beständigen Verschwörungen***) sei; denn sie und ihre lothringischen

*) Das gewöhnliche angeht 166 stört. Die Rede hätte mit 165 oder schon 164 abgebrochen und am Anfang von 166 der dann fehlende Fuß ausgefüllt werden können.

**) Die Theaterbearbeitung läßt Aubespines mit „Unwürdig" beginnende Rede und Elisabeths Erwiderung ganz weg, wodurch die Audienz etwas jäh abbricht. Mellish hat 122 f. die Worte „die Glaubensverwandte und" nicht übersetzt.

***) 37. „Die Ate dieses ewgen Kriegs." Ate ist schon bei Homer die Verblendung, welche zur Schuld reizt. Aehnlich heißt es in Shakespeares König

Brüder*) ruhten nicht, ehe Maria zum Thron gelangt sei. Daß er selbst diese Verschwörungen durch die Ueberlistung Mariens hervorgerufen, darf er freilich nicht gestehn. Elisabeth erkennt Burleighs reinen Eifer für sie und den Staat dankbar an, fordert aber mit der ihr eigenen Heuchelei von ihm einen mildern Rath, gerade wie sie das Parlament bei dem Drängen auf Mariens Tod gefragt hatte, ob sich kein anderes Mittel finde, ihr Leben gegen Gefahr zu schützen, als gerade dieses.**) Der von Elisabeth zur Aeußerung seiner Meinung aufgerufene Shrewsbury***) hält sich, nachdem er der glücklichen Regierung Elisabeths das herzlichste Lob gespendet, zunächst rein an das

---

Johann II, 1, die Königin Mutter reize als Ate den König zu Blut und Kampf. Julius Cäsar III, 1: „Zur Seite Ate." Die Theaterausgaben haben Ursach statt des weniger verständlichen Ate. — Der ewge Krieg bezieht sich auf die nie endenden Verschwörungen. Paulet hatte I, 1, 84 Marien als Helena bezeichnet. — 39 f „Für sie . . . bis Tod" fehlt in der Theaterbearbeitung. — Vor Du mußt 49 hat Mellish noch: Their hatred is too bloody, their offences | Too heavy.

*) Unter den „lothringischen Brüdern", dem „Geschlecht der Lothringer" versteht Schiller hier die drei Söhne des 1563 meuchlerisch erschossenen François von Guise, Henry, Louis (Cardinal) und Charles. Vgl. S. 132.

**) Elisabeth nennt 77 auch alle Richterhöfe (eigentlich Gerichtshöfe) des Landes, die doch nicht darüber befragt worden; freilich würden diese auch auf eine solche Frage, nach der allgemeinen Stimmung, nicht nach dem strengen Recht entschieden haben.

***) Wie Schiller Burleigh und Leicester nicht nach ihren Geschlechtsnamen Cecil und Dudley nannte, so sollte auch Graf von Shrewsbury immer unter diesem Namen, nicht, wie schon I, 6, 143. 7, 69, mit dem Geschlechtsnamen Talbot, bezeichnet sein. Letztern führt er wohl durch Versehen in den Ueberschriften von II, 3 und 4, dagegen heißt er Shrewsbury II, 7 und in den folgenden Aufzügen; in der Anrede wechseln beide Namen. Die Theaterbearbeitung hat in unserm und in den folgenden Auftritten nur Shrewsbury.

einzig entscheidende strenge Recht, wonach Elisabeth nicht befugt sei, über eine fremde Königin zu Gericht zu sitzen, was auch der als Partei sprechende Staatsrath und das Parlament sagen mögen.*) Der Dichter läßt diesen absichtlich hier weder von der Verletzung des Rechtsganges sprechen, noch von der Verlockung Mariens nach England, welche diese selbst früher hervorgehoben, nur erklären, Elisabeth habe kein Recht, über Marien ein Urtheil zu fällen, da diese nicht zu ihren Unterthanen gehöre; dann verwirft er entschieden die vorgebliche Nothwendigkeit, der Stimme des Parlaments so wie dem blinden Drängen des Volkes zu folgen.**) Sie müsse an das Urtheil der ganzen Mit-

*) Hier stand nach der Aufforderung Elisabeths ursprünglich eine längere Rede Shrewsburys, worin dieser ausführte: handelte es sich bloß darum, das Wohl seiner Königin zu bedenken, so müßte er Burleigh beistimmen, aber sie seien da, das Wohl des Landes zu beachten, wogegen sie ihr nicht zu sagen brauchten, was recht sei, woran sich der wiederholte Befehl der Königin schloß, seine volle Meinung zu sagen. Wir kennen sie nur aus der englischen Uebersetzung, wo es hier heißt: Talbot. Desire you but to know, most gracious Queen, | Wat is for your advantage, then I have, | Not to add to what my Lord High Treas'rer | Has urg'd; for your welfare, let the sentence | Be then confirm'd — this is prov'd already. | There is no surer method to avert | The danger from your head, and from the state. | If you 'll not be advis'd concerning this, | You can dismiss your council. We are plac'd | Here as your counsellors, but to consult | The welfare of this land, and with our knowledge. | With our experience, are we bound to serve you! | But, what is good and just: for this, my Queen, | You have no need of counsellors, your conscience | Knows it full well, and it is written there. | Nay it were overstepping our commission, | If we attempted to instruct you in it. | Elizabeth. Yet speak, my worthy Lord of Shrewsbury, | 'Tis not our frail understanding alone, | Our heart too feels it wants some sage advice.

**) 79. „Nicht Stimmenmehrheit ist des Rechtes Probe." Im Demetrius erklärt Sapieha die Mehrheit für Unsinn.

und Nachwelt denken, und zeige sie nur ihren festen Willen, das Leben ihrer Schwester zu retten*), so würde das Recht, welches man jetzt im Munde führe, bald als Unrecht erkannt werden; auch gezieme ihr als Frau und Königin Milde. Die bittere Bemerkung, womit sie Shrewsburys aus warmem Rechtsgefühl und Wohlwollen fließenden Rath erwidert, verräth, wie sehr derselbe ihrem Mariens Tod fordernden Herzen zuwider ist.**) Der pflichttreue, von tiefem Rechtsinne durchdrungene Berather der Königin läßt sich dadurch nicht abhalten, weiter für die Verurtheilte zu sprechen, da diese keinen Anwalt bei der Königin habe (von einem Anwalt bei Gericht ist hier nicht die Rede), in deren Staatsrath nur die leidenschaftliche Selbstsucht der Politik spreche. Die Unglückliche verdiene trotz ihrer Schuld Mitleid. Habe sie den Gemahl ermorden lassen und den Mörder geheiratet, so sei dies freilich ein schweres Verbrechen, aber in jener drangvollen Zeit wüsten Parteitreibens sei es zu entschuldigen, wenn sie dem Muthigsten ihrer Vasallen sich in die Arme geworfen, um sich zu retten, und die Leidenschaft sie hingerissen habe; sei ja das Weib so leicht verführbar. Auch Elisabeths Aerger über seine letzte Bemerkung, welche eine Stärke gegen die Sinnlichkeit heuchelt, die ihr nicht eigen, stört den edlen Anwalt der Unglücklichen nicht. Wenn die Schule des

*) 93. „Die Wahrheit deines königlichen Zorns", daß du über den gegen deinen Willen geübten Zwang wirklich erzürnt bist, wo in Wahrheit die Andeutung liegt, daß ihr das Drängen nicht unlieb sei.

**) Statt der drei Verse Elisabeths: „Ein warmer Anwalt . . . Wohlfahrt lieben" hat Melliss bloß: Her advocates have an invidions task! was dunkel und wenig bezeichnend ist.

Unglücks Elisabeth stark gemacht habe*), fährt er ruhig fort, so sei Maria an dem sittlich verdorbenen französischen Hofe herangewachsen, habe nur von Festlichkeiten vernommen (vgl. Elisabeths Aeußerung II, 2, 3 ff.), ihre Sinnlichkeit sei üppig aufgereizt worden, was bei ihrer wundervollen Schönheit um so gefährlicher gewesen. Das Lob der unvergleichlichen Schönheit der Gegnerin ist für Elisabeth zu arg; bitter fordert sie Shrewsbury auf, doch zu sich selbst zu kommen, und spottet auf die außerordentlichen Reize, die einen Greis in solch ein Feuer setzen. Durch Shrewsbury tritt dem Zuschauer alles, was man zur Milderung von Mariens Schuld sagen kann, lebhafter entgegen, als es sonst möglich gewesen, und sein bewegtes Mitleid rührt, wogegen Elisabeths Aufnahme seiner letzten Bemerkungen eitle Eifersucht verräth, die neben der Furcht für Thron und Leben sie zu Mariens Beseitigung trieb. In ihrer bittern Aufregung wendet sie sich nach einer Pause, die der Gedankenstrich andeutet, an den schweigend vor ihr stehenden Leicester, der wohl durch

*) Elisabeth, deren Mutter schon in ihrem dritten Lebensjahre auf dem Blutgerüste starb, ward von Heinrich VIII. als Bastard verworfen und ganz vernachlässigt, erst später wieder anerkannt und in anständigere Verhältnisse gebracht. Ihre Schwester Maria ehrte sie anfangs sehr, vernachlässigte sie aber nach ihrer Krönung; sie ward der Theilnahme am Aufstande Wyats angeklagt, in den Tower geworfen und auf das strengste gehalten, dann nach dem Schlosse Woodstock verwiesen; später kam sie wieder in Haft, bis sie auf Verwendung Philipps von Spanien freigegeben und nach dem Schlosse Hatfield gebracht ward. — 138. Der gnädge Vater dieses Landes. Shrewsbury sieht darin eine Fügung Gottes. — 139. Zur ersten Pflicht war Druckfehler. Die Theaterausgabe hat richtig ernsten. Mellish übersetzt: Taught thee to know thy duty, from misfortune. Den Druckfehler haben erst die neuesten Ausgaben fortgeschafft.

die Reize Mariens stumm geworden sei, die den Greis beredt gemacht. Dieser hat seit dem Urtheil seine Meinung geändert, da die Hoffnung, welche Elisabeth dem Herzog von Anjou auf ihre Hand gegeben, ihn, den langjährigen Günstling, auf das tiefste verletzt und sein Herz sich jetzt ihrer Nebenbuhlerin zugewandt hat, deren Leben er zunächst retten möchte. Deshalb verspottet er die Angst, welche man Mariens wegen für Elisabeth hege; dem Volke, das auf den Tod der Unglücklichen dringe, könne man so etwas verzeihen, aber nicht dem Staatsrathe.*) Wie sollte diese, die ihren eigenen Thron nicht zu behaupten gewußt, die von ihrem eigenen Volke Verspottete und Verachtete, aus ihrem Gefängnisse einen andern sich erobern? Mögen sie und die Guisen Elisabeths Recht nicht anerkennen**), durch Geburt und Parlamentsbeschluß steht es so fest, wie ihr selbst das Recht der Nachfolge aberkannt ist. Wie sollten die Engländer, welche der freien Lehre mit ganzer Seele anhängen, einer Papistin, sie, die Elisabeth anbeten, einer Gattenmörderin folgen? Was habe die Königin, die noch in voller Jugendkraft dastehe, von einer dem Tode entgegensiechenden Gefangenen zu fürchten, was brauche sie ihren Tod zu beschleunigen? So weist er alle Furcht, die allein die Ausführung des Todesurtheils fordern könnte, entschieden zurück. Von Burleigh auf seine verurtheilende

*) 64. Heitre Mitte, insofern die Meinung des Staatsrathes nicht durch die Vorurtheile der Menge getrübt wird. — Die Theaterbearbeitung strich die fünf wohl entbehrlichen Verse von „Daß diese Märchen" (162) an. Mellish fügt nach „der Auswurf ihres Landes" (170) noch hinzu: Who, in her fairest days of freedom, was | But the despised puppet.

**) Nach „als Königin erkennen" 166 hat Mellish noch: Thy people's loyal fealty await | These Guise's approbation?

Stimme im Prozesse hingewiesen*), beruft er sich auf die neuerlich beschlossene Freundschaft mit Frankreich. Es handle sich jetzt nicht um das Recht, sondern um den Vortheil der Königin, die Marien um so weniger zu fürchten habe, als sie durch ihre bevorstehende Verbindung mit Frankreich deren einzigen Schutz**) für sich gewonnen. Elisabeths Vortheil fordere, daß sie so lange das Schwert der Gerechtigkeit über der Verurtheilten schweben lasse, bis ein neuer gewaltsamer Versuch zu ihrer Befreiung gemacht werde; die Vollstreckung des Urtheils würde nur Mitleid für die Gefallene erregen. Ihm ist es allein darum zu thun, zunächst die Hinrichtung dadurch zu hindern, daß er die drohende Gefahr nicht für groß, die hoch über Marien erhabene Elisabeth hinlänglich gesichert hält, da sie jeden Augenblick das Haupt der Gefangenen fallen lassen kann. Elisabeth, deren von Shrewsbury verletzte Eitelkeit er geschmeichelt hat, behält sich, indem sie die Sitzung aufhebt, in ihrer zurückhaltenden Weise, ihre Entschließung vor.***)

Vierter Auftritt. Paulet stellt seinen Neffen Mortimer der Königin vor und übergibt Mariens Brief, über den Elisabeth

*) Die Theaterbearbeitung strich die 21 Verse 164—185: „Was beim Allmächtgen . . . geurtheilt".

**) 198 stand in der Theaterbearbeitung der überlange Vers: „Beglücken willst, die Hoffnung eines neuen, herrlichen", den vor dem Drucke der Wegfall von herrlichen richtig stellte, da vorher Huld in Hand verbessert wurde.

***) Ursprünglich folgten hier noch acht weniger passende Verse Elisabeths an Burleigh, die in der Uebersetzung von Mellish lauten: My Lord | High Treasurer, you honest fears, I know it, | Are but the offspring of your faithful care; | But yet, my Lord of Leicester has said well; — | There is no need of haste; our enemy | Hath lost already her most dangerous sting — | The mighty arm of France: the fear, that she | Might quickly be the victim of their zeal | Will curb the blind impatience of her friends.

Thränen vergießt. Die drei Räthe äußern sich über Mariens Gesuch um eine Unterredung mit der Königin.

Mortimer, von Paulet vorgestellt*), spricht, um ihr Zutrauen zu gewinnen, heiße Wünsche für Elisabeth aus. Diese fragt, was er auf seinen Reisen**) von den Plänen ihrer Feinde in Rom und Rheims erfahren. Mortimer erwidert zunächst mit einer Verwünschung derselben; auf ihre Erkundigung nach Morgan und Leßley (vgl. S. 134) gesteht er, was diese schon von Paulet wußte, daß er sich in die Kreise der schottischen Verbannten geschlichen, um hinter ihre Pläne zu kommen, auch Chiffrebriefe sich von ihnen verschafft.***) Er berichtet, daß diese jetzt ihre Hoffnung auf Spanien gesetzt, was ihr auch Walsingham geschrieben. Diese ganz einzeln stehende Erwähnung des nicht näher bezeichneten Walsingham ist störend. Vgl. S. 138*). Diesen läßt Schiller damals in Frankreich weilen, während er in England war, wo er aber seit der Verurtheilung Mariens, vorgeblich wegen Krankheit, sich zurückhielt. Mortimer gedenkt auch der neuen Bulle. Die viel frühere Bulle des Papstes Pius V. (vgl. S. 70) verlegt Schiller in diese Zeit und schreibt sie dem zeitigen Papste Sixtus V. zu. Daß die Bulle

*) Auffällt, daß Elisabeth in der Anrede Paulets dessen Vornamen hinzufügt. Ritter Paulet (I, 8, 1) paßte nicht in den Vers.

**) 11. Den großen Weg, the great tour, die Reise nach dem Festland bis Italien, la grande tour, auch in gewöhnlicher Rede die große Tour. Goethe hat in den Wanderjahren I, 11 das große Wanderungsabenteuer (später die herkömmlich Kreisfahrt) durch das gesittete Europa.

***) 24. In Ziffern. Die Theaterbearbeitung hat Chiffern, wie 16 stand gerichtet statt gesandt, das des Verses wegen gesetzt wurde, aber hart ist.

von letzterm, der damals Cardinal war, aufgesetzt sein sollte, wußte Schiller nicht. Auf ihren Vorwurf, daß er seinen Glauben abgeschworen, vorbereitet, erwidert Mortimer, es sei in ihrem Dienste geschehn, wie damals sich mehrere Verräther auf solche Weise unter die Verschworenen eingeschlichen hatten.

Paulet will Mariens Brief Elisabeth übergeben. Als Burleigh sich desselben bemächtigen möchte, besteht er darauf, ihn, der übernommenen Pflicht getreu, selbst in die Hände der Königin zu liefern. Während Elisabeth den Brief liest, sprechen Burleigh und Shrewsbury, vom Inhalt durch Paulet unterrichtet, beide ganz in ihrem Sinne, sich über die Gewährung der Bitte aus.*) Elisabeth stellt sich gerührt, wie sie wirklich bei einem früher an sie gerichteten Schreiben Mariens Thränen vergossen haben soll. Der sich ihr aufdrängende Abstand dieses demüthigen Briefes gegen jene Zeit, wo die Verurtheilte Königin von Frankreich und Schottland war**), ja Anspruch auf die englische Krone erhob, läßt sie wenigstens zum Scheine der Wandelbarkeit alles

*) Nach 59: „Denn Gnade bringt die königliche Nähe —", hat Mellish noch: As sickness flies the healt — dispensing hand, was auf die Heilkraft einzelner Personen hindeutet, wie z. B. dem Könige von Frankreich die Heilung von Kröpfen zugeschrieben wurde, was Shakespeare in Ende gut alles gut benutzt hat. Mit Recht strich Schiller diesen Vers. Daß der Anblick des königlichen Antlitzes den Schuldigen begnadige, worauf auch Leicester seinen Plan baut, fand Schiller, wie auch anderes, das er benutzen konnte, in dem spanischen Essex, von dem Lessing einen Auszug in der zur Zeit von ihm gelesenen Dramaturgie gegeben hatte. Dort sagt Essex: „Zwar ist es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, und auch mir müßte diese Wohlthat des Gesetzes zu statten kommen." Das Sprichwort heißt: Kings face make grace.

**) 73. „Den ältsten Thron der Christenheit." Frankreich wurde vom Papste als ältestes christliches Reich anerkannt. Vgl. S. 244.

menschlichen Glückes gedenken. Dem Versuche Shrewsburys diese Stimmung zu Gunsten der von Marien gewünschten Unterredung zu benutzen, tritt Burleigh schroff entgegen: man würde der Königin vorwerfen, sie habe sich noch zuletzt an ihrem Opfer geweidet, da die Begnadigung, welche, wie er schon vorher bemerkt hat, einem solchen Besuche folgen müßte, ihm eine Unmöglichkeit scheint. Leicester tritt auch hier vermittelnd ein, indem er die Entscheidung der Weisheit der Königin überlassen will, sich selbst aber für Gewährung der Bitte ausspricht, die den Lauf des Rechtes nicht hindern könne, wie er gegen seine Ueberzeugung zu seinem Zwecke behauptet. Als alle sich entfernen wollen, ruft Elisabeth den Mortimer zurück.*) Vorher hat dieser Leicester leise bemerkt, er habe ihm etwas insgeheim zu sagen.

Fünfter bis siebenter Auftritt. Mortimer übernimmt zum Scheine Elisabeths Auftrag, Marien heimlich aus dem Wege zu schaffen.

Seine vorgebliche Täuschung der katholischen Schotten läßt Elisabeth in diesem Jünglinge, der, da er so wohl zu täuschen verstanden, schon „mündig**) vor der Zeit" sei, ein passendes Werkzeug für ihren Plan sehn, und sie eilt, ohne das auffallende Zurückrufen des jungen Mannes zu scheuen, ihn von ihrer Absicht in Kenntniß zu setzen. Doch einige Augenblicke sieht sie ihn forschend an, ehe sie sich ihm entdeckt. Nachdem sie ihm vertraut, daß sie ihn zu etwas Großen bestimmt habe, gesteht sie ihm ihre Furcht, das Todesurtheil vollstrecken zu lassen, weil die Welt argwöhnen werde, sie habe das aus Eifer-

*) Das den Vers ausfüllende Ein Wort! 113 ward erst bei der Durchsicht für den Druck hinzugefügt.

**) 4. Ein Druckfehler des Theaters, den Körner beibehielt, war würdig.

sucht gethan. Deshalb müsse sie ihr Thun in Dunkel hüllen.*) Daß Mariens plötzlicher Tod noch schlimmern Verdacht gegen sie erregen müsse, wie in so vielen frühern Fällen ein solcher die Mörder getroffen, kann sie in der gierigen Hast, sich der Feindin zu entledigen, nicht bedenken. Mortimer zeigt sich zu Elisabeths hoher Freude ganz gelehrig, doch sie selbst will es nicht aussprechen, deutet bloß an, daß sie es Paulet vergebens angetragen, dem sie es I, 8 durch Burleigh hatte andeuten lassen. Nach der Geschichte that sie es bestimmter. Vgl. S. 84. Mortimer entschuldigt seinen Oheim mit der dem höhern Alter eigenen Bedenklichkeit.**) Auf ihre freudige Frage, ob sie seinem Wort vertrauen dürfe, bittet er nur um Verschweigung seines Namens. Doch sie möchte auch Gewißheit haben, wann dieser ihr höchster Wunsch erfüllt werden solle. In den Schlußworten bezeichnet sie die äußerste Gunst ihrer Person als Preis einer solchen That; denn nur darauf können die Aeußerungen sich beziehen, die Nacht werde ihre Dankbarkeit bedecken, das Schweigen sei der Gott der Glücklichen, das Geheimniß stifte die engsten, zartesten Bande. Vgl. S. 49 f.***)

*) 34. Thaten doppelter Gestalt sind solche, denen man gute und böse Absichten zuschreiben kann. — Die schon von Körner als dunkel bezeichneten Worte 37: „Was man nicht aufgibt, hat man nie verloren", sollen bezeichnen, die Tugend, deren Verletzung man nicht offen gestehe, besitze man nach der Ansicht der Welt. Bellermann leugnet vergebens, daß der Ausdruck dunkel sei; auch daß der schlimmste Schritt der sei, den man eingestehe, ist gezwungen. Die Verse sollen bezeichnend für Elisabeths Charakter sein; sonst könnten sie wegfallen.

**) Statt „Gehabt euch wohl!" hat Melliß: And be the self-same happy day the dawn | Of your preferment — so god speed your Sir.

***) Der Schluß erinnert an Adelheidens Versprechen des „schönsten Lohnes" für Franz im vierten Aufzug von Goethes Götz.

Mortimer triumphirt nach ihrer Entfernung, daß er die gleißnerische Königin, die ihn für einen feigen Mörder habe halten können, so glücklich getäuscht, wodurch er Zeit zu Mariens Rettung gewinne. Wie sehr er für diese und ihre Liebesgunst schwärmt, spricht er im Gegensatze zu Elisabeth aus, die mit all ihrer königlichen Gunst, selbst mit ihrem so verführerisch in Aussicht gestellten Besitze, ihm nichts, was ihn reize, zu geben vermöge. Vgl. S. 49 f.

Als er eben gehn will, um sich seines Auftrages an Leicester zu entledigen, kommt der ehrliche Paulet zurück, der, da er ahnt, Elisabeth wolle den Jüngling zu dem verleiten, was sie ihm zugemuthet, ihn vor der verführerischen Lockung warnen möchte*), wobei er freilich nicht bestimmt bezeichnet, was er vermuthet. Er beschwört ihn, sich ja nicht vom Ehrgeiz zur Befleckung seines Gewissens fortreißen zu lassen; die Königin, die ihn durch schmeichelnde Versprechungen zu verlocken suche, werde ihn (er kennt ihre Arglist) nach Vollendung der That preisgeben.**) Als Mortimer noch immer mit seinem Geheimnisse (darf er ihm ja sein ganzes nicht verrathen) zurückhalten will, es aber durch seine Verlegenheit verräth, flucht er ihm, sollte er jener die That versprochen haben. Aber er wird durch Leicesters Zwischenkunft unterbrochen***), der eben von der

) Statt der Anrede Mortimer 6, 2 erwartete man den Vornamen Eduard (vgl. oben S. 92).

**) Nach den Worten „Trau' ihrer Schmeichelrede nicht" (14) hat Mellish noch den allgemeinen, dem Puritaner wohl anstehenden Satz: The spirit of the world 's a lying spirit, | And vice is a deceitful, treach'rous friend.

***) Nach den durch Leicesters Ankunft abgebrochenen Worten 24 „Und dich verwerfe" sollte wohl „jeder Redliche" oder etwas ähnliches folgen.

Königin kommt. In deren Namen theilt er Mortimer mit, diese verlasse sich so sehr auf seine Redlichkeit, daß sie ihm die Gefangene unbeschränkt anvertraue. Das ist zu viel für Paulet, der seinen Aerger selbst Leicester gegenüber nicht bemeistern kann; freilich bleiben diesem seine Aeußerungen dunkel, da er nicht ahnt, wovon es sich handelt.*) Paulet wird in Zukunft auf Mortimer wohl Acht haben, daß er die Gefangene nicht vergifte; sein falscher Verdacht muß diesen an der wirklich von ihm beabsichtigten, von Paulet nicht geahnten Befreiung hindern. Wie konnte Hoffmeister dies übersehn und behaupten, Mortimer habe alle Mittel zu Mariens Befreiung in der Hand, ohne eines zu benutzen!

Achter Auftritt. Leicester, der seine Verwunderung über Paulets Aeußerung nicht verbergen kann**), möchte zunächst wissen, was Mortimer ihm, nach seiner frühern Andeutung (vgl. S. 168), insgeheim zu sagen habe. Freilich hat er auch die Absicht, ihn zur Verbindung mit der Gefangenen zu benutzen, doch scheut sich der vorsichtige Hofmann, ihm sein Geheimniß mitzutheilen. Aber seine zweifelnde Frage, ob er ihm vertrauen dürfe, erregt auch Mortimers Bedenken, seinen Auftrag auszurichten, da dessen Zweifel ihn fürchten läßt, er möchte ihn als geheimen Anhänger der Gefangenen verrathen. Wenn Leicester von zweierlei Gesichtern spricht, die Mortimer am Hofe zeige, so kann dies nur darauf gehn, daß er

*) Bei Gut! (29) nach dem aus Leicesters Rede wiederholten „Verläßt sich" denkt er, daß er die Absicht merke.

**) Statt es nicht (2) hat die Theaterbearbeitung nicht, was ihn verdrießt. Dadurch erhalten wir am Anfange des Auftritts zwei volle Verse, da Ich weiß nicht zum ersten Verse gehört.

offen sich Elisabeth gegenüber ausgesprochen, ihm aber insgeheim etwas mitzutheilen hat. Mit größerm Recht kann Mortimer erwidern, er wisse nicht, welches von Leicesters beiden Gesichtern das wahre sei; denn eben sprach er zu ihm im Auftrage der Elisabeth, wogegen das, was er ihm jetzt vertrauen will, nur Leicester selbst betreffen kann, da er seinen Verrath fürchtet. Die Entscheidung, wer zuerst sein Geheimniß eröffnen soll, gewinnt Leicester zu seinen Gunsten durch das Geständniß, verriethe er sein Geheimniß, so wäre es um seine Stellung am Hofe geschehn. Mortimer fühlt sich durch dies offene Bekenntniß von Elisabeths Günstling geschmeichelt, aus dem zugleich hervorgeht, der Verrath seines Geheimnisses würde ihn der Gunst der Königin berauben. Als Leicester Mariens Brief mit begeistertem Entzücken aufnimmt, erkennt Mortimer, diese habe Recht, ihre Befreiung durch ihn zu hoffen. Er selbst muß ihm mittheilen, wie er Mariens Zutrauen erworben, ehe Leicester*) ihm das unbegreifliche Räthsel dadurch löst**), daß

*) Auffallend ist Leicesters Aeußerung 53 f., sein Vertrauen zu Mortimer sei dadurch geweckt worden, daß er dessen Glaubensänderung gehört. Freilich konnte Leicester von dieser Glaubensänderung so gut wie Elisabeth wissen; aber Mortimer hat Elisabeth versichert, er habe es nur zum Schein gethan, und woher soll Leicester wissen, daß es kein bloßer Schein gewesen? Durch Wegfall der beiden Verse „Ich weiß — weckte" dürfte die Stelle gewinnen. Nach diesen hat Mellish noch den Vers: Each remanent of distrust be henceforth banish'd. 55 findet sich bei ihm what is passed statt meinen Zweifel.

**) Der Uebergang ist äußerst glücklich. — 65. Statt so schnell endete der Vers ursprünglich so plötzlich. — 66. Gegen die Maria, wie Leicester auch IV, 6, 88 einen Vers schließt. Der Artikel steht so auch in szenarischen Bemerkungen vor Eigennamen. — 75. Das frühere „Das scheint großmüthig Milord!" ward in „Das heißt großmüthig handeln!" geändert, obgleich das scheint nicht ganz unberechtigt war.

Elisabeths Hinneigung zu dem Herzog von Anjou, die ihn um das Opfer langjährigen Dienstes bringe, ihn zu der Unglücklichen getrieben habe, deren Hand ihm einst bestimmt gewesen.*) Schiller läßt Leicester das Abhängigkeitsverhältniß, worin die launenhafte, eifersüchtige Königin ihn gehalten, mit grellsten Farben schildern;**) daß er, um Elisabeth zu gewinnen, seine eigene Gattin mit Gift aus der Welt geschafft haben soll, sich später heimlich mit der Wittwe des Grafen von Essex vermählt hatte, übergeht er, nicht weniger, daß die Verhandlungen wegen der Verbindung Elisabeths mit dem Herzog von Anjou sich durch viele Jahre zogen, schon mehr als einmal dem Abschlusse nahe waren. Der Herzog von Anjou war wirklich jung, blühend, liebenswerth, wenn auch Pockennarben sein Gesicht entstellten.

---

*) Wenn Leicester 72 sagt, er habe sein Glück damals kalt von sich gestoßen, so war es in Wirklichkeit Elisabeth mit dem Vorschlag, Maria möge ihn heiraten, nicht Ernst; diese beklagte sich über einen solchen ihrer unwürdigen Antrag, und wollte zuletzt nur unter der Bedingung darauf eingehn, daß Elisabeth sie zur Thronerbin erklären lasse. Leicester selbst sah darin nach Robertson (I, 308) nur einen Streich Burleighs, um sich seiner zu entledigen, da er selbst die Hoffnung auf Elisabeths Hand noch nicht aufgegeben, die ja erklärt hatte, nur ihr Entschluß, unvermählt zu bleiben, halte sie ab, sich mit ihm zu vermählen. Wenn Leicester von zehn verlorenen Jahren unverdrossenen Werbens spricht, so setzt der Dichter absichtlich nur zehn Jahre, da er Elisabeth sich etwa 35 Jahre alt denkt (vgl. S. 87). Das Liebesverhältniß Robert Dudleys zu Elisabeth war zur Zeit unseres Stückes über 30 Jahre alt. Zweiundzwanzig volle Jahre waren verflossen, seit Elisabeth die Hand ihres Günstlings und Liebhabers der schottischen Königin angeboten hatte. Der Dichter muß in solchen Dingen volle Freiheit haben.

**) Der hundertäugige Argus als Bewacher der von Juno eifersüchtig versetzten Jo (97 f.) ist ein sehr geläufiges Bild. — Die Theaterbearbeitung hat die fünf Verse von „Nicht ihre Hand allein" (108) an gestrichen.

Leiceſter berichtet nun, wie er ſich kurz vor Mariens Wegführung nach Fotheringhay an dieſe gewandt, die durch ſein Verſchulden (nicht nur weil er ihre Hand ausgeſchlagen, ſondern auch weil er ſeit ihrer Ankunft in England gegen ſie gewirkt) ins Unglück geſtürzt worden. Hier erſt gewinnt die Situation am Anfange des Stückes volle Aufklärung. Daß es ihr unmöglich war, eine Antwort Leiceſter zukommen zu laſſen, erklärt Paulets ſtrenge Bewachung. Auch erſcheint es ganz natürlich, daß Leiceſter äußerlich, um ſeine Geſinnung nicht zu verrathen, noch immer als Verfolger Mariens ſich zeigt, und nur auf Mittel ſinnt, zunächſt die Vollſtreckung des Urtheils zu verzögern, wogegen freilich ſeine Hoffnung, Eliſabeth werde ſie endlich freigeben, höchſt zweifelhaft ſcheint.

Nach dieſer vertrauensvollen Eröffnung hält Mortimer mit der Entdeckung der auf Mariens Befreiung gerichteten Verſchwörung nicht länger zurück. Obgleich er freien Zutritt zu Marien hat, kann er doch nur mit Gewalt ſie zu befreien hoffen, da jeder ſonſtige Verſuch der Wachſamkeit ſeines jetzt auf ihn mißtrauiſchen Oheims nicht entgehn wird. Aber kaum hört Leiceſter von dieſem verwegenen Plane, ſo geräth der höfiſche Leiſetreter in ärgſte Angſt, da er nun ſein Geheimniß im Beſitz ſolcher Verſchwörer weiß. Auch daß er als Anhänger Mariens den Verſchworenen noch unbekannt iſt, beruhigt ihn nicht.*) So ſucht er denn Mortimer von dem tollkühnen Unternehmen abzuhalten, dieſer aber ſpottet, der Mann, der Marien beſitzen möchte, wolle nicht ſo viel für ſie wagen wie ihre Befreier;

*) 168: „Ihr findet Freunde, plötzlich, unerwartet," ſtrich die Theaterbearbeitung.

alle seine Bedenken weist er mit scharfer Abwehr zurück. Die nach den Alten von Goethe so ausgezeichnet, besonders in Iphigenie und Tasso, ausgeführte Streitweise in einzelnen sich Schlag auf Schlag entgegentretenden Versen ist höchst gelungen.*) Als Leicester gar klagt, sie würden das so gut Begonnene durch Uebereilung verderben, fragt er ihn bitter, was er denn für sie gethan; dabei läßt er sich hinreißen, ihm Elisabeths Auftrag zu entdecken, die sich aber in ihm getäuscht habe, wie Maria in Leicester, auf dessen entschlossene Hülfe sie so fest gerechnet. Dieser dagegen freut sich der Nachricht von Elisabeths Auftrag, da ihr Vertrauen auf Mortimer sie von der Vollstreckung des Todesurtheils abhalten werde**), und er hofft nun auch, Elisabeth werde sich von ihm bestimmen lassen, Marien die von ihr erbetene Unterredung zu gewähren, nach welcher sie die Ausführung des Urtheils nicht werde befehlen können. Allein Mortimer erwidert mit Recht, das Beste, was auf diesem Wege erreicht würde, sei ewige Gefangenschaft; nur eine kühne That könne ihm die Geliebte verschaffen. Drum möge er die Edlen auf seinen vielen Schlössern sich versammeln lassen, da sofort sich Mariens zahlreiche Freunde***) erheben

*) Dennoch strich Schiller in der Theaterbearbeitung die vier auf Babingtons und Norfolks Verschwörung sich beziehenden, kaum zu entbehrenden Verse von 83 „Euch lüstets wohl" an.

**) 203. So minder, um so weniger.

***) Unter ihnen nennt er 227 die Howards, aus deren Geschlecht Heinrichs VIII. von ihm hingerichtete Gemahlin Katharina, und die Percys, Grafen von Northumberland, von denen mehrere als Verschwörer gewaltsam starben. Als vor Gericht ihrer Verbindung mit den Herzögen von Arundel und Northumberland gedacht wurde, rief Maria weinend aus: „Ich unglückliche, wie viel Unglück habe ich dem Hause der Howards gebracht!"

würden; oder er solle die Königin auf eines seiner Schlösser locken*), und diese dort so lange festhalten, bis sie die Gefangene freigebe. Der feige Leicester weiß vor Entsetzen über einen solchen Anschlag sich kaum zu fassen. Elisabeth habe in England allen Heldengeist gebrochen; niemand sei mehr einer muthvollen That fähig.**) So möge er denn seinem vorsichtigen Rathe***) folgen, es nicht mit Gewalt versuchen. Die durch Elisabeths Nahen abgebrochene Unterredung schließt mit Mortimers bitterer Ablehnung, Marien Leicesters Liebesschwüre zu überbringen, da er ihr keine Aussicht auf Hülfe zu bieten wage; sein Auftrag an ihn sei damit zu Ende. So hat sich der entschiedenste Gegensatz zwischen dem vorsichtigen Höfling, den nur Eifersucht auf den Herzog von Anjou zu Marien zurückgeführt,

---

*) Boxberger verweist auf die „Balladen und Lieder altenglischer und altschottischer Dichter" von Ursinus (1777), die Schiller zum Karlos benutzt hat (Erläuterungen S. 190), S. XXXII, wonach Elisabeth 1575 auf Leicesters Schloß war.

**) Die Aeußerung „Kennt ihr . . . abgespannt" (240—46) bezieht sich auf die Leicester zugemuthete That. Für „wie stehts an diesem Hof" 241 hat Mellish The deeps and shallows of this court! was wohl eine Freiheit des Uebersetzers ist. — Bei dem sonderbaren Schlüssel 245 ist an ein Uhrwerk zu denken, das aufgezogen wird; mit der Feder 246 bleibt der Dichter in demselben Bild. Schlüssel als Sinnbild der Herrschaft zu fassen, verbietet die Verbindung unterworfen unter.

***) Obgleich er von keinem Handeln etwas wissen will, spricht er 247 von einer Leitung, wie er 230 sagte, es sei alles schon auf einen guten Weg geleitet gewesen; freilich ist hier Leitung in anderer Beziehung, nicht von der Sache, sondern von der Person gebraucht. Die Sache ist freilich schon eingeleitet, aber Leicester schreckt vor jedem weitern Schritte zurück, weil er sich nicht in Gefahr bringen will, und dazu möchte er auch Mortimer bestimmen. Einer Selbstverspottung, die Bellermann im Ausdruck Leitung finden will, ist Leicester unfähig; er hält sich für klug, da er nichts wagen will.

und ihrem zu jedem Mittel bereiten schwärmerischen Verehrer lebendig ausgeprägt, und wir kennen nun Leicesters Plan, den er sofort ins Werk zu setzen sucht, da es das einzige ist, was er ohne Gefahr wagen kann.

Neunter Auftritt. Leicester, durch Mortimers verächtliche Weigerung betroffen, wird von Elisabeth überrascht, deren Wiedererscheinen nicht weiter begründet ist; denn das heftige Gespräch hat sie nicht herbeigezogen, wenn sie auch, als sie näher gekommen war, hatte reden hören. Mit rascher Geistesgegenwart weiß der Schlaue sich zu fassen und seine Aufregung als Folge ihrer ihn ganz verzückenden Schönheit darzustellen, wobei er auf den ihm drohenden Verlust seiner einzigen Liebe schmerzlich hindeutet, die ihr nicht als Königin, sondern als Frau gelte, der sein ganzes Herz huldige.*) Diese bezeichnet ihre Wahl als ein politisches Opfer, da sie als Königin ihrer Leidenschaft, die ihm gehöre, nicht folgen dürfe, wie es Maria gethan, welche sich nie dem Zwange unterworfen, den die Herrscherpflicht ihr aufgelegt.**) Hierbei kann sie nicht umhin, ihre Eifersucht auf diese zu verrathen, welche alle Männer hinreiße, wie selbst den alten Shrewsbury; gern möchte sie aus Leicesters Munde hören, daß es mit der so sehr gerühmten Schönheit Mariens nicht mehr weit her sei, sie selbst einen Vergleich mit ihr nicht zu scheuen brauche. Begierig ergreift dieser die so glückliche Handhabe zur Ausführung seines Plans, da er

*) Die Theaterbearbeitung streicht die sechs Verse von „Der Duc von Anjou" (18) an. Bisher war der Herzog nur durch den Titel Monsieur, dann als Seine Hoheit und Königlicher Sohn Frankreichs bezeichnet.

**) 26 stand früher O wie statt Und wie, 35 nicht statt nichts (wie nicht statt nichts auch 9, 118 sich fand), 37 willig bog statt unterwarf.

weiß, wie sehr die Königin der Schmeichelei zugänglich ist. Eine große Freude würde es ihm gewähren, bemerkt er, Elisabeth Marien gegenüber zu sehn, für die es die größte Strafe wäre, wenn sie sich überzeugen müßte, daß sie der Königin auch an Adel der Gestalt nachstehe. Das von der Verschiedenheit des Alters hergenommene Bedenken beseitigt Leicester leicht durch die seine völlige Gleichgültigkeit gegen Mariens Reize bezeichnende Bemerkung (er hat sie vor einem Monat bei dem Gerichtshofe gesehen*), um die Betrachtung hinzuzufügen, welche Elisabeth noch mehr zum Besuche reizen muß, daß es der dem Tode Verfallenen die bitterste Qual sein werde, sie als Braut des französischen Herzogs zu sehn. Elisabeth will eben nur gereizt werden, das zu thun, wozu Eifersucht und Haß sie so sehr drängen. Ihr nachlässig hingeworfenes, aber wohl berechnetes: „Man peinigt mich ja sie zu sehn", bezieht sich auf die von Shrewsbury und Leicester früher an sie gestellte Bitte, die von Marien geforderte Zusammenkunft zu gewähren. Leicester unterläßt nicht ihr noch einmal lebhaft vorzustellen, daß Maria durch diesen Besuch sich vernichtet fühlen müsse, ja er dringt in sie, gerade heute vor diese zu treten, wo sie eben im ganzen Zauber ihrer Reize erscheine, der ihn geblendet habe. Ihr ablehnendes Bedenken**), daß sie einen solchen Schritt nicht ohne Wissen des ersten Staatsministers thun dürfe, verwirft er mit der Bemerkung, dies sei nur eine persönliche Angelegen-

*) Die Theaterbearbeitung läßt Elisabeths Bemerkung: „Sie ist die jüngere an Jahren" (68), mit Leicesters Erwiderung bis zu den Worten „gealtert haben" (71) weg; 66 hat sie das den Vers nicht füllende sehr statt unendlich.

**) In der Theaterbearbeitung begann 100: „Jetzt — Nein — Jetzt", im Druck ward ein zweites „Nein" zur Hebung des Verses hinzugesetzt.

heit*), und allgemein werde man die Bewilligung des Wunsches der Gefangenen als Ausfluß ihrer Großmuth betrachten; auch stehe es ihr nachher immer frei, sich der Verhaßten auf irgend eine Weise zu entledigen, wobei er den von ihr beabsichtigten heimlichen Mord im Sinne hat. Da sie keinen weitern Anstand findet als Mariens schlecht eingerichtete Wohnung, die zu betreten ihr nicht wohl anstehe**), so bestimmt Leicester sie, die Gefangene im Freien zu sehn, wozu die heutige Jagd, die an Fotheringhay vorbeigehe, sehr gelegen komme; man werde es leicht einleiten können, daß der Besuch zufällig scheine, wodurch alles, was noch gegen denselben sprechen könnte, beseitigt ist. Elisabeth, die im Herzen einen großen Triumph zu feiern gedenkt, geht freudig auf den hinterlistigen Vorschlag ein, stellt sich aber, als ob sie dies nur Leicester zu Liebe thue, sie selbst diesen Schritt nicht billige. Beide heucheln.

Dritter Aufzug.

Der Besuch, wozu Leicester aus selbstsüchtiger Absicht Elisabeth verleitet hat, führt zu einer tragischen Wendung, die durch den Ausbruch der mißlungenen Verschwörung die Lage Mariens noch verzweifelter macht. Die Unterredung der beiden Königinnen, die sich jetzt zum erstenmal sehen, setzt Elisabeth in Wuth, da deren verächtliche Behandlung Marien zur leiden-

*) 102. Statt „Der denkt allein auf deinen Staatsvortheil" hat Mellish: To him you are but Sov'reign, and as such | Alone he seeks.

**) 113 hat die Theaterbearbeitung in der (statt und in) Schmach. — 115. Vorwerfend, sehr kühn für ein Vorwurf.

schaftlichen Aeußerung ihrer Herzensmeinung hinreißt. Mortimers leidenschaftlicher Liebesdrang ängstigt Marien und sein wildes Ungestüm läßt sie die Schuld ihrer Hingabe an Bothwell noch einmal auf das bitterste empfinden. Der Versuch eines der Verschworenen, Elisabeth auf der Rückkehr zu ermorden, mißlingt. Trotz der Entdeckung will Mortimer Marien zu befreien suchen. Sie wird enger eingesperrt. So hat der Schritt, durch den Leicester die Vollziehung des Todesurtheils zu verhindern dachte, zugleich mit dem versuchten Meuchelmorde eines Verschworenen, wie alles, was man zu ihren Gunsten unternommen, den entgegengesetzten Erfolg. Diese plötzliche den Höhepunkt des Dramas bildende Wendung bewirkt Mariens Umkehr, wobei die sittliche Verletzung, die sie durch Mortimer erleidet, mitwirkt; gefaßt geht sie dem schmachvollen Tod als der Strafe des Himmels für ihre schweren Sünden entgegen, ja sie freut sich, so auch als Blutzeugin ihres katholischen Glaubens zu fallen.

Erster Auftritt. Paulet hat am Hofe den Befehl erhalten, Marien heute im Parke sich ergehn zu lassen, wo die Königin sie sprechen wolle. Eben überläßt sie sich der neugewährten Freiheit mit herzlicher, die Weichheit und frische Erregbarkeit ihrer Seele bekundenden Wonne.*) Die ihr kaum nachkommende alte Amme kann nicht unterlassen, in ihrer treuherzigen Weise darauf hinzuweisen, daß sie ja auch hier von Mauern eingeschlossen sei. Maria aber will die einmal gewährte freie Luft in vollen Zügen genießen, und so dankt sie den Bäumen, daß sie die beschränkenden Mauern ihr ver-

*) Ueber die lyrischen Maße vgl. oben S. 115.

decken.*) Darf sie ja die unermeßlichen, durch keine Grenze für sie beschränkten Wolken schauen, welche sie ihres Reiches Schottland gedenken lassen**), ihre Sehnsucht nach ihrer zweiten, südlichen Heimat wecken, nach Frankreich, wo sie ihre Jugendjahre verlebt hat***); doch leider kann sie jene nur als Boten senden. Da bemerkt sie, wie ein Fischer auf dem nahen Flusse, den sie wohl von einer Höhe des Parks schaut, mit seinem Nachen landet, und sogleich erfaßt sie der Gedanke, wie leicht dieser elende Kahn sie retten könnte, wofür sie den dürftigen Mann so gern reich machen würde.†) Einen nahen Fluß nimmt Schiller frei an, will man nicht an das Meer denken, das aber Maria hier nicht sehn kann. Ihre Sehnsucht stellt ihr sogleich die Möglichkeit vor, daß der Fischerkahn sie übers Meer nach Frankreich bringe. Freilich hat sie sich einmal auf einem Kahne aus dem am See gelegenen Schlosse Lochlevin glücklich gerettet, aber daran läßt der Dichter sie hier nicht denken. Bei den befreundeten Städten schwebt ihr „Jugendland" Frankreich vor, nicht Schottland, dessen jetzige Machthaber ihr feind-

*) 15. Dank, Dank hat richtig die Theaterbearbeitung; dank, dank, das man kaum als Anrede an Kennedy fassen kann, war Druckfehler, den erst Joachim Meyer weggeschafft.

**) Die mehr als vierzig Meilen entfernten grauen Nebelberge Schottlands (22), das Cheviotgebirge, kann sie freilich von Fotheringhay aus nicht sehn; sie schaut sie in Gedanken, indem sie ihren Blick nach Norden richtet.

***) 21. 23. Den Reim ragen, jagen hat erst der Druck hereingebracht; 21 schloß ursprünglich mit steigen, 23 mit treiben.

†) 39. „Einen Zug sollt' er thun, wie er keinen gethan", erklärt sich leicht im Sinne, „ein solches Glück sollte er noch nie mit seinem Gewerbe gehabt haben", dagegen dürfte 40: „Das Glück sollt' er finden in seinen Netzen", den bildlichen Ausdruck zu sehr ins einzelne führen. Etwas matt scheint 41 nähm' er mich ein.

lich sind, doch das Ganze ist nur eine lustige Phantasie. Auch als Kennedy sie auf die ihnen folgenden Wächter hinweist, die verhindern, daß irgend jemand Marien begegnet, läßt sie sich nicht irren*), vielmehr ist sie überzeugt, daß Leicester sich bei der Königin für sie verwandt habe, und diese freiere Bewegung nur der Anfang der von ihm erwirkten Befreiung sei. Kennedy freilich vermag sich zu keinem solchen Glauben zu erheben**); sie fürchtet, es sei nur die letzte Freiheit, die man dem Verurtheilten unmittelbar vor dem Tode gewährt. Da erschallen das Hifthorn und der Jagdruf, die sie an die frohen Tage erinnern, wo sie im schottischen Hochland so oft an der Jagd sich vergnügte. Ihrer Freude an der Jagd gedenkt auch Buchanan.

Zweiter und dritter Auftritt. In dieser freudigen Aufregung ihrer der Freiheit geöffneten Sinne wird sie durch des strengen Paulet Mittheilung gestört, daß ihr Brief an Elisabeth ihr nicht bloß die freie Bewegung im Park verschafft***), sondern diese bald zur verlangten Unterredung bei ihr erscheinen

*) Mariens Erwiderung (47) begann früher mit Meine statt mit Nein.

**) Statt V. 57: „Ach, ich kann diesen Widerspruch nicht reimen", stand zuerst: „Ach, meine theure Königin, ich kann | Dies Widersprechende nicht reimen."

***) Ursprünglich begann V. 8: „Ist eine Wirkung meines (statt „eine Frucht des") Briefs", wodurch der Vers ein Sechsfüßler wurde. — Wenn Maria nach Paulets Wort, sie möge sich auf eine noch größere Frucht ihres Briefes gefaßt machen, V. 9 fragt, was er damit meine, so muß besonders der eigentlich unpassende Ausdruck größre die Erwartung ihrer völligen Freilassung in ihr erregen; um so schrecklicher fühlt sie sich durch die Anmeldung des Besuches der verhaßten Königin ergriffen. Bulthaupt bemerkt mit Recht, es sei entschieden verfehlt, wenn die Darstellerin Mariens anfangs stammelnd und verweint frage: sie ist voll freudigen Dankes, erst als Paulet der königlichen Jagd gedenkt, geräth sie in bange Aufregung.

werde, ja eben in der Nähe jage. Das steht freilich in entschiedenem Widerspruche mit dem Schlusse des vorigen Aufzugs, wonach der Besuch als nicht vorher bedacht erscheinen soll. Wir müssen annehmen, daß Leicester Elisabeth gar nicht verrathen, er habe durch Paulet denselben der Unglücklichen ankündigen lassen, indem er voraussetzte, Elisabeth werde dies nicht erfahren. Das ist freilich eine starke, an dem ängstlich vorsichtigen Hofmanne fast unglaubliche Unvorsichtigkeit, die Schiller zu seinen dramatischen Zwecke sich hier gestattete. Daß dies ursprünglich in seinem Plane gelegen habe, kann man bezweifeln. Paulet konnte, ohne etwas vom Besuch Elisabeths zu erfahren, angewiesen sein, Maria im Park spazieren zu lassen.*)

Maria wird durch die Meldung des Besuches in höchsten Schrecken versetzt: denn die Ahnung durchzuckt sie, Elisabeth, welche sich des Jagdvergnügens freut, während ihr, der Gefangenen, nur durch ihre Gunst die Bewegung im ummauerten Parke gestattet ist, komme blos, um sich an ihrem Unglück zu weiden, sie vor sich zu erniedrigen; es befällt sie, die eben noch so arglos sich ihrer neuen Freiheit gefreut, der grimmste Haß gegen die Abscheuliche, welche sie, die blutsverwandte Königin, die schutzflehend in ihr Land gekommen, widerrechtlich so viele Jahre in harter Gefangenschaft gehalten und zuletzt dem Tode geweiht habe.**) Sie zittert und droht ohnmächtig hinzufallen.

---

*) Leicester sagt II, 9, 117: „Dort kann die Stuart sich im Park ergehn", was auf eine Anweisung an Paulet deutet. Dieser konnte darin eine Freiheit erkennen, wie sie den zum Tod Verurtheilten in der allerletzten Zeit stets gestattet wird.

**) Bei Paulets Andeutung einer „noch größern Freiheit" (9) kann Maria nur an ihre völlige Freilassung denken. Demnach ist es, wie Bulthaupt be-

Als sie in Kennedys Armen sich erholt*), will sie von dieser sich ins Haus führen lassen, da die erbetene Unterredung ihr jetzt fürchterlich erscheint. Paulet, der dies nicht zugeben darf, hält ihre Abneigung für Furcht, aber als unmittelbar darauf ihr früherer Hüter Shrewsbury, der durch seine menschliche Theilnahme ihr Vertrauen gewonnen hatte, der Königin vorauseilt, um sie auf deren Ankunft vorzubereiten**), spricht sich ihr wahres Gefühl in der Bitte aus, sie von***) dem verhaßten Anblick zu retten. Der von ihrem Schicksal gerührte Graf mahnt sie vergebens, sich zu fassen, da die Stunde der Entscheidung nahe†), wo es gelte, sich vor der Mächtigen zu demüthigen und ehrerbietig ihre Großmuth anzurufen: doch sie

---

merkt, entschieden irrig, wenn die Darstellerin derselben gleich anfangs stammelnd und verweint fragt. Erst als Paulet auf die königliche Jagd hindeutet, fährt sie voll banger Ahnung zurück.

) Ihr verblaßt. Hier hat sich, wie auch im Tell, die ältere Form verblassen erhalten. Vgl. zu Fiesko S. 167, zu Kabale und Liebe S. 186*.

**) Die Worte: „Es ist nicht darum! Gott, mir ists ganz anders zu Muth", mit denen sie 3, 1 f. dem darin nur die Furcht vor ihrem Richter sehenden Paulet erwidert, sind in der Theaterbearbeitung gestrichen.

***) Schiller schrieb 5 von, das Körner in vor ändern zu müssen glaubte, wie weiter unten in einer szenarischen Bemerkung von (statt vor) Zorn glühend verändert ist. Beides ist sprachrichtig, aber von deutet bestimmter auf den Erfolg hin. Aehnlich wechseln fliehen vor und von. Vgl. die Erläuterung zu den Künstlern 31, 6 (Heft 39, S. 125 f.).

†) Maria bezeichnet 17 f. die bösen Gedanken, die in ihrer Brust erwacht sind, als „finstre Höllengeister", welche „die Schlangenhaare schüttelnd sie umstehen", wobei der Vergleich mit den Furien vorschwebt. Der Anklang an Goethes Iphigenie (III, 1), wo es heißt: „Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd, von allen Seiten Staub erregend, auf," dürfte kaum zufällig sein. Das Umstehn ist freilich etwas matt.

fühlt sich zu tief von der Königin verletzt, als daß es ihr möglich wäre, derselben irgend versöhnlich entgegenzutreten.*) Shrewsbury sucht sie durch die Mittheilung zu beruhigen, daß Elisabeth mit großer Rührung ihren Brief gelesen; um sie auf die Ankunft der Königin vorzubereiten, sei er selbst vorausgeeilt.***) Ein Auftrag Elisabeths dazu wird nicht vorausgesetzt. Die ihr wohlthuende Theilnahme des alten Mannes läßt sie seiner Milde im Gegensatz zur spätern Haft gedenken.***) Erst als sie hört, Graf Leicester, nicht der verhaßte Burleigh, begleite die Königin†), und auf seinen Rath habe sie in die Zusammenkunft gewilligt (was freilich nicht dazu stimmt, daß diese sich gegen Leicester so stellt, als ob sie nichts davon wisse), wird sie so freudig erregt, daß sie ihr Geheimniß fast verräth. Dennoch regt Elisabeths Ankunft sie so gewaltig auf, daß sie halb ohnmächtig auf Kennedy sich stützen muß.

Vierter und fünfter Auftritt. Elisabeth tritt als stolze, selbstbewußte Königin auf, die einen Triumph über die ganz gebrochene Gegnerin zu feiern gedenkt. Sie stellt sich, als wisse sie nicht, wo sie eben sei; selbst als sie hört, der Landsitz sei Fotheringhay, thut sie, als ob sie sich nicht erinnere, daß

---

*) 33. f. Das sogenannte ἀδύνατον (Unmögliche): „Eh mögen . . . den Tiger küssen" (vgl. Hor. epod. 17, 28—32) ist nicht glücklich, auch das unmittelbar folgende „Ich bin . . . Versöhnung" recht schwach.

**) Im Versschluß hegt ihr selbst (40) stand früher der Anapäst (he)get ihr selbst.

***) Die drei Verse Mariens: „Ach, Talbot! . . . Shrewsbury" nebst der Erwiderung wurden erst für den Druck hinzugefügt.

†) Ihren verwunderten Ausruf Lord Lester? (51) versteht er so wenig, daß er meint, sie fürchte diesen, weil er mit für ihren Tod gestimmt hatte.

Maria hier gefangen sei. Wenn sie Shrewsbury befiehlt, das Jagdgefolge nach der Stadt vorauszuschicken*), so geschieht es, um sich der ihr lästigen Verehrung des Volks (diese steht geschichtlich fest) in eitler Weise zu berühmen, wie II, 2, 7—11 gegen den französischen Gesandten. Als Maria endlich sich erhebt, ihre Augen aufschlägt und dem auf sie gerichteten, ihren ganzen Stolz auf sie abschießenden Blick der Feindin begegnet, schaudert sie zusammen; sie wirft sich ihrer treuen Kennedy an die Brust, wobei sie unwillkürlich ihr Gefühl verräth, daß aus diesen Zügen kein Herz spreche. Die heuchlerische Elisabeth stellt sich noch immer, als ahne sie nicht, wer vor ihr stehe, und sie sei nur zufällig hierher gekommen. Auf ihre Frage, wer die Lady sei, wagt lange niemand zu antworten, bis endlich Leicester bemerkt, daß sie zu Fotheringhay sei. Jetzt erst will sie merken, daß man sie nach dem Sitze der Gefangenen gebracht, worüber sie sich sehr erzürnt stellt. Leicester entschuldigt diesen Schritt (eigentlich, daß er sie nicht abgehalten hier einzutreten, was er aber als eine Fügung des Himmels ansieht), und ruft Elisabeths Großmuth und Mitleid an, worauf Shrewsbury um Gnade für die Unglückliche fleht, die ihren Anblick nicht zu ertragen vermöge. Maria, vom Gefühl des für ihr Leben und ihre Freiheit entscheidenden Augenblicks ergriffen, auch von des

*) „Wir suchen Schutz in diesem stillen Park" (4) soll darauf deuten, daß sie in der behaglichen Abgeschiedenheit einige Zeit zu bleiben gedenkt. — In der folgenden szenarischen Bemerkung hat man den offenbaren Schreibfehler Paulet bis heute beibehalten, obgleich schon in der Theaterbearbeitung Leicester verbessert ist. Paulet, dessen Anblick sie gleich an Marien erinnern würde, hat sich zurückgezogen, und sie kann zu ihm nicht „weiter sprechen", da sie nur Leicester und Shrewsbury angeredet hat.

guten Shrewsbury Antheil gerührt, will das Aeußerste thun: sie geht auf die Königin zu, aber schaudernd bleibt sie auf halbem Wege stehn, da der heftigste Kampf zwischen Unterwerfung und Widerwillen sich in ihrer Brust erhebt. Da dies Elisabeth nicht entgeht, macht sie Leicester und Shrewsbury bittere Vorwürfe, die ihr Marien als tiefgebeugt angekündigt, während sich Stolz in ihren Zügen ausprägt.*) Hier läßt sie die angenommene Täuschung fahren und gesteht, wie sie durch Leicester sich zur Zusammenkunft habe bestimmen lassen. Shrewsbury wird auf der Jagdpartie selbst, als die Königin ihm seine Absicht mittheilte, sich also geäußert haben; denn auf die eben gethane Aeußerung (16) kann sie sich dabei kaum beziehen.

Die Gefangene will jetzt endlich, wie sie für sich äußert (diese szenarische Bemerkung fehlt), Haß und Widerwillen besiegen und dem edlen Stolze, der sich vor der Macht beugen müsse, entsagen.**) Entschlossen geht sie auf die Königin zu, die sie als Siegerin in Folge des Beistandes des Himmels, der mächtigen Glücksgötttin, anerkennt; vor ihr niederfallend, bittet sie, Elisabeth möge als Schwester sich edel gegen sie zeigen, durch ihre königliche Hand sie wieder aufrichten.***) Aber diese tritt kalt von ihr zurück und preist Gottes Gnade, daß sie nicht so vor der Feindin liegen müsse. Nicht allein der Stolz, auch die noch immer Marien eigene Anmuth erbittert sie. Vergebens be-

*) 19. Beim Drucke änderte Schiller von ihrem Unglück in vom Unglück, um einen überzähligen Fuß wegzuschaffen.

**) 23 stand ursprünglich mich vor ihr; beim Drucke setzte Schiller mich nach ihr.

***) Sie redet sie als Schwester, aber mit dem auf höhern Rang deutenden Ihr an. Elisabeth nennt sie Lady Maria, später Lady Stuart.

schwört diese die Siegerin, des Wechsels alles Irdischen zu gedenken, da die Götter den Hochmüthigen leicht stürzen, und in ihr das königliche Blut der Tudor zu ehren: starr und unbeweglich, ohne eine Zeichen menschlicher Rührung, steht diese vor ihr.*) Maria, die eben nach dem Himmel von der Gottheit gesprochen, welche Elisabeth erhöht habe, wogegen diese ihres Gottes gedenkt, ruft hier in antikem Sinne die Götter an. Das ist nur geläufige dichterische Sprache, der sich selbst Johanna in der Jungfrau von Orleans bedient, wenn sie V, 4 sagt: „Ohne Götter fällt kein Haar vom Haupt des Menschen". Vgl. meine Erläuterungen dazu S. 176 f., 179.**) Dringlich sieht sie Elisabeth, nicht in diesem für ihr Schicksal so ent-

*) Die Gedankenstriche deuten 39 und 43 Pausen an, doch müßten vor ihnen noch das Satzende bezeichnende Punkte stehn. Ebenso ist es in der folgenden Rede Mariens, dagegen war in Elisabeths Rede 61 statt des Gedankenstrichs vor denn wohl Semikolon zu setzen.

**) Schon Körner nahm daran im Munde der katholischen Maria Anstoß, viel schärfer rügte diesen heidnischen Gebrauch Hülskamp. Raich sagt, daß Maria die Götter anrufe (?!, lasse sich durch keine poetische Licenz rechtfertigen; selbst die Heiden hätten nach Tertullian in solchen kritischen Augenblicken (?) an den einzigen Gott gedacht. Schiller durfte diesen ganz gangbaren Gebrauch auch seiner katholischen Maria gestatten, bei welcher niemand deshalb vermuthen wird, sie glaube an die heidnischen Götter. Als Ausruf ist „Götter!" in allen neuern Sprachen gebräuchlich zur Bezeichnung der göttlichen Macht, der über den Menschen waltenden Gottheit. Vgl. zu S. 152*. Es ist dies eben so ein bloßer bildlicher Ausdruck wie wenn Elisabeth 103 von ihrem guten Stern spricht. Bellermann findet „im ganzen" den Anruf der Götter jetzt für uns recht fremdartig, aber im Grunde kann er eben so wenig anstößig sein, wie der des Himmels und der Himmelsscharen, da eine wirkliche Vielheit der Götter dabei nicht vorschwebt. — Zu 37: „Es leben Götter, die den Hochmuth rächen", vgl. Schillers Uebersetzung von Virgils Aeneis IV, 70: „Noch leben Götter, die den Meineid rächen."

scheidenden Augenblick ihr Herz zu verschließen, nicht den Strom der Thränen und Worte der Bittflehenden durch ihren eisigen Blick zu hemmen. Aber diese fragt kalt und streng, was sie ihr denn zu sagen habe, wobei sie ihre eigene Großmuth und Herablassung rühmt, da Maria ihrem Leben nachgestellt habe. Auch den letztern ungerechten Vorwurf, den Elisabeth immer ihr entgegenhielt, läßt Maria, so sehr weiß sie sich zu beherrschen, ganz unerwidert vorübergehn. Indessen erhebt sie sich jetzt, was freilich durch keine szenarische Bemerkung angedeutet wird (nur der Gedankenstreich bezeichnet eine Pause), und beginnt nun ihren Vortrag, nachdem sie sich ernstlich vorgenommen und Gott darum gebeten hat, ihre Worte so zu stellen, daß sie die mächtige Königin rühren, nicht sie verletzen mögen, da sie nun einmal nicht für sich reden könne, ohne diese zu beschuldigen.*)

Kurz schildert sie das Unrecht, welches Elisabeth ihr gethan,**) aber sie will alles vergessen, und das, was auf beiden Seiten geschehn, als eine traurige Schickung betrachten. Haß sei zwischen ihnen schon in ihrer Jugend durch ihre streitende Stellung gesät und von bösen Menschen genährt worden; wahnsinnige Eiferer hätten durch ihre Zwietracht sich zu grausen Verbrechen hinreißen lassen. Die Darstellung des Zwistes zwischen den beiden Königinnen ist hier sehr frei, da Maria suchen muß, alles für Elisabeth Verletzende zu vermeiden. Nachdem sie dieses abgethan glaubt, tritt sie zutraulich an diese heran, und

*) Früher stand 64 die Worte setzen (statt stellen), 65 erweichen statt ergreifen.

**) 77 f. Statt werden, werd' hatte Schiller früher wurden, ward geschrieben. Wegen stellt (78) ließ er auch hier schon das Präsens eintreten.

bittet sie in ruhig gemüthlichem Ton (denn ihre Gutmüthigkeit läßt sie nun wirklich glauben, die blutsverwandte Königin könne nicht hart gegen sie sein), sie möge ihr denn ihre Schuld nennen, damit sie darauf erwidern könne. Innigst bedauert sie, daß sie die gleich bei ihrer Ankunft in England so dringend von ihr erbetene Unterredung ihr abgeschlagen habe, da eine Verständigung viel Unheil verhindert haben würde. Aber Elisabeth, die sich durch die Erwähnung der Verletzung des Gastrechts getroffen fühlt, obgleich diese aus Schonung nicht einmal erwähnt hat, daß sie durch nichtgehaltene Versprechungen sie verlockt hat, schlägt den bittersten Ton an: sie preist sich glücklich, daß sie damals die Natter nicht an ihren Busen gelegt*), sondern sie fern von sich gehalten habe: nicht dem Schicksale, nicht beiderseitiger Verhetzung, sondern Mariens bösem Herzen und der Herrschsucht ihres Hauses schreibt sie alles Unheil zu. Den Ursprung des Streites findet sie darin, daß ihr Oheim (der Kardinal, der auch hier noch als lebend gedacht wird) ihr gerathen, Englands Wappen und Königstitel anzunehmen (vgl. S. 53). Statt ihrer Verweigerung der Anerkennung des Vertrags von Edinburg zu gedenken, hält sie sich an den Kardinal, der die Priester und Völker zum Sturze ihrer Herrschaft aufgerufen und Schwärmer aufgereizt habe, ihrem Leben nachzustellen, wodurch er aber nichts erreicht habe, als daß Mariens Haupt fallen müsse. Und als Maria, die sich hierdurch persönlich nicht

*) Der sprichwörtliche, auf einer bekannten äsopischen Fabel (Phaedr. IV, 18) beruhende Ausdruck „eine Natter am Busen nähren" wird hier belebt. Auch Shakespeare (Heinrich VI, 2 III, 1) spielt darauf an. Im Reineke Fuchs wird sie ausführlich erzählt. Kleopatra, welche durch eine Natter sich den Tod bereitete, kann hierbei unmöglich vorschweben.

getroffen fühlen kann, ruhig erwidert, sie werde sich ihrer Macht nicht so schrecklich überheben, spottet Elisabeth, warum sollte sie mehr Rücksicht nehmen als ihr Oheim, der unter den Hugenotten, die man durch den Frieden von St. Germain-en-Laye und die Vermählung Heinrichs von Bearn mit der Schwester des Königs sorglos gemacht, das schreckliche Blutbad der Bartholomäusnacht angerichtet.*) Jene Greuelthat rührte in Wirklichkeit von der Königin Mutter Katharina her, aber Elisabeths Haß schreibt alles Schlimme, was die Protestanten in Frankreich erduldet, dem Einflusse der Familie Mariens zu. Was darf diese nach Blutsverwandtschaft und Völkerrecht fragen, da die Kirche, unter welcher Maria und ihre Partei stehn, jeden Frevel heiligt. Deshalb könne sie auch nicht an ihre Befreiung denken: denn das Versprechen, wodurch diese sich ihr gegenüber binden würde, könne der Papst lösen**), so daß kein Bündniß mit den Anhängern dieser Kirche möglich sei. Die Katholiken freilich behaupten, diese landläufigen Beschuldigungen stelle jeder Katechismus richtig, obgleich neuerdings der Papst selbst erklärt hat, er könne eigentlich keinen ihn bindenden Vertrag mit einem unkatholischen Fürsten schließen, da diese, wie alle andersgläubigen Christen, unter seine Gewalt und Zucht gehörten. Aber hier

*) Ursprünglich stand 127 Barthelminacht statt Barthelemi. Der Ausdruck entspricht dem französischen la [fête] sainte Barthélemy (Bartholomäusfest) von der Pariser Bluthochzeit (am 24. August 1572).

**) 128. Ist mir, kann mir gelten. — Gewährte, leistete Gewähr. — 131. Uebe nur, wenn ich darauf keine Rücksicht nehme. — 135. Sankt Peters Schlüssel, der Papst, auf den die Macht des ersten Apostels, deren Sinnbild der Schlüssel ist, sich vererbt hat. — 137. Gezücht der Schlangen, wie der Heiland die Pharisäer Otterngezüchte nannte. Auch hier schwebt wohl die Fabel von der Schlange (S. 190*) vor.

handelt es sich gar nicht um die reine katholische Lehre, nur um die damals unter den Protestanten herrschende Ansicht, die auch Schillers eigene, auf der geschichtlichen Ueberlieferung beruhende war. Maria darf als Grund der ganzen traurigen Verwicklung Elisabeths Mißtrauen gegen sie bezeichnen: hätte diese sich nicht geweigert, sie als Erbin einzusetzen, so würde sie in dankbarer Liebe ihr ergeben gewesen sein. Höhnisch weist diese ihre Freundschaft zurück*), die dem Auslande gelte, dem Papst, dem diesem unterworfenen und für ihn wirkenden Mönche.**) Gerade durch jene Forderung hatte die im Glanze der Schönheit prangende Maria ihre Eifersucht mächtig erregt. Elisabeth meint, hätte sie Marien als Erbin anerkannt, so würde diese sogleich die ganze englische Jugend durch ihre Buhlerkünste, wie jene den Rinaldo fesselnde Armida, in ihre Netze gezogen***), niemand nach ihr gefragt, jeder sich „der neuaufgehenden Sonne" zugewandt haben.†) Vergebens sucht Maria sie darüber zu beruhigen: alle Größe, bemerkt sie, besitze für sie keinen Reiz mehr, sie sei durch die lange Kerkerhaft, wie Elisabeth gewünscht

*) Die Anrede Lady Stuart (144) ward erst beim Drucke zur Vervollständigung des Verses hinzugefügt.

**) Besonders denkt sie an die Jesuiten. Allgemein wird der Mönch IV. 9, 99 genannt. Vgl. auch III, 8, 19 und oben S. 75 f.

***) Die Buhlerkünste der Armida aus Damaskus in Tassos befreitem Jerusalem IV, 86—96 sind sprichwörtlich. So braucht sie auch Goethe im Tasso V, 5 und sonst.

†) Als gleich nach Mariens Ankunft in Schottland schottische Große Elisabeth vorstellten, das sicherste Mittel der Eintracht zwischen England und Schottland sei, Marien zu ihrer Thronerbin zu erklären, erwiderte diese, sie wolle sich nicht der Gefahr aussetzen, daß ihre Unterthanen die aufgehende Sonne verehrten. Rapin S. 196 nach Cambden.

habe, gebrochen, in ihrer Blüthe zerstört.*) Aber Elisabeths Eifersucht fürchtet gerade noch immer diese Reize**), und der Vorwurf, sie habe diese Blüthe zerstören wollen, trifft sie scharf. So möge Elisabeth denn jetzt endlich, fährt sie fort, das Wort der Befreiung getrost aussprechen, um dessentwillen sie doch gekommen, da ihr Besuch nicht die Absicht gehabt haben könne, sie in ihrer Erniedrigung zu verhöhnen. Gerade diese Aeußerung verletzt Elisabeth um so tiefer, als sie wirklich nur einen Triumph über die Unglückliche hatte feiern wollen, was ihr so schlecht gelungen. Alles wolle sie dann vergessen, betheuert Maria, ihr gern Leben und Freiheit danken. Da Elisabeth stumm und starr ihr gegenübersteht, dringt sie ängstlicher auf sie als Schwester ein, sie möge doch das Wort ihrer Befreiung sprechen, auf das sie so sehnsüchtig warte. Aber noch immer blickt diese, ohne etwas zu erwidern, sie stolz und verächtlich

*) Der Schatten der Maria. Schatten, Scheinbild, wie das französische fantôme, εἴδωλον bei Sophokles Oed. Col. 110 im Gegensatz zu δέμας (Körper). Vgl. Tell II, 1, 13: „Mein Schatten bin ich nur, bald nur mein Name."

**) Schiller läßt Marien noch in allem Glanze jugendlicher Schönheit erstrahlen, was sich besonders in dem lebhaften Eindrucke zeigt, den sie auf Mortimer und Leicester übt. Die fünfundvierzigjährige etwas fett gewordene ergraute und gealterte Frau, die in Folge ihrer kalten Zimmer und des Mangels an freier Luft sich kaum noch bewegen konnte, durfte der Dichter nicht auftreten lassen, obgleich diese Raumer viel tragischer schien. Robertson (II, 177) gibt ihr eine majestätische Größe der Gestalt, und Schiller denkt sie sich wohl von höherm Wuchse als Elisabeth, wodurch der Schluß unserer Szene, wo sie in ihrer vollen königlichen Würde Elisabeth niederschmettert, sehr gewinnt. Daß Elisabeth größer gewesen sei als Maria, ist eine haltlose Behauptung Raumers (Geschichte Europas II, 46). Elisabeth war von etwas mehr als mittlerer Statur.

an.*) Da erhebt sich Mariens ganzes edles, tiefgekränktes Gefühl, das ihr endlich das kühne, aus tiefstem Herzen quellende Wort auspreßt, nicht um ganz England, nicht um alle Länder der Welt möchte sie an ihrer Stelle sein, wenn sie so gefühllos sich zeigte, ohne Versöhnung von der so tief gebeugten Schwester scheiden wollte.**) Elisabeth aber wird eben durch dieses edle Gefühl, das alle Erniedrigung und aller Kummer nicht hat der Gefangenen rauben können, bitter verletzt, und sie schießt den schärfsten Pfeil der eifersüchtigen Frau gegen sie ab. Endlich erkläre sie sich überwunden, spottet sie, da sie keinen Mann mehr dahin bringen könne, für sie als Retter aufzutreten. Nachdem sie die Wirkung dieser Worte auf die trotz aller steigenden Aufregung noch immer sich gewaltsam bezwingende Maria beobachtet, fügt sie hinzu (der Gedankenstrich vor Ja deutet eine Pause an), ja es sei wirklich so, die Welt kümmere sich nicht mehr um sie. Wie sollte auch einen noch gelüsten, ihr vierter

*) Nach den Worten: „O, laßt michs nicht zu lang erharren!" (170) sollte eigentlich ein die Pause bezeichnender Gedankenstrich stehn.

**) Seltsam findet Henke in der Schrift „Die Gruppe des Laokoon" (1862), dem Borberger zustimmt, den Höhepunkt des Dramas in dem Gedankenstrich 173 vor Schwester. „Man müßte sich nämlich denken", bemerkt letzterer, „daß sie kurz vor jenem Gedankenstrich einen Blick in das Antlitz ihrer Gegnerin gethan und gelesen habe, daß all ihre Demüthigung nichts fruchten werde, und deshalb beschlossen habe, von nun an nur noch die mit Unrecht beleidigte freie Königin zu zeigen." Das heißt die Stelle völlig mißverstehn; der Gedankenstrich vor Schwester bezeichnet nur, daß Maria in ihrer bittersten Aufregung eine kleine Pause macht, und sich zusammenfaßt, ehe sie das scharfe Wort über Elisabeths unwürdiges Betragen ausspricht, sollte sie so sehr ihren Sieg über sie mißbrauchen. An einen neuen Blick in Elisabeths Antlitz, das immer kalt und starr gewesen, ist nicht zu denken. Daß Elisabeth sie so lange vergeblich um Versöhnung bitten läßt, macht sie ungeduldig, so daß sie sich nicht mehr zu halten weiß.

Mann (nach Franz, Darnley und Bothwell) zu werden (der Gedankenstrich vor vierter bezeichnet ein kurzes Innehalten, um das giftige Wort mit aller Verachtung auszustoßen), da sie Freiern (sie denkt hauptsächlich an Norfolk) wie Männern den Tod bringe! Diese bitter gemeine Hindeutung auf ihre Schuld und Norfolks trauriges Ende empört Marien so fürchterlich, daß sie auffährt und ihren Gefühlen über diese schmachvolle Behandlung von Seiten der Schwester Luft machen möchte: aber die Erinnerung an ihre Lage und daß sie mit der Allmächtigen nicht brechen dürfe, läßt sie Gott um Mäßigung flehn. Elisabeth sieht die mit ihrer Empörung Ringende lange mit stolzer Verachtung an, dann wendet sie sich an Leicester, ohne zu ahnen, daß dieser ein neuer Freier Mariens ist, um auf das bitterste ihre allgepriesene Schönheit zu verhöhnen, deren Wirkung auf die Männer sie nicht ihrem unüberwindlichen Reize, sondern gemeinen Buhlerkünsten zuschreibt. Dabei bedient sie sich des wüsten Wortspiels (101 f.), es sei natürlich, daß ihre Schönheit allgemein gepriesen werde, da sie allen Männern sich an den Hals werfe, wohl mit Bezug auf die πάνδημος Ἀφροδίτη (Venus vulgivaga.) Da muß die auf so niederträchtige Weise in Gegenwart ihres neuen Geliebten von der selbst gieriger Sinnlichkeit fröhnenden Schwester Beleidigte in leidenschaftlichen Zorn ausbrechen, den Elisabeths Hohn noch grimmiger aufstachelt.*) Bitter lacht diese, daß Maria in ihrer Wuth ihr wahres Gesicht zeige, ohne zu ahnen, wie ekelhaft sie selbst eben in diesem Augenblick erscheint, während die ver-

*) Ganz haltlos ist die in Seufferts „Vierteljahrschrift" III, 306 von R. Meyer ausgeführte Ansicht, unser Auftritt bilde den zwischen Marwood und Sara in Lessings Miß Sara (IV, 8) nach.

achtete und geschmähte Gegnerin auch noch in ihrem sie entflammenden Zorne die Würde ihrer edlen, wenn auch bei ihrer Weichheit leicht verführbaren, doch herzlich guten Seele zeigt. Das Aergste wisse die Welt von ihr, darf diese behaupten: sie habe nie geheuchelt; ihre Schuld sei jugendlicher Leichtsinn gewesen; ihre unbeschränkte Macht*) habe sie verführt, sich freiem Lebensgenusse hinzugeben; nie habe sie zu scheinen gesucht, was sie nicht gewesen, sondern ihr ganzes Leben hindurch königlichen Freimuth bewährt. Dagegen darf die Gekränkte ihr ausschweifendes Leben Elisabeth vorwerfen, das sie nur heuchlerisch verberge, wobei das dieser zugeschriebene anstößige Zusammenleben mit Hatton, Leicester und vielen andern vorschwebt. Ja, sie läßt sich zuletzt in weiblicher Heftigkeit zu einem Angriff auf ihre Geburt hinreißen, deren Makel sie vom Throne ausschließe; ihre Mutter Anna Boleyn**) habe des Ehebruchs wegen, dessen Elisabeths Vater sie zieh, das Blutgerüst besteigen müssen. Vergebens tritt Shrewsbury zwischen die von wilder Leidenschaft außer sich gesetzte Maria und die vor Schrecken und Wuth sprachlose Königin: sein Marien sonst so werthes Wort, das zu Mäßigung und Unterwerfung vorwurfsvoll mahnt, erinnert sie mit schrecklichster Bitterkeit an alles, was sie von Elisabeths gemeinem Hohne eben erduldet hat, und ihr im tiefsten verwundetes Herz lechzt nach Rache, die ihr natürliches Recht sei. So wagt sie denn an Gott, der dem Basilisken zum Schutze den

*) Vgl. Wallenstein Prolog 113: „Seine Macht ists, die sein Herz verführt."

**) Schiller wagte Anna von Boulen. Annens Vater, Thomas Boleyn, war Viscount von Rochefort, ihre Mutter eine Tochter des Herzogs von Norfolk. Die Form Boulen fand Schiller bei Rapin.

Mordblick gegeben*), die Rachebitte zu richten, daß er den Pfeil auf ihre Zunge lege, der der Feindin Herz durchbohre. Shrewsbury wagt in äußerster Bedrängniß, Elisabeth zu bitten, sie möge Marien verzeihen, die durch ihre Erbitterung in rasende Wuth gesetzt sei: aber die in ihrer innersten Seele Verletzte kann noch immer vor Grimm nicht zu Worte kommen, nur schießen aus ihren Augen Blitze, welche die über sie Triumphirende niederschmettern möchten. Leicester, entsetzt über den grausenhaften Mißerfolg, sucht Elisabeth wegzuführen, aber noch ehe ihm dies gelungen, folgt der letzte und bitterste Ausbruch von Mariens Leidenschaft**): sie schmäht Elisabeth einen Bastard, wofür ihr eigener Vater sie eine Zeit lang ausgegeben hatte; sie selbst habe den einzig rechtlichen Anspruch auf den Thron. So kehrt sie den eigentlichen Scheidepunkt schroff hervor, ja in fürchterlicher Empörung wirft sie Elisabeth vor, sie sei eine Gauklerin, die nur durch leeren Schein die Herzen ihres edlen Volkes gewonnen, und schließt damit, daß, wenn es noch ein Recht in der Welt gäbe, die Königin vor ihr im Staube liegen müßte.***)

Maria hat seit dem Beginnen der Ansprache ihrer Schwester die allergrößte Ueberwindung über sich selbst geübt, aber Elisabeths stolzer, übermüthiger Sinn, der den vollsten Triumph

*) Vgl. die Erläuterungen zu den Räubern S. 188**.

**) Die szenarische Bemerkung „mit steigendem Ton" ist im Druck ausgefallen.

***) 223. Erst im Drucke schob Schiller listge vor Gauklerin ein, strich dagegen die nach betrogen noch folgenden bedeutenden Worte „an der alles gefärbt ist, das Gemüth wie die Gestalt". — Der Gedankenstrich vor 224 deutet wohl eine kleine Pause an; die beiden letzten Verse sollten erst gesprochen werden, während Elisabeth sich entfernt. — 225. König. So nannten die Engländer ihre Königin, wie die Ungarn Maria Theresia rex Hungariae.

über die Gefallene zu feiern gedachte, war dadurch nur gereizt worden, so daß sie zuletzt zu der gemeinsten Befriedigung ihrer Eifersucht sich hinreißen ließ, welche jener, die in ihrem tiefsten Wesen sich böswillig verletzt fühlte, alle weitere Zurückhaltung unmöglich machte, und den lange gewaltsam verhaltenen Grimm und Groll zum schärfsten Ausbruch brachte. Maria ist als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen, aber der Sieg ist für sie verhängnißvoll.

Auch als die Feindin sich wüthend entfernt hat, ist sie noch ganz außer sich; die Freude, den bittern Pfeil in das Herz der Feindin geschleudert und ihr jahrelanges Leiden an ihr gerochen zu haben, läßt sie hoch aufjubeln. Vergebens erinnert die treue Kennedy sie nach der Entfernung Elisabeths und ihres Gefolges an die traurigen Folgen ihrer Verhöhnung der allmächtigen Gebieterin; diese werde sich um so bitterer rächen, als dies in Gegenwart ihres Buhlen geschehen sei. Aber gerade daß Leicester Zeuge davon gewesen, freut Marien besonders, ja eben seine Gegenwart hatte sie noch heftiger gereizt, da sie vor ihrem Geliebten die ihr angethane Schmach voll vergelten mußte.

Sechster Auftritt. Maria soll ihre Leidenschaft, der sie nach so langem Dulden sich maßlos hingegeben, zunächst von einer Seite büßen, von der sie es am wenigsten fürchten konnte. Mortimer hat, nachdem er Leicester verlassen, sich mit den Verschworenen zusammengefunden, darauf in der Kapelle der französischen Gesandtschaft mit ihnen gebeichtet und das Sakrament empfangen, wobei der Priester ihnen Vergebung auch aller zukünftigen Sünden ertheilt hat.*) Sie haben beschlossen,

*) Schiller braucht 39 Ablaß vom Vergeben der Sünden selbst, in welchem Sinne der Ausdruck mißbräuchlich genommen wurde, statt vom Erlaß der zeit-

heute Nacht Marien mit Gewalt zu befreien und jeden niederzustoßen, der sich ihnen widersetzen werde. Als Mortimer in den Park kam, war er in nächster Nähe Zeuge von Mariens so leidenschaftlich endender Unterredung mit der Königin, wodurch seine auf den feigen Leicester eifersüchtige Liebe noch heißer entzündet wurde. Jetzt tritt er vor, und als Kennedy ihre Bestürzung über das Geschehene verräth, wünscht er nur ungestört mit Marien allein zu sein. Die Seligkeit über ihren Triumph hat ihn so voll ergriffen, daß er, von ihrem Anblick hingerissen, ganz in Bewunderung ihrer einzigen Schönheit versenkt, erst durch Mariens wiederholte Fragen dazu gebracht werden kann, über den Erfolg seiner Sendung zu berichten. Er erklärt, Leicester sei ein Feigling,*) der nichts für sie thun wolle, seine rasende Liebe aber springt davon sogleich zu dem Gedanken über, er solle es auch nur wagen, sie retten oder besitzen zu wollen, auf Tod und Leben müßte er dann mit ihm kämpfen. Daß Maria dies überhört, bleibt selbst bei ihrer Hast, Näheres

---

lichen oder ewigen Strafen für schon vergebene. Bei allen Sünden, die wir noch begehen werden [41], ist an die dem Geistlichen bewußte des Mordes der Königin und an alle gedacht, die damit zusammenhängen. Wenn man behauptet, ein Geistlicher habe dieses nach katholischer Lehre nicht gekonnt, Hülskamp es geradezu für Unsinn erklärt, so hielt Schiller sich ganz an die Ueberlieferung, und daß diese hier Unwahres berichtet, läßt sich durchaus nicht erweisen. Der tolle Fanatismus ließ sich auf beiden Seiten zu allem hinreißen. Die Geistlichkeit, die von den Anschlägen der Verschwörer unterrichtet war, mußte diesen auch ihre Zustimmung zur Ermordung der exkommunizirten Elisabeth geben. Babington selbst sagt in einem Briefe an Marien, sie hätten das heilige Sakrament darauf genommen, ihren Plan auszuführen oder dabei zu sterben.

*) 14. Das (statt Der ist schrieb Schiller erst beim Drucke. Der schien ihm unmittelbar nach den Fragen „Wer? Er?“ wohl anstößig; auch ist das verächtlich.

von der Wirkung ihres Briefes zu erfahren, etwas auffallend. Auf die Frage, ob er ihren Brief denn nicht übergeben habe*), antwortet er vorab nicht, was der Gedankenstrich vor dem folgenden Vers andeutet; er staunt noch immer Mariens Schönheit an. Als sie die Wichtigkeit des Briefes in dem verzweifelten Ruf kundgibt: „O dann ists aus!“ (20), betont er von neuem Leicesters Mangel an Mannesmuth, durch den man allein sie zu erringen vermöge; kann er ja an nichts anderes denken als an Mariens Befreiung, um sie selbst zu besitzen, das höchste Glück, dessen ein solcher Feigling unwerth sei. Er ist so ganz von seiner Liebe hingerissen, daß er ihr vom Erfolge seiner Sendung keinen ordentlichen Bericht geben, ihr nur sagen kann, sie solle den elenden Menschen ganz vergessen. Als sie aber, da sie ihrer auf Leicester gesetzten Hoffnung nicht zu entsagen vermag, in ihn dringt, ihr dessen Antwort mitzutheilen, über deren Inhalt sie nach seiner Aeußerung nicht in Zweifel sein kann, erklärt er wiederholt, von ihm sei nichts zu hoffen. Aber er würde es auch nicht einmal dulden, wollte er sie zu retten wagen, um in ihren Besitz zu gelangen: er selbst sei bereit, ohne Leicesters Hülfe (darauf deutet allein) sie zu retten. Ihrem Zweifel gegenüber, daß er etwas auszurichten vermöge, deutet er auf die Nothwendigkeit rascher That, zu welcher Leicester nicht zu bringen sei, besonders in Folge der jetzigen Erbitterung der Königin; noch vor dem nächsten Morgen müsse sie frei sein, und zwar durch ihn. Mortimers vor keinem

*) Von hier ab treten mehrfach Reimverse ein, zuerst zwei Reimpaare, dann zwischen reimlosen zuweilen ein Reimpaar, später an sehr bewegten Stellen mehrere hintereinander. Vgl. oben S. 116.

Mord zurückschreckende Raserei*), die in echt dramatischer Belebung hervortritt, erregt Mariens äußerste Angst und Bekümmerniß, ja sie will erklären, lieber gefangen zu bleiben, ehe so viel Blut vergossen werden solle, als der schwärmerische Ausbruch seines Liebeswahnsinns sie vor seinen Worten und Blicken zurückschaudern**) läßt Doch er achtet auf ihre Rede nicht; für das Glück, sie auch nur einen Augenblick zu umarmen***), will er die ärgsten Marter gern ertragen.†) Immer ungestümer werden seine Versuche, mit seinen Liebkosungen auf sie einzudringen††) und die Sehnsucht seines liebeglühenden Herzens zu stillen, bis er ihr endlich in wildester Aufregung betheuert,

*) 35. Hört, was beschlossen ist. Vgl. oben S. 198 f. — 41. Das letzte Sakrament, das dem Sterbenden als Wegzehrung (viaticum) dient. Daß damit auch die sogenannte letzte Oelung verbunden ist, durfte Schiller übergehn, da diese eben nur Kranken gereicht wird. Freilich bleibt das 42 wiederholte letzte etwas störend, und man würde lieber das heilge Sakrament lesen, obgleich alle Sakramente heilig sind und das „Sakrament des Altars" als das „hochheiligste" bezeichnet wird. — 48. Statt des in der Theaterbearbeitung stehenden geläufigen übrig bleibe hat der Druck das ältere überbleibe.

**) 68. Ursprünglich stand entsetzen statt verscheuchen.

***) In wahnsinniger Leidenschaft behauptet er: ein einziger Augenblick, wo er ihre Liebe genieße, sei ihm ein ganzes Leben; sollte er deshalb den Tod erleiden, so sei dieses ja auch nur ein Augenblick.

†) Tyburn ist die Richtstätte bei London; dorthin wurden die Hochverräther geschleift und bei den Ulmen unter den schrecklichsten Qualen hingerichtet. Des grausamen Herausziehens der Eingeweide und der Zerreißung der einzelnen Glieder gedenkt Cambden bei der Hinrichtung Babingtons und seiner Genossen. — In ähnlicher wilder Leidenschaft ruft Karlos aus (I, 5): „Man reiße mich von hier aufs Blutgerüste u. s. w."

††) Vor seiner Rede „Der ist ein Rasender" (75) hat die Theaterbearbeitung die szenarische Bemerkung: „umfaßt sie fester". Das erste Umfassen muß bei den Worten (71) „Wenn ich dich, Heißgeliebte, umfange" stattfinden; in der vor-

er wolle sie nicht allein retten, sondern auch besitzen. Maria geräth in die äußerste Verzweiflung, daß Liebe und Haß sich so verschworen haben, sie in Schrecken zu setzen.*) Doch Mortimer läßt sich durch ihre Verzweiflung nicht zurückhalten, ja er liebe sie so glühend, wie ihre erbitterten Feinde sie haßten, und indem er sich lebhaft vorstellt, wie sie auf ihr Haupt das Beil fallen lassen wollen, fleht er sie, mit diesen ihren Reizen, die schon dem Henker verfallen seien, ihren Retter zu beglücken. Vergebens beschwört sie den Wahnwitzigen bei ihrem Leiden, das ihm heilig sein sollte**), wenn es ihr königliches Haupt nicht wäre. Sophistisch hält er sich nur an das letztere: ihre königliche Majestät helfe ihr nichts mehr***), sie werde ihr keinen Retter gewinnen, nur der wundervolle Reiz ihrer Persönlichkeit, ihre hohe Frauenschönheit habe noch Macht, und diese sei es, die ihn alles für sie wagen lasse. Ja in seiner wahnsinnigen Gier will er sich gleich für sein verwegenes Unternehmen belohnen†), er preßt sie an sich. Ihr Hülferuf ent-

---

hergehenden szenarischen Bemerkung ließ die Theaterbearbeitung die Worte „mit ausgebreiteten Armen" weg.

*) In den Worten: „Bin ich nur geboren, die Wuth zu wecken" (84), hat die Theaterbearbeitung das weniger bezeichnende Glut.

**) Das Sprüchwort sagt: „Leiden ist heilig", nach dem Lateinischen: „Res sacra miser".

***) 99. „Die Krone ist von deinem Haupt gefallen." Boxberger vergleicht dazu Jerem. 13, 18: „Denn die Krone der Herrlichkeit ist euch [dem König und der Königin] von eurem Haupte gefallen", und Klagelieder 5, 16: „Die Kron' unsers Haupts ist abgefallen." Aber eine biblische Redeweise wäre wohl nur bei wörtlicher Uebereinstimmung anzunehmen.

†) Nach dem Verse 122: „Erst will ich ruhn an seiner (des Lebens) wärmsten Brust", fand sich in der Theaterbearbeitung noch der Reimvers: „Genießen will ich seine höchste Lust."

flammt seine Liebesgier nur noch ärger; sie sei ja nicht gefühllos, sondern die Bitte der Liebe rühre sie, wie es ihr Verhältniß zu Rizzio und Bothwell bewiesen: diese muß sie von dem Wahnwitzigen zu seinen Gunsten anrufen hören. Maria büßt hiermit noch einmal aufs bitterste das Wegwerfen ihrer Frauenwürde in blinder Leidenschaft an den unwürdigen Bothwell und ihre anstößige Neigung zu Rizzio. Mortimer ruft diese gleichsam zur Rechtfertigung seiner Vergewaltigung für sich an. Irrig hat man in diesem wilden Ansturm Mortimers eine Strafe für ihre leidenschaftliche Rache an Elisabeth finden wollen. Mit der ganzen Gewalt der Entrüstung tritt Maria dem Ungestümen entgegen, der ihre Errettung sich vorgesetzt hat*), doch dies macht ihn nur wilder: er gedenkt des Sängers Rizzio (vgl. S. 56 f.), der sich ihrer Liebe erfreute, was er in seiner wunderlichen Schwärmerei den Verleumdungen der Gegner glaubt, er gedenkt Bothwells, der sie mit Gewalt gezwungen habe, ihn zu lieben, und so will auch er, wenn Bitten sie nicht gewinnen können, durch Schrecken wirken. Schon denkt er sich ihrer mit Gewalt zu bemächtigen, als Kennedy voll Bestürzung meldet, der ganze Garten fülle sich mit Bewaffneten. Da möchte Mortimer mit gezogenem Schwerte die Geliebte gegen diese Schaaren vertheidigen, aber Maria schaudert vor ihrem Vertheidiger, und flieht ins Haus, wo ihrer, wie sie jetzt wohl erkennt, die Vollziehung des Todesurtheils harrt. Diese Szene, in welcher Körner das „Jugendliche der Räuber" wiederfand, gehört zu den kühnsten und wildleidenschaftlichsten, die Schiller

*) Nach dem abgebrochenen: „Der mein Erretter" (124) stand früher noch sein will, das als überzähliger Versfuß im Drucke gestrichen wurde.

gelungen sind, ja sie streift hart an die Grenze des auf der Bühne Darstellbaren. Freilich hat Bulthaupt recht, daß die Gewalt sinnlicher Glut in Mortimer scharf hervortreten müsse, aber wir stimmen ihm nicht bei, daß der Schauspieler, der diese Szene glaubhaft wiedergeben könne, vor keiner Verkörperung der Leidenschaft zurückzuschrecken brauche; auch hier sind die Grenzen der Kunst zu beachten. Dem ersten Darsteller Mortimers, Vohs, warf man vor, daß er Marien oft ungestüm umfaßt habe; der Dichter läßt diesen nur einmal sie heftig an sich pressen, was freilich nur als Moment dargestellt werden darf.

Siebenter und achter Auftritt. Auf dem Rückwege nach London ist ein Dolchstoß von einem der Verschworenen auf Elisabeth versucht worden; man glaubt sie ermordet. Da man auch diesen Anschlag Marien Schuld gab, sind gleich Bewaffnete nach Fotheringhay geeilt, um die strengste Bewachung der Schuldigen zu befehlen. Paulet und Drury stürzen herein. Der erstere, vor Schrecken ganz außer sich, befiehlt das Schloß streng abzuschließen und Marien in das tiefste Gefängniß zu sperren. Mortimer weiß Paulets ängstliche Befehle nicht zu deuten; noch in Gedanken an die eben vor ihm geflohene Maria versunken, kann er sich kaum besinnen, von welcher Königin man spreche.

Daß von Elisabeths Tode die Rede sei, wirkt auf ihn, der sich eben einen solchen Angriff auf Marien erlaubt hat, schlagartig; denn der Gedanke, Maria werde nun Englands Thron besteigen, stürzt ihn aus allen seinen Himmeln. Erst nach längerer Zeit erwacht er aus seiner Betäubung*); er glaubt

*) Hier fehlt 8, 1 im Drucke die nöthige szenarische Bemerkung: ursprünglich und in der Theaterbearbeitung stand wenigstens „nach einer Pause".

nur geträumt zu haben; denn daß wirklich die Königin ermordet sei (wer ihm die Nachricht gebracht, weiß er nicht mehr), scheint ihm nur ein Traum, eine Täuschung seiner Sinne. Da kommt einer der Mitverschworenen, Okelly*), mit den Geberden äußersten Schreckens.**) Seinen Angstruf, alles sei verloren, versteht Mortimer nicht; liegt ihm ja nur Mariens Besitz im Sinne, und an diese kann Okelly nicht denken. Eben so wenig begreift er, warum er sich retten solle, da ja Elisabeth todt und Maria Königin sei. Erst als er vernimmt, Elisabeth lebe, der Stoß sei fehl gegangen, der Mörder ergriffen, schon umzingle man den Park — da erst erkennt er die drohende Gefahr. Savage, einer der Verschworenen, hat aus religiöser Schwärmerei den Dolch gezückt, um die Kirche Gottes von Elisabeth zu befreien, und sich dabei, da an Rettung seiner Person nicht zu denken war, die Märtyrerkrone zu erwerben. Schiller macht diesen, bei welchem ihn der geschichtliche Savage (vgl. S. 75 f.) vorschwebt, zu einem Barnabiten aus Toulon.***)

*) Okelly (richtiger O'Kelly), ein irländischer, noch fortgepflanzter Familienname.

**) In dem Verse: „Wer kommt? Es ist Okell'! So schreckenvoll!" (6) hätte die abgekürzte Form Okell leicht vermieden werden können. In seinen Quellen fand Schiller zwei englische Priester, Gifford und Hudgeson, die Savage zum Königsmord getrieben.

***) Die 1530 zu Mailand gestifteten, 1533 bestätigten Barnabiten waren regulierte Chorherren des h. Paulus, welche ihren Namen von der ihnen dort eingeräumten Kirche des h. Barnabas führten. Sie wirkten besonders als Prediger, hatten keine besondere Ordenstracht. Erst später verbreiteten sie sich auch nach Frankreich, wo sie besonders zur Bekehrung der Protestanten wirkten. Die Bezeichnung der Barnabit' (19) brachte erst der Druck; ursprünglich stand der Mönch, wo der Vers nur vier Füße hatte. Zwei Verse später hat die Theaterbearbeitung Priester statt Mönch. — Statt Anathem' ausbeutete

Als ihnen neulich in der Kapelle, wo sie zusammengekommen, ein Mönch (ein Jesuit) die Bannbulle des Papstes gegen Elisabeth deutete, hat er in tiefen Gedanken gegessen, und gerade damals den Entschluß zur blutigen That gefaßt, die er an diesem Morgen dem Priester in der Beichte vertraute. Mortimer bleibt lange sinnend stehn; endlich geht es ihm auf, daß der Himmel selbst Mariens Tod wolle*), da die gegen Elisabeths Leben gerichtete Verschwörung einen solchen Ausgang genommen.**) Man begreift nicht Hoffmeisters Behauptung, Mortimer könne noch jetzt die Königin ohne Gewalt erretten, da er doch entdeckt zu sein fürchten mußte und er unmöglich Paulets Wachsamkeit täuschen konnte. Als aber Okelly, der noch zu entkommen hofft, Mortimer fragt, wohin er fliehen wolle, da scheint es ihm unmöglich von hier zu scheiden; er will, er muß das Aeußerste zu Mariens Rettung wagen, oder gelingt ihm diese nicht, mit ihr sterben.***) Dieser wirksame Schluß

---

(22) stand früher Anathema deutete. Anathema ist der große Bann, die unwiderrufliche Exkommunikation, die Abtrennung vom allgemeinen Körper der Kirche.

*) Ursprünglich stand 30 „Unglückliche! — ja jetzt." Beim Drucke wurde nach Unglückliche noch ein „Jetzt" eingeschoben.

**) Wenn der strengkatholische Mortimer 28 von einem „grimmig wüthenden Schicksal" spricht, so ist dies nur volksthümliche oder, wenn man will, dichterische Redeweise, wogegen 29 dein Engel aus der christlichen Anschauung vom Schutzgeist genommen ist, die besonders in Klopstocks Messias so bedeutend hervortritt.

***) Etwas sonderbar ist 34 der Ausdruck „auf ihrem Sarge mir zu betten", wobei die Vorstellung vorschwebt, daß der Geliebte beim Sarge der Geliebten sich tödtet und darauf hinfällt, wie Clavigo, was aber unmöglich, wenn er die Hinrichtung nicht zu hindern vermag. Der Unterschied, daß betten mit dem Dativ, wie hier, stehe, wo von keinem wirklichen Bette die Rede sei, dagegen

unseres Aufzugs steht in Widerspruch mit dem vierten, wo Mortimer Leicester auffordert, das Aeußerste von Marien abzuwenden, er selbst wolle nach Schottland gehn, um dort neue Genossen zu sammeln. Der folgende Aufzug weicht von der Darstellung des unsern auch darin ab, daß von einer Einkerkerung Mariens in das finsterste Gefängniß, welche Paulet hier angedroht, keine Spur sich findet.

Vierter Aufzug.

Unser Aufzug, in welchem, wie im zweiten Maria nicht auftritt, führt die Handlung in lebhafter Entwicklung so weit, daß Elisabeth den Befehl zur Hinrichtung unterschreibt; zwar wagt sie nicht dem Staatssekretär die Uebergabe desselben ausdrücklich zu befehlen, aber der Minister entreißt ihm diesen.

Burleigh hat entdeckt, daß der französische Gesandte von der Verschwörung wisse und Leicester mit Marien in Verbindung stehe. Die Franzosen werden ausgewiesen und jede Verbindung mit Frankreich abgebrochen. Leicester rettet sich, indem er Mortimer, der sich an ihn wendet, preisgibt, worauf dieser sich selbst ersticht. Um allen Verdacht gegen sich zu verbannen, sieht er sich genöthigt, mit Burleigh auf sofortigen Befehl zur Hinrichtung zu dringen. Aber Burleigh, der ihm noch immer nicht traut, bereitet dem verhaßten Günstling die Qual, daß er

---

mit dem Akkusativ heiße sich in ein wirkliches legen, ist nicht begründet. Mir betten heißt eigentlich mir das Bett machen, mich betten mich ins Bett legen; beide werden auch bildlich gebraucht. Das erstere ist der gemeinere Sprachgebrauch, der voraussetzt, daß man sich selbst das Bett macht. Anderer Art ist ihm ward gebettet (Wallensteins Tod IV, 11, 23 f.).

selbst mit bei der Hinrichtung zugegen sein muß. Auch das jetzt vor dem Palast sich sammelnde Volk fordert diese. Nur Shrewsbury, der Elisabeths Leben gerettet, warnt mit Ernst und Würde vor diesem von Burleigh leidenschaftlich empfohlenen Schritte. Die Königin behält sich noch immer die Entscheidung vor, unterschreibt aber endlich, da ihre Hoffnung auf Mariens Vergiftung geschwunden, nach langer durch persönlichen Haß und Furcht entschiedener Ueberlegung den Befehl; sie übergibt ihn dem Staatssekretär, aber um dem Anschein zu retten, daß sie die Hinrichtung nicht befohlen, setzt sie den Staatssekretär dadurch in höchste Noth, daß sie sich weigert, ihm zu sagen, was er mit dem Befehl thun soll. Burleigh, von Davison in seiner ängstlichen Verlegenheit befragt, entreißt ihm das Urtheil und eilt damit weg. Mehrere früher angelegte Fäden durchschlingen spannend die Haupthandlung.

Erster und zweiter Auftritt. Der französische Gesandte, der im Vorzimmer der Königin erscheint, spricht sein Entsetzen über den Anfall gegen die anwesenden Grafen Leicester und Kent aus, welche bitter darauf hindeuten, der Thäter sei ein Franzose, ein Papist. Der darauf mit Davison eintretende Burleigh befiehlt diesem gleich den Befehl zur Hinrichtung auszufertigen und der Königin zur Unterschrift vorzulegen, die, wie wir später hören, denselben verlangt hatte. Auf die Ansprache des Gesandten*) erwidert er mit scharfer Betonung der Bosheit der Feinde und einer auf ihn zielenden Verdammung des Anstifters. Daß der Gesandte selbst der Königin gleich den

*) Statt „Lob sei dem Himmel, der den Mörderstreich" (2, 8) stand noch in der Theaterbearbeitung „Gelobt sei der Allmächtge, der den Mordstreich".

Glückwunsch seines Königs ausspreche*), lehnt Burleigh zunächst ab; als dieser aber es als Pflicht des Gesandten bezeichnet, befiehlt er ihm, noch heute England zu verlassen. Das Staunen über eine solche Verletzung des Vertreters seines Königs beantwortet er mit der Erklärung, daß er ein Reichsverräther sei. In lebhaftem Wechsel von Rede und Gegenrede hebt Burleigh hervor, daß nicht allein der Mörder einen Paß von ihm erhalten und in seinem Hause gebeichtet habe, sondern seine Wohnung auch der Sammelplatz aller Feinde Englands gewesen. Sodann erklärt er das wegen der Verlobung der Königin mit dem Herzog von Anjou geschlossene Bündniß für aufgelöst; schon habe das Volk, empört über Frankreichs Verrath, das Gesandtschaftshotel gestürmt. Um den Gesandten selbst vor der Volkswuth zu schützen, soll Graf Kent ihn bis ans Meer begleiten. Dieser zieht sich mit der eitlen Klage der Verletzung des Völkerrechts und des Spiels mit Verträgen zurück, worauf Burleigh mit fester Würde erwidert. Rapin, der Cambden folgt, berichtet S. 414, Burleigh habe L'Aubespine rufen lassen und ihn durch Zeugen seiner Kenntniß der Verschwörung überwiesen, welche dieser zuerst abgeleugnet hatte. Da er sich darauf berufen, ein Gesandter sei nicht verpflichtet, einem andern Rechenschaft zu geben (bei Cambden steht „einem andern Anzeige zu machen") als seinem Könige, habe Burleigh dies scharf gemißbilligt, und ihn gemahnt, in Zukunft sich in Acht zu nehmen, daß er nicht weiter die Königin reize, die schon jetzt sich verletzt fühle (nach Cambden „er solle seine Pflicht als

*) Ursprünglich fand sich an der Stelle des vollständigen Verses 14: „Gefällt es Eurer Herrlichkeit, Lordmarschall", der dreifüßige „Milord, gefällt es euch".

Gesandter und der bewiesenen Güte der Königin gedenken"). Vgl. auch oben S. 83*. Schiller bedurfte einer Verschärfung und setzte das Eingreifen des Volks hinzu, als es die Theilnahme der Franzosen an der Verschwörung erfahren.

Dritter und vierter Auftritt. Leicester hat, als er die Entdeckung seines Geheimnisses erfahren, zu seiner Rettung ein verzweifeltes Mittel ersonnen. Bei seinem Eintritt bezeichnet er, um Burleigh zum entschiedenen Tadel seiner eigenen Schuld zu reizen, das eben wieder gelöste, Englands Vortheil zuwiderlaufende Bündniß mit Frankreich als Fehlgriff seines beständigen Gegners Burleigh.*) Dessen ablehnende auf ihn deutende Worte: „Wohl dem, der sich nichts Schlimmeres bewußt ist!" will Leicester nicht verstehn, um ihn zum deutlichen Ausdrucke seines Vorwurfes zu bringen, und so spottet er über die geheimnißvolle Miene, welche dieser jetzt wieder angenommen, wie immer, wo es gelte, einem Staatsverbrechen nachzuspüren.**) Das Inquisitionsgericht, das man jetzt eröffnen werde, sei freilich für ihn eine rechte Lust, da er, auf dem die ganze Untersuchung ruhe, darin ein Meister sei.***) Bitter spottend ent-

*) Man hat es dem Dichter selbst als Widerspruch angerechnet, daß Burleigh eine Verbindung Elisabeths mit dem England so feindseligen Lande angerathen habe. Aber dieser dachte eben hierdurch ein einträchtiges Zusammengehen beider Länder zu bewirken, und L'Aubespine hat nicht im Sinne des Hofes, sondern als Werkzeug der Guisen gehandelt, wenn er sich in die Verschwörung einließ.

**) Hülskamp hält Staatsverbrechen (8) für einen Druckfehler statt Staatsverbrecher. Aber es galt die Entdeckung der Attentate gegen die Königin und die gewaltsame Befreiung der staatsgefangenen Maria.

***) Mit einer klassischen Anspielung, wie sie auch bei Schiller englische Staatsmänner lieben, nennt er ihn (15) Atlas, den Träger des Himmelsgewölbes.

gegnet Burleigh, jedenfalls müsse er Leicester in der Redekunst für seinen Meister erkennen, was er denn auf dessen Frage dahin erklärt, daß seiner Beredtsamkeit das Wunder gelungen sei, die Königin gegen seinen wohlerwogenen Rath nach Fotheringhay zu führen. Ohne auf Leicesters Erwiderung zu achten, berichtigt er sich selbst spöttisch, Leicester habe die Königin nicht hingeführt, sondern diese die Freundlichkeit gehabt, ihn dahin zu führen: es sei dabei Leicester, meint er, nicht um eine Unterredung der Königin mit Marien zu thun gewesen, sondern er habe Marien zu sehn verlangt, und deswegen die Königin einer so niedrigen Behandlung auszusetzen gewagt. Jetzt sei es klar, weshalb Leicester sich im Staatsrathe (II, 4) für die Nichtvollstreckung des Urtheils erklärt habe; seine geliebte Maria sollte über die Königin triumphiren. Der herrliche Triumph deutet nur auf das, was Leicester der Königin vorgespiegelt hatte. Vgl. II, 9, 81—98. Der andere Zweck, den er dabei gehabt, Elisabeth die Bestätigung des Urtheils unmöglich zu machen, sei freilich durch den Erfolg unmöglich geworden.*) Doch Leicester fordert, um seine große Bestürzung zu verbergen, für eine so arge Beleidigung Genugthuung am Throne der Königin, zu welcher Burleigh sich sofort begibt, mit der scharfen Andeutung, die Rechtfertigung möchte ihm dort schwer fallen.

Leicester kann sich nicht verhehlen, daß Burleigh von seinem Einverständnisse mit Marien unterrichtet sein müsse**), und er

*) Die sieben Verse von „Das also" (36) an, vor denen ein Gedankenstrich steht, passen wenig zu den vorhergehenden, und durch ihren Wegfall würde die Stelle gewinnen. Möglich, daß sie ein späterer Zusatz des Dichters sind.

**) Unglückselig (4, 2) von dem, welcher einem andern zum Unglücke gereicht, wie in Kabale und Liebe V, 3 unglückseliges Flötenspiel.

so für immer die Gunst der Königin verloren habe, da man die Schmähung, ja selbst den Mordanfall, ihm aufbürden werde. Da kommt Mortimer in heftigster Unruhe, da er jetzt Leicester, dessen Verbindung mit Marien herausgekommen, zur Rettung der in äußerste Gefahr Gerathenen während seiner eigenen Abwesenheit zu bestimmen sich gedrungen fühlt. Leicester sucht ihn von sich abzuwehren, da jedes Gespräch mit dem in die Verschwörung Verwickelten ihn noch verdächtiger machen muß. Was Mortimer von der Entdeckung der Verschwörung meldet, weist er, als ihn nicht berührend, erst kalt zurück, dann mit steigender Heftigkeit über seine Unverschämtheit, ihn mit solchen verbrecherischen Anschlägen in Verbindung zu bringen; denn er möchte den gefährlichen Menschen gern los sein, der ihn in seine Pläne eingeweiht und ihm Mariens Brief überbracht hatte. Aber Mortimer bemerkt, gerade seinetwegen sei er gekommen, er wolle ihn warnen, und so kehrt er zu demjenigen zurück, was er gleich zu Anfang ihm zugerufen hatte, daß man auch auf seiner Spur sei.

In ängstlicher Spannung horcht Leicester jetzt auf das, was Mortimer berichtet: Burleigh habe Mariens Zimmer gleich nach dem Mordanfall durchsucht, und dort einen angefangenen Brief der Gefangenen an Leicester gefunden, worin sie des gesandten Bildnisses gedenke*), ihn auffordere, Wort zu halten, und das Versprechen ihrer Hand erneuere. Ein solcher Brief

---

In demselben Sinne redet Leicester 20 Mortimer *Unglücklicher* an, das hier nicht Theilnahme aussprechen kann. Vgl. 6, 54. V, 14, 17. So ist vielleicht auch *Unglücklicher* im *Gang nach dem Eisenhammer* 26, 5 zu fassen.

*) 38. „Der Königin Zimmer wurden streng durchsucht." In der Theaterbearbeitung steht durch Versehen *wurde*.

ist freilich unwahrscheinlich, da Maria ihn kaum vor Mortimers Bericht über seine Sendung an Leicester, aber auch nicht in der Aufregung nach dem Mordanfall geschrieben haben kann. Der Papiere des Schreibpults hatte sich Burleigh I, 1 bemächtigt. Freilich könnte man bei der Durchsuchung der Zimmer anderswo, etwa in einem ihrer Kleider, einen solchen Brief gefunden haben; dies aber hätte näher angegeben werden müssen.*) Viel näher läge hier ein Gedicht, das die ungeduldige Spannung über den Erfolg ihrer Sendung an Leicester und das Vertrauen auf seine ihr angebotene Hülfe darstellte. Auch ist schwer zu sagen, woher Mortimer, der Fotheringhay verlassen hatte, erfahren, was man dort gefunden; denn nicht wahr ist es, daß Paulet seinem Neffen, der in einem so bedeutenden Augenblick sich entfernt hatte, noch gar nicht mißtraue, wie Bellermann behauptet. Auch ist es bei der fürchterlichen Aufregung Mortimers unmöglich, daß er sich vor Paulet habe sehn lassen, und daß er die Nachricht von diesem vernommen, müßte erwähnt sein. Leicester, der keines männlich kühnen Entschlusses fähig ist, sieht sich verloren; als aber Mortimer ihn auffordert, zu Mariens und seiner eigenen Rettung falsche Schwüre und listige

*) Bellermann meint, immerhin sei es denkbar, sie habe im Gefühle der furchtbaren Gefahr, in welche die Beleidigung der Königin und der Mordanschlag sie gestürzt, Leicester noch eine dringende Bitte zukommen lassen wollen. Aber wir hören ja, was der Brief enthalten, daß er ihn aufgefordert, sie seinem Versprechen gemäß zu retten, mit wiederholtem Anerbieten ihrer Hand. Wir halten es aber für rein unmöglich, daß sie nach dem Auftritt mit Mortimer, als sie mit den Worten geflohen: „Hier ist Gewalt und drinnen ist der Mord!“ einen solchen Brief habe schreiben können, abgesehen davon, daß sie jetzt bei ihrer strengern Ueberwachung keinen Brief schreiben, noch weniger hoffen konnte, ihn Leicester zuzustellen.

Erfindungen aufzuwenden, um zunächst die Vollstreckung des Urtheils zu hindern, dann durch sein Ansehen keck das Mögliche zu versuchen, da geht ihm, der unterdessen verzweiflungsvoll auf- und abgegangen, ein freilich abscheuliches Mittel zu seiner Rettung auf. Mortimers Worte, er solle versuchen, was sein Ansehen und seine Dreistigkeit vermöge, bringen ihn auf dieses. „Das will ich", sagt er in anderm Sinne, als Mortimer ahnen kann. Er läßt diesen als Staatsverräther gefangen nehmen, und eilt zur Königin, um derselben Kunde von der schändlichen Verschwörung des Mannes zu bringen, der ihm ihren Mordanschlag auf Marien verrathen hatte. Mortimer entsetzt sich über die Schurkerei des Elenden, aber, bald gefaßt, klagt er sich selbst an, daß er einem solchen Menschen Vertrauen geschenkt habe. Mag dieser sich retten, sein Geständniß soll ihn nicht in sein eigenes Verderben ziehen, da es ihm eine Schmach dünkt, mit diesem elenden Feigling, der kein höheres Gut als das Leben kennt, den Tod zu erleiden.*) Jetzt, wo er sich rettungslos verloren sieht, fühlt er sich frei, und so spricht er im letzten Augenblicke seinen vollen Haß gegen die Protestanten aus**), die von Gott ebenso wie von ihrer wahren Königin abgefallen seien. Mit der Bitte an die heilige Maria, ihn im

*) 64. „Auch nicht im Tode mag ich deinen Bund." Aehnlich sagt Karl Moor von Schufterle (Räuber II, 3): „Er dank' es seiner Schande! sie hat ihn gerettet. Er soll nicht sterben, wenn ich und mein Schweizer sterben." — 65. „Das Leben ist das einzge Gut des Schlechten" Lessings Emilia Galotti sagt in ähnlicher Weise (V, 7): „Dieses Leben ist alles, was die Lasterhaften haben."

**) 71. „Fluch und Verderben über euch, die ihren Gott" hieß es ursprünglich. Erst beim Druck schaffte Schiller hier den überzähligen Fuß weg.

Jenseits gnädig zu empfangen*), durchsticht er sich. Raich hält es für Wahnsinn, daß ein Selbstmörder die heilige Jungfrau anrufe, ihn in ihr Reich aufzunehmen. Aber der Fanatiker glaubt durch den Mißerfolg seiner zur Ehre der katholischen Religion unternommenen Befreiung zum Selbstmord gezwungen zu sein, und so hofft er, die Heilige werde ihm die Sünde verzeihen. Dieser Schluß vollendet Mortimers Bild, dessen schwärmerischer Glaube die Liebesleidenschaft für Marien (denn beide haben ihn getrieben) noch überlebt. Der Rausch für diese, die er noch immer von Herzen liebt, wie er die „Bastardkönigin" haßt, ist jetzt vorüber, wo er sie dem Tode verfallen sieht, dem sie so vertrauensvoll entgegengehn möge, wie er selbst; denn daran, daß ihr Leben verloren sei, zweifelt er nicht mehr. Freilich hätte er auch noch die Hoffnung aussprechen können, Marien jenseits wieder zu finden, aber dies würde den Eindruck des Glaubens an die Himmelskönigin geschwächt haben.

Fünfter und sechster Auftritt. Elisabeth ist durch Mariens Brief, den Burleigh ihr nicht ohne scharf eindringende Worte übergeben hat, überzeugt, daß Leicester sie vor dieser erniedrigen gewollt, was sie um so schmerzlicher trifft, je höher sie ihn erhoben hat und je bitterer sie die von diesem ihr selbst vorgezogene Maria haßt. Burleighs Vorwurf, daß sie sich habe verführen lassen**), seinen Rath nicht zu befolgen, schärft ihren Zorn, so daß sie, als dieser Mariens gedenkt, sofort nach dem

*) Vers 39: „Maria, heilge, bitt' für mich!" hätte nicht bloß vervollständigt, sondern auch gekräftigt werden können, wenn Schiller nach heilge noch Jungfrau hinzugefügt hätte, was vielleicht nur durch Versehen ausgefallen ist.

**) 5, 6. Die Zauberkünste sind bildlich gemeint, nicht eigentlich, wie die Zaubertränke, von denen Kennedy I, 4, 67 sprach.

Urtheil (eigentlich dem Befehl zur Hinrichtung. Vgl. 2, 1 f. 11. 23—28) fragt, und ihren Tod, aber auch den Leicesters als leidenschaftlichen Wunsch ausspricht. Leicester soll, wie einst Norfolk, in den Tower gesetzt und von Pears abgeurtheilt werden. Burleighs gegründete Furcht, dieser werde sie umstimmen, entreißt ihr den Befehl, denselben nicht vorzulassen, was Burleigh vor seinem Eintritt, obgleich er Leicester zur Königin beschieden, schon angeordnet hatte. Als dieser darauf gemeldet wird, will sie ihn nicht sehn, doch der Page möchte es nicht wagen, den allmächtigen Günstling abzuweisen; selbst als Burleigh den Befehl der Königin wiederholt, geht er erst nach einigem Zögern ab. Und sofort regt sich in Elisabeths Herzen, das doch dem Glauben an Leicesters Verrath widerstrebt, der Verdacht, Mariens Brief könnte ein Schelmstück der Verhaßten sein, um sie mit ihrem Geliebten zu entzweien.

Eben will Burleigh diese ihrer Liebe zu Leicester und ihrem Hasse gegen Marien schmeichelnde Annahme bestreiten, als der Abgewiesene mit Gewalt die Thür öffnet, und unter Berufung auf sein näheres Anrecht an Elisabeth*), mit scharfer Zurückweisung seines geschworenen Feindes Burleigh, auf dessen Einladung „Dort trefft ihr mich" er sich hätte berufen können, sich Gehör erbittet. Aber die Königin zieht sich vor ihm zurück**) und würdigt ihn keines Anblicks. Erst nachdem er die Forderung ausgesprochen, sie solle auch ihm wenigstens, wie

*) 9. Der Vers: „Niemand, durch den ich mir", ist erst beim Druck vervollständigt worden („durch dessen Mund Graf Lester sich"), nicht glücklich, da 11 „aus meiner Königin eignem Mund" folgt.

**) 3. Vor ihren Worten „Ha, der Verwegene!" ist im Druck die szenarische Bemerkung „flieht seinen Anblick" weggefallen.

seinem Feinde, Gehör geben, erlaubt sie es, mit der Betheurung, er werde durch Leugnen seinen Frevel nur noch vergrößern; dagegen verweigert sie, um ihren Willen zu wahren und sich nicht zu schwach zu zeigen, entschieden die geforderte Entfernung Burleighs.*) Als er sich auf „die Rechte seines Platzes" als heilig beruft**), weist sie schon mit weniger Sicherheit diese stolze Sprache zurück. Leicester aber glaubt zu einer solchen berechtigt zu sein, da ihre Liebe ihn über alle erhebe, ja er hofft, wenn er mit ihr allein sei, sie sogleich zu überzeugen. Auf Elisabeths Entgegnung, er solle nicht denken, sie beschwatzen zu können, meint er, vom Beschwatzen (durch vorgebrachte Gründe) könne nur bei Burleigh die Rede sein, er hoffe, seinen kühnen Schritt vor ihrem Herzen zu rechtfertigen; doch gerade dieses, wirft ihm Elisabeth vor, habe er tief verletzt. Mariens ihm vorgelegten Brief liest er, da er dadurch nicht mehr überrascht werden kann, mit aller Ruhe, und mit derselben Kälte, die für seine Unschuld zeugen soll, gesteht er, Mariens Brief beziehe sich auf etwas Wahres, was er, wenn er wollte, leicht leugnen könnte. Elisabeth versteht ihn in ihrer Entrüstung nicht, wie Burleigh die Berufung auf sein gutes Gewissen als schale Ausrede betrachtet: sie weist ihn aus ihren Augen, ja in steigender Heftigkeit droht sie ihn gleich als Verräther in den Tower zu schicken. Jetzt erst erklärt er sich näher: er will nur darin gefehlt haben, daß er diesen Schritt der Königin ver-

*) 20. Zwischen „Tretet ab, Milord" und „Was ich" stand früher noch: „Ihr habt Hier nicht den dritten Mann zu spielen", und 21 hieß es „der Königin zu vertrauen" statt „mit meiner Königin zu verhandeln".

**) Monarchin schrieb Schiller 24 für den Druck statt des weniger kräftigen Königin, wo der vierte Fuß ein Anapäst war.

schweigen, den er zum Verderben ihrer Feindin gewagt. Die Königin und Burleigh sehen darin eine leere Ausflucht, wodurch er niemand irren werde (Burleighs „Ihr glaubt [uns damit zu täuschen]“ wird durch Leicester unterbrochen); dazu scheinen sie um so berechtigter, als er keinen Grund angibt, weshalb er seinen Plan der Königin verschwiegen. Als er aber gesteht, daß es ein gewagtes Spiel gewesen, das er allein, bei seiner Stellung zur Königin, sich habe erlauben dürfen, als er sich auf seinen bekannten Haß gegen Marien, auf sein Ansehen bei Hofe und sein Verhältniß zur Königin beruft, die jeden Verdacht niederschlagen müßten, und er die Berechtigung des von der Gunst Elisabeths Gehobenen zu einer kühnen That nochmals hervorhebt: da beginnt Elisabeths Verdacht zu schwinden, der ihr selbst so widerwärtig ist; sie schweigt, während Burleigh seine in der Sache begründeten Bedenken Leicester entgegenhält. Dieser, jetzt kühner, da er fühlt, daß er auf die Königin Eindruck gemacht, erwidert mit bitterer Schärfe.*) Er verspottet zuerst die eitle Geschwätzigkeit seines Gegners, dann die Spürkunst, auf welche Burleigh sich so viel einbilde; dieser zum Trotz wäre Maria heute befreit worden, nur er habe es gehindert. Und nun bereitet er ihm und der Königin die wunderbarste Ueberraschung durch die Mittheilung, er wisse, daß die Königin Mortimer den von Paulet zurückgewiesenen Auftrag gegeben**), Marien heimlich aus der Welt zu schaffen,

*) 72. Statt Ihr muß es wohl Ihr's heißen, da verschweigen ein Objekt verlangt. Den Druckfehler verschweigt hätte Hülskamp nicht in Schutz nehmen sollen. Es kann hier nicht vom jetzigen Schweigen, sondern nur von dem vor oder bei der That die Rede sein.

**) Die Worte 86 f. „sie schloß ihr Innerstes ihm auf“ strich die Theaterbearbeitung.

nachdem Paulet den gleichen (von Burleigh ihm gemachten) Antrag abgewiesen hatte. In noch größeres Erstaunen setzt er beide durch die Enthüllung, daß Mortimer ein Werkzeug der Guisen gewesen zur Befreiung Mariens und zur Ermordung der Königin.*) Freilich sollte man denken, bei Entdeckung der Verschwörung habe sich auch Mortimers Theilnahme ergeben und sei Burleigh bekannt geworden. Am tiefsten wird Elisabeth dadurch betroffen, welche Mortimer sogar Aussicht auf ihre äußerste Gunst eröffnet hatte; muß sie ja fürchten, auch dieses habe er Marien und Leicester verrathen. Jetzt hat Leicester gewonnenes Spiel. Die Unterhandlungen, welche Maria mit ihm selbst gepflogen, fährt er fort, seien eben durch diesen Mortimer, den er zutraulich gemacht, vermittelt worden; seinen Plan, diese heute zu befreien, habe jener ihm so eben mitgetheilt, und als er ihn darauf habe gefangen nehmen lassen, sich in der Verzweiflung selbst erstochen. Man vermißt hier den kleinen Zug, daß Maria Leicester zur Erleichterung ihrer Flucht habe auffordern lassen. Elisabeth kann an der Wahrheit dieser Mittheilung kaum zweifeln; alle ihre Gedanken vereinigen sich im Zorn, so schändlich hintergangen worden zu sein. Burleigh erkundigt sich in seiner Verlegenheit, wann Mortimer sich getödtet, da er ihm ja eben nichts davon gesagt habe, wagt dann aber noch den Verdacht, Leicester habe wohl selbst Mortimer getödtet, da dessen Zeugniß ihm unbequem gewesen sei. Einen so unwürdigen Verdacht niederzuschlagen, läßt er sofort der Königin, nicht Burleigh, durch den Offizier der Leibwache über

*) 93. Eure tausend Augen, ähnlich wie der Argusblick II, 8, 96 (vgl. S. 178**).

Mortimers Ende Bericht erstatten.*) Diese kann sich noch immer nicht über die abscheuliche Täuschung des Jünglings beruhigen, dem sie ihr geheimstes Zutrauen geschenkt. Leicesters Frage an Elisabeth, ob er oder Burleigh diese drohende Gefahr von ihr abgewandt, weiß letzterer nur sehr schwach durch die Bemerkung zu vergelten, jedenfalls sei Mortimers Tod ihm sehr gelegen gekommen, worin sich der entschiedene Zweifel an der Wahrheit seiner Angabe kund gibt. Da auch Elisabeth sich noch nicht ganz von seiner Unschuld überzeugt stellen will**), so ergreift Leicester die Aeußerung ihres Hasses gegen Marien, um durch sein entschiedenes Drängen auf deren Tod den letzten Rest des Verdachtes zu zerstören. Burleigh, der noch immer an das geheime Einverständniß Leicesters mit Marien glaubt, kann seine Verwunderung über diese Aeußerung nicht verhehlen, obgleich sie zu Leicesters im Staatsrathe geäußerter Meinung durchaus stimmt, der darauf auch ruhig die schleunigste Vollstreckung des Urtheils als Nothwendigkeit begründet. Aber Burleighs List ersinnt ihm die schwerste Probe zur Widerlegung des auf ihm ruhenden Verdachtes: er selbst soll Zeuge der Hinrichtung sein. Elisabeth geht begierig darauf ein, da sie gern den vollsten Beweis sich verschaffen möchte, daß ihr Günstling sie nicht gegen die Verhaßte aufgegeben, ja ihr Haß denkt auch wohl Marien ihre Strafe dadurch noch bitterer zu machen. Leicester hat Fassung genug, seine Aufregung hinter dem Wider-

*) 127. Nach Der Königin stand früher noch, in Uebereinstimmung mit dem wirklichen Verlauf, und unsers heilgen Glaubens, worauf die Worte und eh wirs ... stürzte (nur ihn fehlte) zwei Verse bildeten.

**) 140 war bereitete statt bereitet Druckfehler des Theaters, den Körner beibehielt.

willen gegen einen so traurigen Auftrag zu verbergen. Die Königin aber will, um ihren Liebling durch diesen Befehl nicht zu sehr zu verletzen, sein Gegner Burleigh, der den Vorschlag gethan, solle mit ihm der Hinrichtung beiwohnen.

Siebenter bis neunter Auftritt. Graf Kent erscheint mit der Nachricht, das Volk, dessen Getümmel man auf der Bühne hört, belagere den Palast und fordere, geschreckt durch das Gerücht, vom Papste gesendete Verschwörer wollten die Königin tödten und Marien mit Gewalt befreien, die Unterzeichnung des Befehls zur Hinrichtung; eher wolle es nicht weichen. Man erwartete hier doch eine Erwähnung des wirklichen Anfalls und der schon Auftritt 2 erwähnten Zerstörung des Hauses des französischen Gesandten; gerade von dort sollte sich der aufgeregte Haufe nach dem Palaste wälzen. Rapin berichtet nach Cambden, die Feinde Mariens hätten die bei L'Aubespine entdeckte Verschwörung benutzt, den Befehl zur Hinrichtung zu beschleunigen. Um Elisabeth noch mehr in Schrecken zu setzen, hätten sie im Lande falsche Gerüchte ausgesprengt, England werde durch ein fremdes Heer erobert werden, schon sei eine spanische Flotte in einem Hafen von Wales gelandet (Cambden nennt den Hafen Milford*) und fügt den Einfall der Schotten in England hinzu), der Herzog von Guise stehe mit einem Heere im Lande Essex („in Sussex", sagt Cambden), man habe die Königin von Schottland aus dem Gefängnisse befreit und diese sammle Truppen im Norden (Cambden „habe ein Heer gesammelt, im Norden sei ein Auf-

*) Hieraus scheint Schiller in Kabale und Liebe den Namen der Lady Milford genommen zu haben, da er schon in Bauerbach Cambden las.

ruhr erregt"), es hätten neue Verschwörungen sich gebildet, die Königin zu tödten, ja Elisabeth sei schon ermordet und man wolle London anzünden. Archenholz fügt hinzu, das betäubte Volk habe nun laut Mariens Hinrichtung verlangt, als das einzige Mittel, dem Reiche Ruhe zu verschaffen.

Elisabeth fühlt sich durch den Zwang verletzt, den das Volk ihrem Willen auflegen will. Als Davison mit dem von ihm verlangten und von ihm nach Burleighs Auftrag 2, 1—5 ausgefertigten Befehl zur Hinrichtung kommt*), kann sie das Blatt vor Schaudern nicht ergreifen; denn sie wird vom Gefühl des großen Unrechts und des schlimmen Beispiels, das sie gebe, ergriffen, und zugleich befällt sie die Ahnung, daß ihr Entschluß für sie verhängnißvoll sei. Burleigh will sie durch die Berufung auf die Stimme des Volks nach dem bekannten Sprichworte bestimmen, aber einen gewaltigen Kampf erregt in ihr die Furcht, das, was man ihr jetzt als Stimme des Volks bezeichne, sei nur der Ruf der aufgeregten Menge, die Welt urtheile ganz anders, und selbst diejenigen, die jetzt dringend ihren Tod verlangten, würden ihr diesen später vielleicht als Gewaltthat vorwerfen.

Da kommt Shrewsbury, der ihr dies schon II, 3 vorgehalten hat, in großer Bewegung, mit ängstlich besorgter Theilnahme, um sie von der unglückseligen Unterzeichnung des Befehls abzuhalten, den sie von der Menge sich nicht abdringen lassen dürfe.**) Als er den ausgefertigten Befehl erblickt,

*) Bei Mellish fehlen 7, 13 f. die Worte eher ... hast und er schließt mit They are resolved, so daß Davisons Ankunft die Rede Kents unterbricht.

**) Die Worte 9, 2 f.: „Oder ist es | Geschehen? Ist es wirklich?" möchte man getilgt; sie scheinen ganz unpassend, da Shrewsbury, wie die szenarische

möchte er verhindern, daß er in ihre Hand komme *) Niemand könne sie zwingen**), ruft er ihr zu: hier gelte es dem tobenden Volke gegenüber sich als Herrscherin zu zeigen***); dieses sei eben durch das, was geschehn, aufgeregt, sie selbst durch den Auftritt mit der Gefangenen und den Mordanfall gereizt, so daß sie nicht ohne Leidenschaft entscheiden könne. Seine Antwort auf Burleighs sophistische Einrede, hier sei nicht zu richten, da die Sache längst entschieden, wird durch Kents Rückkunft abgeschnitten. Auf dessen Mittheilung, das Volk sei nicht zu bändigen (vgl. Wallensteins Tod III, 20, 2), fordert Shrewsbury die Königin zur ruhigen Ueberlegung eines Schrittes auf, der über das Glück und den Frieden ihres Lebens entscheiden werde, wogegen Burleigh es für eine Versuchung Gottes erklärt, wollte sie hoffen, dieser werde auch in Zukunft den Mordstreich von ihr abwenden, wie er es schon viermal gethan (heute, wo er sie fast getroffen, und bei Throckmortons, Parrys und Babingtons Verschwörung). Deshalb dürfe sie nicht länger säumen, die ihr und dem Reiche drohende Gefahr auf immer abzuwenden.†) Shrewsbury sieht gerade in dem wunderbaren

---

Bemerkung sagt, die Schrift in Davisons Hand gesehn; nur vor „Ich erblicke" (3) kann sie stehn.

*) Die Theaterbearbeitung hat 4 unglückseliges statt unglückselig.

**) Bei den Worten „Man zwingt mich" (6) denkt sie nicht bloß an das Volk, sondern auch an Burleigh, Leicester und den als Engländer und Protestant auf die schottische Papistin erbitterten Kent.

***) 9 hat Schiller mit Recht statt diesen im Druck jenen geschrieben. Shrewsbury selbst hat eben dieses Geschrei des Volkes gehört.

†) 26. Den Mordstreich wirklich schrieb Schiller im Drucke statt den fünften Mordstreich. Wirklich vollführen ist freilich etwas schwach.

Schutze Gottes*), der sich heute so glänzend erwiesen, eine Mahnung, auch ferner auf diesen zu bauen. Daß das Urtheil ungerecht sei, mag er jetzt nicht ausführen, da die Königin in der Erregtheit des Augenblicks keine Ruhe zur besonnenen Prüfung habe, aber lebhaft stellt er von neuem dar, wie man, was Elisabeth selbst eben gefürchtet, die jetzt von allen Seiten verlangte Hinrichtung Mariens später ganz anders beurtheilen, ja das Volk von ihr als einer von Haß und Eifersucht getriebenen Henkerin der Enkeltochter seiner Könige sich abwenden und Furcht sie überallhin verfolgen werde. Elisabeth stellt sich so bewegt, daß sie lieber todt in der Gruft liegen möchte als von diesem traurigen Zweifel gequält werden, ja sie spricht vom Ueberdruß am Leben und Herrschen. Aber dies kommt eben so wenig aus ihrem Herzen als der Wunsch, das Volk möge zwischen ihr und Marien wählen; denn eine von ihnen müsse fallen.**) Habe sie ja nur immer für das Beste des Volkes gelebt; hoffe dieses von Marien, die sie nicht ohne Eifersucht als jünger und schmeichlerisch bezeichnet, größeres Glück, so wolle sie gern in ihr stilles Woodstock (vgl. S. 163*) zurückkehren. Hierbei schwebt Elisabeths von Cambden und Rapin S. 406 mitgetheilte Aeußerung an das Parlament vor: „Wenn dieses Königreich durch meinen Tod blühender werden oder eine bessere Herrscherin erhalten könnte, so würde ich gern

*) Mellish hat 27 thrice statt viermal, wie kurz vorher, wogegen Schiller beim Drucke vorzog, auch die heutige, darauf näher ausgeführte Rettung mitzuzählen.

**) 69. Seine Majestät. Sie betrachtet hier, um dem Volke zu schmeicheln ihre Gewalt als einen Ausfluß von dessen Willen, obgleich ihre Thronfolge nur, auf der Bestimmung ihres Vaters beruhte.

die Welt verlassen, da ich nur für das Wohl und den Vortheil meines Volkes leben mag." Schiller läßt sie noch hinzufügen, sie sei zur Herrscherin gar nicht gemacht, da sie, wie sie jetzt so lebhaft empfinde, nicht hart sein könne. Man fühlt, daß dieses alles Phrase ist, wohinter sie ihre Ueberzeugung, daß Maria fallen müsse, versteckt.*) Burleigh wird über diese Aeußerungen, deren Unwahrheit er wohl fühlt, ganz ärgerlich. Solche Worte seien einer Königin unwürdig: an sich habe sie jetzt nicht zu denken, sondern nur an das Reich und die Religion, daran, daß ihre Unterthanen nicht dem römischen Aberglauben zum Schaden ihrer Seelen überantwortet würden**); weichliches***) Erbarmen dürfe sie nicht verleiten, die Wohlfahrt des Staates zu opfern, der, so lang Maria lebe, in Gefahr schwebe. Zu Englands Rettung erhebe er seine Stimme; dieses stehe höher als die Person der Königin, die Shrewsbury heute glücklich gerettet habe. Hierbei scheint Rapins Betrachtung S. 403 vorzuschweben; „Man konnte in Wahrheit sagen, daß,

*) Elisabeths Rede schloß früher mit „Ohnmacht . . . Geht" (84). In der Theaterbearbeitung ist Burleighs Erwiderung nicht zum Vortheil der Darstellung gestrichen.

**) Er erinnert daran, daß unter der Mißregierung von König Johann ohne Land 1213 ein Legat des Papstes Innocenz III. England und Irland als päpstliche Lehne in Besitz nahm: vorher hatte der Papst den Bann über sein Land verhängt, dann Johann des Thrones für verlustig erklärt und einen förmlichen Kreuzzug gegen ihn gepredigt, bis die Furcht vor der Uebermacht Philipps II. von Frankreich, den er damit beauftragt hatte, ihn zu Verhandlungen mit Johann veranlaßte. Die Art, wie Burleigh dieser traurigen, in Shakespeares König Johann so kräftig geschilderten Zeit gedenkt, stimmt nicht genau mit den ihm nur dunkel in der Erinnerung schwebenden Thatsachen.

***) 100. Ein von Körner beibehaltener Druckfehler des Theaters war weiblichem statt weichlichem.

wie der Tod Elisabeths das Leben Mariens sei, nur der Tod Mariens Elisabeth habe retten können, und mit ihr die Freiheit und den Protestantismus in England." Die Königin, durch Burleighs scharfe Worte getroffen, verlangt jetzt allein zu sein, um Gott die Sache vorzutragen; den Befehl zur Hinrichtung behält sie zurück, nur Davison soll in der Nähe warten. Shrewsbury ahnt, welchen Entschluß Elisabeth fassen werde, da er ihre Ehr- und Eifersucht kennt, und doch darf er kein Wort weiter wagen; bedeutungsvoll sieht er sie an, als ob er sie einen tiefen Blick in seine Seele thun lassen wolle, dann aber entfernt er sich mit dem Ausdrucke tiefsten Schmerzes über die gefürchtete Entscheidung.

Zehnter und elfter Auftritt. Was sie zur Unterzeichnung treibt, enthüllt uns Elisabeth in einem weit ausgeführten Selbstgespräch. Zuerst spricht sie ihren tiefsten Widerwillen gegen die Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, vom Willen der Menge aus, die ihr Stolz jetzt verächtlich als Pöbel bezeichnet; der Neigung dieses Pöbels müsse sie gehorchen, was ihr Stolz bitter empfindet. Daß sie ein Unrecht thue, fühlt sie, nicht weniger daß sie, da sie stets Gerechtigkeit geübt, aller Willkür entsagt habe, dadurch in Widerspruch mit sich selbst gerathe, aber dieser Schritt, vor dem Shrewsbury mit Recht sie gewarnt, sei für sie unvermeidlich.*) Hätte sie gehandelt wie ihre Vorgängerin, die spanische Maria, die vor nichts zu-

*) 13. Das Fesseln der Hände deutet auf den Zwang, den ihr bisheriges Verhalten ihr auferlegt hat. Freilich war dieses nicht ihre „erste Gewaltthat", wie Schiller es Elisabeth hier zu seinem Zwecke darstellen lassen muß; schon dadurch, daß sie die Königin von Schottland festhielt und sie vor ihr Gericht zog, hatte sie das Recht gebrochen.

rückgeschreckt, so könnte sie jetzt ruhig der Nebenbuhlerin Haupt fallen lassen. Daß unter ihrer Regierung manche blutige Verfolgung stattfand, wird mit dichterischer Freiheit übergangen; daß jene auch ihrer Ueberzeugung gefolgt, läßt ihre Eifersucht sie übersehn. Dagegen gesteht sie, daß ihre eigene Befolgung strenger Gerechtigkeit, die sie diesmal fast bereut, da sie den Entschluß ihr so schwer macht, keine freie Wahl war, daß sie gerecht sein mußte, um die Gunst des Volkes zu gewinnen, da diese allein sie einer Welt von Feinden gegenüber aufrecht hielt und noch hält. Schroff ist der Uebergang von der Vergangenheit zu der Gegenwart. Unter ihren Feinden, „allen Mächten des festen Landes", nennt sie den Papst (vgl. S. 154), Frankreich, das sie als Judas bezeichnet, obgleich hier nur die Guisen ihr feindlich waren, und Spanien.*) Gerade hierin besteht ihre geschichtliche Größe, daß sie dies vermocht und sich die Liebe ihres Volkes erworben hat. Diese Herrschergröße weiter ins Licht zu stellen durfte Schiller nicht wagen, wollte er nicht die Einheit des ihr Verhalten gegen Marien darstellenden Dramas sprengen. Ihre politische Weisheit fand er schon bei Rapin

*) Der „offene, wüthende Vertilgungskrieg" (28), den der Spanier ihr auf dem Meere bereitete, fällt erst nach Mariens Hinrichtung. Franz Drake hatte schon vorher in Westindien den Seekrieg gegen Spanien begonnen. Körner führte das harte Vertilgungkrieg ein. Freilich läßt Schiller in Zusammensetzungen oft das Bindungs-s weg, wie in Himmeldecke (I, 1), Himmelsveife (V, 7), Himmelsegen, glaubenvoll, segenvoll, lebenvoll, aber bei Hauptwörtern des ersten Theiles hat er häufiger dasselbe angenommen, wie in Himmelsthüre (I, 2), Himmelsschooß (III, 1), Himmelsfrucht, Himmelsglanz, Himmelsstrich (in der Jungfrau) u. a. Gerade bei den Wörtern auf ung vermißt man das s sehr ungern, obgleich Jean Paul, worüber Goethe spottete, es auch hier regelmäßig ausstieß.

vollständig gewürdigt, der aber auch in ihrer Behandlung der Maria Stuart einen Flecken ihrer Regierung erkannte. Von ihren zahlreichen Feinden, die sie doch eben jetzt noch mehr gegen sich aufzuregen im Begriffe steht, geht sie auf den ihr das Recht zum Thron entziehenden Makel ihrer Geburt über*), den sie leider vergebens durch hohe Tugenden zu bedecken suche**), da ihre Gegner immerfort darauf hinweisen und Marien als einzig rechtmäßige Thronfolgerin bezeichnen.

Von dieser sie ewig peinigenden Furcht vor Marien will sie sich jetzt befreien***); fallen soll diese, deren Bild wie ein böser Geist sie überall verfolgt†), die ihr jeden Lebensgenuß verkümmert. In ihrer Leidenschaft schreibt sie Marien auch den Verlust ihres Bräutigams und ihres Geliebten zu. Das Bündniß mit dem Herzog von Anjou hat sie selbst in Folge der französischen, freilich auf Mariens Befreiung gerichteten Verschwörung zerrissen; von Leicesters Unschuld ist sie halb überzeugt, doch bleibt noch ein Stachel zurück: aber ihre Erbitterung häuft eben alles, was sich irgend darbietet, auf die Verhaßte. Noch schärfer als die Furcht wirkt ihre persönliche Verletzung,

---

*) Ihr Vater selbst hatte sie, was Maria ihr bei ihrer Zusammenkunft vorgerückt, als Bastard erklärt und ihre Mutter als Ehebrecherin hinrichten lassen.

**) 35. Statt „Umsonst bedeck' ich ihn" hat Melliß: In vain with princely virtues would I hide it.

***) 38. Vor „Nein, diese Furcht soll endigen!" hat die Theaterbearbeitung die szenarische Bemerkung: „lebhafte Schritte machend".

†) Vor „Ein Plagegeist" 51 fehlte früher das den vorigen Vers ausfüllende „mir", wogegen 52 noch das den Vers zu einem Sechsfüßler machende nur nach Hoffnung stand. 56 änderte Schiller im Druck zur Vervollständigung des Verses trifft in niederschlägt.

die Erinnerung an den Hohn, womit Maria heute auf sie herabgeschaut; entschlossen geht sie rasch zum Tische*) und ergreift die Feder. Ihre stachelnde Leidenschaft tritt hier in der grimmen Schadenfreude hervor, daß sie bessere Waffen führe als Maria; sie scheut sich nicht diese aus persönlicher Feindschaft zu mißbrauchen. Aber der letzte entscheidende Beweggrund zur Unterschrift ist der Gedanke, daß Maria den wunden Fleck getroffen, sie Bastard gescholten und als rechtmäßige Königin sich ihr gegenüber gestellt hat: nur eines Federzuges bedarf es, um die Gegnerin zu vertilgen und sich den Thron zu sichern. Sie thut ihn mit fester Hand, aber Schrecken erfaßt sie, als es geschehn ist: sie fühlt, daß sie aus persönlicher Feindschaft, aus Furcht und Haß, die Ausführung eines ungerechten Urtheils befohlen und ein verwandtes königliches Haupt dem Henkerbeil geweiht hat, ja sie fürchtet, daß man dieses ihr vorwerfen und so ihren Namen entehren werde.

Erst nach einer Pause klingelt sie Davison herbei, der auf die Frage nach den übrigen, vor kurzem entlassenen Lords erwidert, sie seien gegangen, um die aufgeregte Menge zu beruhigen, was Shrewsbury durch sein ruhiges, klares Vorhalten der Ungebührlichkeit ihres Beginnens leicht gelungen.**) Es hat sich also Shrewsburys Aeußerung über die Unzuverlässigkeit der Volksstimme bewährt und sie kann sich nicht mehr auf diese berufen. So will sie denn auch Davison ohne weiteres entlassen:

*) Die Theaterbearbeitung hat hier in der szenarischen Bemerkung zwischen raschem Schritte noch großem.

**) Störend ist es, daß 11, 4 „der Graf von Shrewsbury", 8 „der edle Talbot" steht; wenigstens hätte hier nicht in der Namensbezeichnung gewechselt werden dürfen. Vgl. S. 147 f.

aber die Leidenschaft, sich Mariens zu entledigen, gewinnt im Augenblick, wo er gehn will, wieder die Oberhand, doch wagt sie nicht, dem zurückgerufenen Staatssekretär die Beförderung des Befehls aufzutragen, sie befiehlt ihm bloß das Blatt zurückzunehmen, auf dem er zu seinem Schrecken ihre Unterschrift bemerkt. Auf seine ängstliche Frage: „Du hast entschieden?" erwidert sie, man habe ja verlangt, daß sie unterschreibe, während sie früher vorgab, sie wolle thun, was der höhere Richter sie lehren werde. Ein Blatt, eine Unterschrift könne ja allein nicht tödten, fügt sie mit eitler Sophistik hinzu. Auf Davisons ängstlich bewegte, selbst zu einem dichterischen Bild sich versteigende Erwiderung, sobald das Blatt aus seinen Händen komme, müsse Mariens Hinrichtung am nächsten Morgen erfolgen*), ist sie arglistig genug, die ganze Verantwortung der Uebergabe oder Zurückhaltung des Befehls ihm aufzubürden. Vergebens lehnt dieser eine solche schwere Zumuthung ab, und verlangt ihre bestimmte Erklärung, ob er das Blatt befördern solle; aber unentschlossen überläßt sie die Sache auf wunderlichste Weise seiner Klugheit.**) Auf die weitere dringende Frage, was mit diesem Blutbefehl geschehn solle, gibt sie ihm eine nichtssagende Antwort, die sie auch auf weiteres Befragen nicht näher bestimmen will. Daß der Befehl gleich vollzogen werde, will sie nicht gesagt haben, ja der Gedanke daran mache sie

*) 22 f. „Ein Strahl des Donners, der geflügelt trifft." Wie der Blitz bei Dichtern πτερόεις, πτεροφόρος heißt, alatus von Pferden steht, Virgil fulminis alae braucht (Aen. V, 319). Hülskamp verwischt den bildlichen Ausdruck, indem er geflügelt erklärt „flugs, rasch wie im Fluge".

**) In der Theaterbearbeitung stand 41 mit einem überzähligen Fuße „nach eurer eignen Klugheit". Beim Druck ließ Schiller eignen weg.

zittern; aber eben so wenig gestattet sie ihm denselben länger aufzubewahren, was er nur auf eigene Gefahr wagen dürfe, da sie ihn für die Folgen verantwortlich mache. Als er wiederholt ihren entschiedenen Willen wissen will, erklärt sie ungeduldig, von der Sache nichts weiter hören zu wollen.*) Bei seinem erneuten Verlangen, mit einem Worte zu sagen, was er mit dem Befehle anfangen solle, weiß sie nur mit der falschen Ausrede sich zu helfen, sie habe es bereits gesagt. Seine Bemerkung**), daß sie ihm wirklich nichts Bestimmtes gesagt, findet sie so unerträglich, daß sie vor Aerger auf den Boden stampft. Seine Bitte, mit ihm, da er noch ein Neuling am Hofe sei***), Geduld zu haben, und deshalb ihm deutlich zu sagen, was er zu thun habe, läßt sie unerwidert, ja sie dreht ihm den Rücken, da er sich bittflehend ihr naht. Als er aber endlich Muth faßt und sie auffordert, den Befehl aus seinen Händen zurückzunehmen und ihn einem andern zu übergeben, geht sie rasch ab, indem sie ihn an seine Amtspflicht erinnert. So glaubt sie die Schuld ihres Befehls auf den Staatssekretär gewälzt zu

*) Hier schwebt wohl Robertsons Darstellung vor, wonach Elisabeth, nachdem der Befehl besiegelt war, nicht weiter deshalb angegangen zu werden verlangte.

**) 65. Statt erinnern hatte die Theaterbearbeitung erklären.

***) Daß Davison erst einige Monate im Amte gewesen und noch wenig die Sprache des Hofes kenne, nahm Schiller aus seinen Quellen. Cambden sagt (S. 500), Davison sei ein in den Künsten des Hofes weniger gewandter Mann gewesen, den man, wie die meisten behaupteten, in diese Stelle nur gebracht habe, um seine Ungewandtheit zu benutzen. Rapin behauptet (S. 415), er sei kurz vorher an diese Stelle gekommen (vgl. 12, 4 f.), wahrscheinlich um ihm eine Falle zu legen und ihn für Mariens Hinrichtung verantwortlich zu machen. Uebrigens war Davison schon lange vorher als Gesandter verwandt, bereits 1575 nach Belgien gesandt worden, auch unter den Richtern Mariens gewesen.

haben, da dieser nicht wagen werde, das verhängnißvolle Papier in Händen zu behalten; den Armen nach geschehener Hinrichtung zu opfern, ist sie entschlossen.*) Der Auftritt ist freilich sehr peinlich und fast etwas zu lang ausgedehnt. Der Dichter wollte in der drastischen Darstellung zeigen, wie ungeschickt sich die sonst so entschiedene Königin hier benehmen muß, um den Staatssekretär zu zwingen, den Befehl auch ohne ihren ausdrücklichen Befehl der Besorgung nicht zu behalten. Man muß denken, sie erwarte, er werde dem Minister seine Noth mittheilen und Burleigh thun, was sie nicht verantworten wollte.

Zwölfter Auftritt. Dem rathlosen Davison kommt der auf Elisabeths endliche Entscheidung gespannte Burleigh recht gelegen; in vollster Verzweiflung bittet er diesen, ihn von dem Dienste zu befreien, zu dem er durch seine Vermittlung gelangt sei.**) Zu höchster Freude hört der Staatsminister, daß der Befehl unterschrieben in Davisons Hand ruhe. Seinen Zweifel, was er damit anfangen solle, da die Königin sich in widersprechender Weise erklärt habe***), möchte er durch die heftig

*) Ueber die geschichtliche Wahrheit vgl. oben S. 83 f.

**) 12, 11. „Die Königin ließ Euch rufen." Sie hatte dem in einem Vorzimmer weilenden Davison geklingelt. Burleigh wußte nur, daß Elisabeth ihm befohlen, im Vorzimmer zu warten. Da der Minister ihn dort nicht mehr fand, schloß er, sie habe ihn rufen lassen, und die Ungeduld trieb ihn, selbst im Zimmer der Königin nach ihm zu sehn, da er keiner besondern Erlaubniß bedarf, dieses zu betreten.

***) 19: „Vollziehen lassen — Gott! Weiß ich, was ich soll?" Der Vers, der stoßweise gesprochen werden muß, würde gewinnen, wenn man nach Gott! Gedankenstrich setzte, zur Andeutung des abgebrochenen Ausrufs. Der schließende Anapäst ist bezeichnend. Sonderbar möchte Hülskamp vermuthen „Gott weiß, was ich soll."

geäußerte Versicherung verscheuchen, er müsse den Befehl vollziehen lassen, sonst richte er sich zu Grunde. Da dieser entschlossen entgegnet, eine gleiche Verantwortung drohe im entgegengesetzten Falle, so bemächtigt sich Burleigh mit Gewalt der Schrift, und enteilt trotz Davisons ängstlichem Nachrufe. Dieser handelt hierbei gleich gewissenlos, wie Elisabeth, glaubt aber aus politischer Rücksicht sich solche Gewaltthat gegen Davison erlauben zu dürfen, wie jene ihn zum Opfer sich ausgewählt, um die Schuld des Befehls zur Hinrichtung auf ihn zu schieben. Der Dichter setzt hier Burleigh an Hattons Stelle und übergeht die übliche weitere Anfrage der Minister an die Königin. Vgl. S. 84 f.

Fünfter Aufzug.

Der Todesgang Mariens, die wie eine Heilige scheidet, während Leicester und Elisabeth sich innerlich vernichtet fühlen, letztere den unschuldigen Davison ins Unglück bringt, Burleigh entläßt und von Shrewsbury aufgegeben wird, weil sie unedel gehandelt. So rächt sich die an Marien geübte Gewaltthat.

Maria, der noch in später Nacht die Hinrichtung auf den frühen Morgen angekündigt worden, bereitet sich in würdiger Weise zum letzten Gange; rührend nimmt sie von ihrer Dienerschaft Abschied, ihr selbst aber wird insgeheim das unerwartete Glück zu Theil, das Abendmahl von einem katholischen Geistlichen nach reuiger Beichte zu empfangen. Ihr letztes Wort auf dem Todesgange vernichtet Leicester vor sich selbst. Elisabeth fühlt sich, als sie die Gewißheit von Mariens Hinrichtung zu haben glaubt, lebhaft ergriffen. Das Bewußtsein, endlich von dieser

ewigen Furcht befreit zu sein, erhebt sie, doch bald befällt sie schwere, bittere Angst über ihr Unrecht und die Folgen des Schrittes, den sie freilich vor der Welt dem armen Davison aufzubürden entschlossen ist. Noch gesteigert wird ihre quälende Unruhe, als sie von Shrewsbury erfährt, das Zeugniß von Mariens Schreibern sei falsch. Freilich kann sie nach außen die Vollstreckung des Urtheils Davison und Burleigh aufbürden und beide bestrafen, aber der edle Shrewsbury, der sie durchschaut, zieht sich nach dieser Unthat von ihr zurück, und auch ihr Günstling Leicester, an den sie sich noch halten möchte, hat sich entfernt, er ist nach dem ihr feindlichen, von Marien geliebten Frankreich geflohen.

Erster Auftritt. Im Gespräche zwischen der Amme und Mariens Haushofmeister Sir Andrew Melvil*), den man bereits vor vielen Jahren von ihr weggenommen hatte**), erfahren wir, was sich während der vorigen Nacht bis zum frühen Morgen begeben. In Wirklichkeit hatte man, wie Robertson berichtet, den Ritter Melvil nur seit einigen Wochen von ihr entfernt, und Maria traf ihn erst, als sie die Treppe zum großen Saale herabgestiegen war, wo man das Blutgerüst die Nacht über aufgeschlagen hatte. Schiller ließ vorher alle in letzter Zeit der Maria Stuart entzogenen Kostbarkeiten an diesem Morgen wieder in ihr Zimmer schaffen, wie Paulet schon I, 1 versprochen hatte, damit sie aus dem königlich, ihrer würdig

*) So nennt ihn Robertson. Auch Mellish gibt im Personenverzeichnisse ihm diesen Namen. Im Drucke des Personenverzeichnisses fehlt der Vorname. Das Register zu Cambden verwechselt ihn mit dem Gesandten Robert Melvil.

**) Er wie sein Bruder James hatte ihr seit lange die treuesten Dienste geleistet, sowohl in Schottland wie bei Elisabeth für sie gewirkt.

ausgestatteten Zimmer ihren letzten Gang antrete, wie man den Verurtheilten im letzten Augenblicke alles bewilligt, was sie zu genießen verlangen. Der Anblick dieser hereingeschafften Sachen, deren Verzeichniß Paulet der Amme übergeben, erregt deren tiefsten Schmerz; sie war eben damit beschäftigt gewesen, Mariens in der Nacht geschriebene Briefe nebst den dazu gehörigen Paketen zu siegeln.*) Der Auftritt beginnt eine stumme Szene.

Nachdem das schmerzliche Wiedersehen der beiden Treuen geschildert ist**), klagt Kennedy, daß erst am letzten Morgen ihrer unglücklichen Herrin die Anwesenheit***) der so lange ihr entrissenen Dienerschaft wieder vergönnt werde: in Schmerz über den Anbruch dieses Unglückstages möchte sie zerfließen. Aber Melvil, der sein ganzes Leben um die Theure weinen und trauern will†), bittet sie dringend, ihre Trauer jetzt zu mäßigen und ihrer Herrin in würdiger Fassung auf ihrem letzten Wege zur Seite zu stehn. Durch Kennedys Bemerkung, Maria bedürfe eines solchen Beistandes nicht, sie sei edel gefaßt

*) Nach Brantôme schickte sie dem Könige von Frankreich, der Königin Mutter, Herrn und Frau von Guise und andern Vertrauten, von denen sie schriftlich Abschied nahm, kleine Geschenke. Der Brief an Heinrich von Guise ist erhalten. Nach V, 9 hat sie ihrem Oheim und ihrem Vetter Guise, dem König von Frankreich und dem Papste kleine Geschenke vermacht.

**) 5 f. „Den letzten, ewigen Abschied." Melvil folgt hier dem gewöhnlichen Gebrauche. Der Gedanke, daß er die Königin jenseits wiedersehn werde, liegt ihm hier fern, wo er die schmerzliche Bedeutung dieses Abschieds im Gegensatz zum vorigen kurzen bezeichnet.

***) 8. Gegenwart schrieb Schiller erst beim Drucke statt des den Vers nicht füllenden Anblick.

†) 17. Statt „So lang noch Leben in mir ist" stand früher „Mein ganzes übriges Leben lang". — 19. Nächtliche, schwarze. Schwarz ist die Farbe der Nacht. Sonst brauchen die Dichter nächtlich im Sinne von schrecklich.

und werde als wahre Königin und Heldin den Tod erleiden, wird die Erzählung, wie diese die Ankündigung der Hinrichtung aufgenommen, glücklich eingeleitet. Wenn Schillers Maria gar nicht ahnte, daß man jetzt gleich mit der Hinrichtung vorgehn werde, und sie blos wegen Mortimers versprochener Befreiung in gespannter Sorge war, so gewinnt der Dichter dadurch den Vortheil eines tragisch wirksamen „fürchterlichen Wechsels“ (52). Nach der Geschichte erfolgte die Ankündigung, daß das Blutgerüst eben unter ihren Füßen aufgeschlagen werde, nicht in der Nacht durch Paulet, sondern Tags vorher erschien Graf Shrewsbury als Lord Marschall vor ihr mit unbedecktem Haupte und ließ in Begleitung des Grafen Kent, des Sherifs und mehrerer Edelleute der Gegend durch den Sekretär Beal den Befehl zur Hinrichtung vorlesen. Geschichtlich begründet ist, daß Maria den Befehl mit aller Ruhe, ohne die Farbe zu verändern, anhörte. Vgl. S. 84. Daß sie darauf das Zeichen des Kreuzes machte und die Herren willkommen hieß, wird übergangen, dagegen was sie sonst erwiderte, daß sie diesem Tage als ihrer Befreiung sich entgegengesehnt habe, in Auftritt 6 verwandt. Schiller folgt hier meist Robertson oder dem ihn benutzenden Archenholz, kaum dem wesentlich mit diesem übereinstimmenden Cambden und dem andere Züge bietenden Brantôme. Rapin berichtet über Mariens Ende sehr kurz. In unserm Auftritt hören wir, daß, als der sein Unglück bejammernde Paulet ihr seines Neffen Mortimer Tod in Folge von Leicesters schändlichem Verrath mitgetheilt, sie Thränen vergossen, von da ab die Nacht mit Beten, Schreiben von Briefen an ihre Freunde und mit Abfassung ihres Testaments verbracht, darauf einige Zeit sich dem Schlafe überlassen. In

ihrer Nähe befanden sich ihre Frauen und ihr Leibarzt Bourgoyn, dem für heute gleichfalls wieder nach so langer Zeit der Zutritt zu ihr gestattet worden war.*) Archenholz berichtet nach Robertson, der meist Cambden folgt: „Sobald die Todesboten**) sich entfernt hatten, fiel die Königin, umringt von den auf der Erde liegenden Bedienten, auf ihre Knie und dankte Gott, daß das Ende ihres Leidens so nahe sei, wobei sie den Himmel um Stärke anflehte, den kleinen Rest des Leidens standhaft zu ertragen. Sie verbrachte den größten Theil des Abends mit Anordnung ihrer weltlichen Angelegenheiten, und schrieb ihr Testament eigenhändig. Ihr Geld, ihre Kleinodien, ihre Kleider vertheilte sie unter ihre Bedienten, nach ihrem Rang oder Verdiensten; sodann schrieb sie zwei Briefe, einen an den König von Frankreich und einen an den Herzog [Heinrich] von Guise, beide voll erhabener Gesinnungen; sie empfahl ihre abscheidende Seele ihrem Gebet und ihre trostlosen Bedienten ihrem Schutz. Ihr Abendessen war, wie gewöhnlich, mäßig; sie sprach nicht allein ohne alle Unruhe, sondern sogar mit Freudigkeit des Gemüths, trank die Gesundheit eines jeden Bedienten und bat um Verzeihung, wenn sie ihn beleidigt haben sollte. Alle tranken ihr nun wieder zu auf ihren Knien, und flehten schluchzend auch ihre liebe Königin um Vergebung ihrer Fehler.

) 76. In der Theaterbearbeitung findet sich „Margarethe Kurl und Reves" statt „Ihr Leibarzt . . . Frauen." Vgl. S. 238. Die Reves vermag ich nicht nachzuweisen. Ihren Namen, wie den Didiers (6, 30), nahm Schiller vielleicht aus der Biographia Britannica (vgl. S. 8.) Vgl. S. 243. Mellish hat nach „Burgoyn", wie Schiller schreibt, noch die jetzt 3, 11—15 stehenden Verse Kennedys: „Ihr scheint . . . zurück."

**) 33 steht „Todespost", das sonst von der Anzeige des erfolgten Todes gebraucht wird, von der „Todesbotschaft".

Sie legte sich zu der gewöhnlichen Zeit zur Ruhe, und schlief sanft einige Stunden lang. Des Morgens stand sie sehr zeitig auf, um zu beten, und fuhr mit diesem heiligen Geschäft ununterbrochen fort, so daß sie noch am Altar kniete, als der Sherif um 8 Uhr ins Zimmer trat." Einzelnes hiervon hat Schiller im sechsten Auftritt benutzt. Glücklich hat der Dichter nicht alle Kammerfrauen Mariens zugleich auftreten lassen und diese zum Theil charakteristisch unterschieden.

Zweiter bis fünfter Auftritt. Margaretha Kurl, die Gattin von Mariens erstem Sekretär*), erscheint, um Kennedy zu ihrer Herrin zu bescheiden.**) Der Dichter läßte diese treue Dienerin auftreten, damit sie gegen Melvil, dessen Erscheinen sie erfreut, die Ueberzeugung ausspreche, ihr Mann habe falsch geschworen, Maria sei unschuldig. Dann erscheint (3, 1) der Arzt Burgoyn.***) Glücklich wird der Becher Wein, dessen Melvil

*) Als Kammerfrau fand Schiller eine Mistreß Curle bei Robertson genannt. Er gab ihr den Vornamen Margaretha, da ihm ihr eigentlicher, Elisabeth, unbekannt war.

**) 1. In der Frage: „Ist die Lady wach?" stand früher Königin.

***) In der Theaterbearbeitung heißt es hier: „Ihm folgen zwei andere Kammerfrauen der Marie. Alle weinend und in Trauer"; denn es fehlt im folgenden die ganze Stelle von Burgoyns Worten: „Besorget einen Becher" bis „Gertrude! Rosamund!" (4, 2) und darauf „Zweite" vor „Kammerfrau", so daß auf Melvils „Burgoyn!" gleich folgt „Kammerfrau. Sie hat". Melisch gibt: First Woman (to the nurse). Da bei der Aufführung die Abendmahlsaustheilung wegfiel, bedurfte es des Weins nicht mehr, weshalb die ganze dadurch veranlaßte Stelle gestrichen wurde. Bulthaupt ist im vollen Rechte, wenn er es lächerlich findet, daß man noch heute, obgleich das Abendmahl wegfällt, den ganz überflüssigen silbernen Becher (bei Schiller ist der Becher von Gold) durch die Kurl bringen oder ihn beim Aufgehen des Vorgangs auf dem Tische stehn läßt. Melvils Begrüßung fand sich ursprünglich erst nach der Ankündigung

später zum Abendmahl bedarf, dadurch eingeleitet, daß Burgoyn ihn fordert*): Maria glaube zwar keiner Nahrung zu bedürfen, da sie sich stark und muthig fühle, aber ein schwerer Kampf stehe ihr bevor, und ihre Feinde sollten ihr nicht nachsagen, daß sie bleich vor Furcht in den Tod gegangen. Vielleicht schwebt hierbei Brantômes Erzählung vor, Maria habe vor ihrem letzten Gange wieder Farbe auf die Wange bekommen, die seit dem Tode ihres ersten Gatten geschwunden gewesen.**) Auffallend und ganz unverbunden folgen hier 11—15 Verse, die ursprünglich viel passender im ersten Auftritt standen (vgl. S. 237*).

Zunächst kommen zwei Kammerfrauen Mariens, die Melvil mit Namen anredet, darauf zwei andere weibliche Bediente, die stumm ihren Jammer ausdrücken; alle sind in Trauer. Die erstern werden von Marien 6, 71. 90 Aliz (Alice) und Bertha angeredet. Ihre Namen sollten hier in der szenarischen Bemerkung genannt sein. Maria hatte sie alle weggeschickt, weil sie für sich beten wollte. Die Theaterbearbeitung hatte 1, 76 neben Margaretha Kurl noch die Reves genannt.***) Nach

---

der eben wieder eintretenden Kennedy, daß die Königin bald selbst erscheinen werde (3, 10).

*) Die Worte (3, 2) Machet hurtig! fehlten ursprünglich.

**) Nach Brantôme verlangte sie am letzten Abend zu essen, damit sie nicht morgen etwas beginne, was ihrer unwürdig sei; sie nahm eine geröstete Schnitte mit Wein. Am Morgen hielt sie ihr Abendmahl mit einer vom Papste geweihten Hostie.

***) In der Andreaskirche zu Antwerpen findet sich an einem Pfeiler ein der Maria Stuart von zweien ihrer Kammerfrauen und dem Sohne der einen geweihtes Denkmal mit ihrem Bilde in einem kleinen Medaillon von Fr. Pourbus. Der Großherzog Karl August von Weimar ließ es 1824 abzeichnen.

Brantôme hatte die Königin ein eigenes Betzimmer, wohin sie sich allein begab. Die Kurl kommt nun ganz bestürzt mit dem verlangten Becher Wein*); der zufällige Anblick des zur Hinrichtung bestimmten Saales hat sie mit Entsetzen erfüllt. Ihre Aufregung bei der Schilderung desselben ist recht ergreifend, wenn sie auch hinter der ähnlichen Brackenburgs in Goethes Egmont (V, 3) zurücksteht, und ihr Mitleid theilt sich dem Zuschauer mit.**) Archenholz berichtet nach Robertson und Cambden: „Das Blutgerüst war in der mit Zuschauern ganz angefüllten Halle errichtet, wo man sie verhört hatte. Es war, so wie der dazu gehörige Stuhl, Kissen und Block, ganz mit schwarzem Tuch bedeckt.“ Brantôme berichtet nur, das zwölf Fuß breite, zwei Fuß hohe Gerüst sei mit schlechtem schwarzem Fries bedeckt, vier- bis fünfhundert Personen im Saale gewesen. Die Kammerfrauen brechen nach der Schilderung der gierig das Blutgerüst umstehenden Menge in Jammer aus, welchen Melvil beschwichtigt.

Sechster Auftritt. Maria tritt in weißem Festkleide auf, mit frommen Zeichen ihres katholischen Glaubens. Archenholz schreibt fast ganz nach Robertson: „Ihre Kleidung war schwarzer Sammt, prächtig geziert; nur an hohen Festtagen

*) In der Theaterbearbeitung, die den Becher Wein ganz wegläßt, tritt 5, 1 statt der Kurl die Kennedy ein, die das folgende Melvil berichtet; denn diese war dort noch nicht zurückgekehrt.

**) Die Theaterbearbeitung änderte 3 ff.: „Als ich die Treppe | Hinabstieg, die zur untern Halle führt, | Den Ritter Paulet zu der Königin zu rufen,“ wo das an die Stelle des Bringens des Bechers getretene Rufen Paulets nicht näher begründet ist und der letzte Vers einen Fuß zu viel hat. — Nach Melvils „Was saht ihr?“ (7) ward „Fasset euch!“ erst beim Druck eingeschoben.

hatte sie solche getragen. Ein Agnus Dei*) hing an einer Kette [von Ambrakugeln] um ihren Hals; ein Rosenkranz war an ihrem Gürtel befestigt, und in ihrer Hand trug sie ein elfenbeinernes Kreuz." Auch ihres Schleiers von feinem Linnen mit Spitzen, der bis zur Erde herabhing, wie ihrer Mantelschleppe wird gedacht.**) Weiter berichtet Archenholz nach Robertson, der wieder meist Cambden folgt: „Melvil stürzte [in der Halle, wo sie ihn auf ihrem letzten Gange traf] zu ihren Füßen, rang die Hände und bejammerte ihr schreckliches Unglück, und sein Loos, die traurige Botschaft nach Schottland bringen zu müssen. ‚Weine nicht, guter Melvil!' sagte sie; ‚du hast viel mehr Ursache, dich zu freuen; denn noch heute wirst du Maria Stuart von allen Bekümmernissen befreit sehn, und zwar durch ein solches Ende ihrer Leiden, als sie lange erwartete. Sei ein Zeuge, daß ich sterbe unverändert in meiner Religion, fest in meiner Treue gegen Schottland und unwandelbar in meiner Neigung gegen Frankreich. Grüße meinen Sohn und sage ihm, daß ich nichts Nachtheiliges gethan gegen sein Königreich noch gegen seine Ehre und Rechte. Möge Gott es

*) Agnus Dei (Lamm Gottes) hießen ursprünglich länglich-runde Plättchen aus dem Reste geweihter Osterkerzen, dann aber auch kleine, häufig vom Papste geweihte Medaillen von Gold oder Silber, auf deren einer Seite das Lamm Gottes mit der Siegesfahne stand. Besonders wurden solche im ersten und siebenten Jahre der Regierung eines Papstes in der Osterwoche geweiht und vertheilt. Das Tragen derselben war, was hier unbeachtet bleibt, in England verboten. Vgl. S. 71.

**) Cambden sagt, sie sei mit heiterm Gesicht hervorgetreten, in züchtiger, sehr bescheidener Haltung, geschmückt wie an Festtagen, mit einem herabgelassenen linnenen Schleier. Auch erwähnt er des elfenbeinernen Kruzifixes und des am Gürtel herabhängenden Rosenkranzes. Ein Kruzifix trug Maria schon I, 2.

allen denen vergeben, die ohne Ursache nach meinem Blute gedürstet haben.' Nach diesen Worten küßte sie, ihr Gesicht in Thränen gebadet, den knieenden Melvil und sagte: ‚Noch einmal lebe wohl, guter Melvil, und stehe deiner Königin mit deinem Gebete bei.'"*) Wir haben schon S. 140*) bemerkt, daß Schiller Marien ihres Sohnes Jakob nicht gedenken läßt, und mit Recht, weil das Verhältniß zu ihm ein zu sonderbar zusammengesetztes war, als daß es leicht, und ohne Mariens Bild zu entstellen, hätte zur Darstellung gelangen können.

Gerade im letzten Augenblick erscheint Maria nach so vieler erlittenen Schmach und trotz der unwürdigen, von Haß und Eifersucht ihr aufgezwungenen Strafe wieder in ihrer wahren königlichen Hoheit; vor dem Tode tritt gleichsam ihre ganze Seele in ihrer sittlichen Würde, von ihrer leidenschaftlichen Lebensluft rein, ja verklärt uns entgegen. Sie fordert die Klagenden auf, statt zu weinen, sich ihrer bevorstehenden Befreiung zu freuen;**) sie selbst fühle sich im Angesicht des Todes wieder in ihrer vollen königlichen Würde.***) Daß sie beim

*) Bei Cambden fehlen die Stelle: „Möge Gott . . . gedürstet haben", und die letzte Anrede an Melvil, dagegen findet sich dort die Berufung auf Gott, wie innig sie die Vereinigung Englands mit Schottland gewünscht habe, und am Schlusse heißt es: „Mahne meinen Sohn, daß er mit der Königin von England Freundschaft halte, und diene ihm treu!" Bei Robertson fehlt der Schluß: „Nach diesen Worten . . . Gebete bei."

**) 2 wurde erst beim Drucke das im Verse überzählige langen vor Leiden gestrichen.

***) Bei dem Aufschwingen der Seele auf Engelsflügeln (4 f.) denkt Boxberger an eine ähnliche Stelle in Richardsons Clarissa. Aber wenn Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, äußerte, Schiller habe mit Mariens Todesgang etwas der tiefen Rührung Aehnliches zu erregen gedacht, wie Clarissens Tod und Begräbniß hervorrufen, so folgt daraus nicht, daß er diese Schilderung

Anblick Melvils, der unwillkürlich vor ihrer wunderbar ihn ergreifenden Erscheinung auf die Kniee gesunken, überrascht ist, stimmt nicht wohl dazu, daß Kennedy Auftritt 2 sie auf dessen Anblick vorbereiten will, und wir nach Auftritt 3 annehmen müssen, dieses sei wirklich geschehn. Nein, er darf nicht, von Schmerz bewältigt, am Boden knieen, sondern muß an ihrem bevorstehenden höchsten Triumphe Theil nehmen.*) Zur besondern Freude gereicht ihr, daß sie jetzt einen solchen Freund zur Seite hat, der bezeuge, wie sie als treue Katholikin gestorben. Brantôme berichtet, sie habe erklärt, daß sie keinen andern Ruhm zu hinterlassen wünsche. Nachdem sie sich kurz nach Melvils Schicksal während der Trennung von ihr und nach Didier (Desiderius), ihrem alten Kämmerer, erkundigt**), und ihren so natürlichen Schmerz ausgesprochen hat, bei ihrem Ende keine Blutsverwandten um sich zu haben***), sich aber bei dem Ge-

---

im einzelnen benutzt habe. Viel eher könnte man denken, daß hier Mariens Hoffnung vor der Hinrichtung vorschwebe, die sich bei Brantôme findet: „die Engel und Seligen würden sie im ewigen Leben empfangen und ihr Blut zum Sühneopfer für alle Sünden vor den Thron Gottes bringen." Aber an geleitende Engel wird hier gar nicht gedacht, ihre Seele schwingt sich als Engel auf. — 10. Freund, als ihr Befreier. — Schwarze Flügel legten schon die Alten dem Tode bei, wie bei Horaz Mors atris circumvolat alis (sat. II, 1, 58). — 13. Statt tiefgesunkenen stand ursprünglich, vielleicht durch Schreibfehler, tiefgesunkensten. Das Theater gab irrig „tiefgesunkenem", was Körner beibehielt.

*) 19. Im Druck ward Glück an die Stelle von Loos gesetzt.

**) Ihr Kämmerer Didier Sifflard soll nach einem Berichte bei ihrer Hinrichtung zugegen gewesen sein. Vgl. S. 237*.

***) 35. Statt Der theuren Blutsverwandten stand ursprünglich Vom theuren Haupt der Stuart.

danken beruhigt hat, daß ihre treuen Diener bei ihr sind*), theilt sie Melvil ihre letzten Wünsche mit, für ihren Schwager König Karl IX. („allerchristlicher König", rex christianissimus heißt der König von Frankreich, wie der von Spanien rex catholicus. vgl. S. 167**) und das ganze königliche Haus, für ihren Oheim den Kardinal (vgl. S. 132) und ihren Vetter Heinrich von Guise, auch für den Papst und den König Philipp von Spanien, der zu ihrer Rettung sich bereit erklärt hatte. Sie gedenkt auch der ihnen im Testament zugedachten Geschenke, die freilich „arm" seien. Brantôme sagt von den kleinen Geschenken, die sie mit den Briefen geschickt (und dies scheint zweckmäßiger als die testamentarische Bestimmung), daß sie von dem Werth und Preis gewesen, wie sie eine unglückliche gefangene Königin geben könne. Vgl. S. 35*. Sodann wendet sie sich an ihre gesammte Dienerschaft mit der Bitte, nicht in England zu bleiben, wo der stolze Britte sich an ihrem Unglück weiden würde, sondern nach ihrem geliebten Frankreich zu gehn, dessen König sie empfohlen seien; dies liegt ihr so sehr am Herzen, daß sie diese Zusage auf das Kruzifix beschworen zu sehn wünscht, was denn Melvil für alle thut.**) Auch nach ihrem Tod möchte sie ihre königliche Würde nicht in ihren Dienern geschmäht sehn. Weiter theilt sie ihnen mit, daß sie in ihrem Testamente alles, worüber sie verfügen gekonnt, unter sie vertheilt habe, und sie hofft, man werde hierin ihren

*) 37 hat die Theaterbearbeitung statt „eure Thränen soll ich fließen sehn" das schwächere: „meine Diener sollen um mich weinen".

**) 52 stand früher empfohlen statt anempfohlen, 57 einst angehörten statt gedient, 61 fehlte dieser. — 56 war Sein stolzes Haupt (statt Herz) Schreibfehler der Theaterbearbeitung.

Willen befolgen. Nach Brantôme öffnete Maria ihre Koffer und spendete ihr baares Geld ihren Dienern, jedem nach seinem Vermögen und seinen Dienstleistungen; ihre Kostbarkeiten, Halsketten, Bänder und Kleidungsstücke gab sie ihren Dienerinnen mit Bedauern, daß es nicht mehr sei. Bei Cambden theilt Maria in der Nacht ihr Geld aus, am Morgen läßt sie ihr Testament der Dienerschaft vorlesen, und entschuldigt sich, daß sie nicht im Stande sei, mehr zu geben. Daß auch männliche Diener zugegen sind, ist am Anfange der Szene nicht bemerkt (die beim ersten Auftritt genannten Bedienten müssen noch vor Paulet und Drury abgehn, mit denen sie gekommen), ergibt sich aber aus dem Personenverzeichnisse und der szenarischen Bemerkung vor 56: „Sich zu ihren Dienern wendend". Diese ziehen sich darauf zurück, was freilich durch eine szenarische Bemerkung hätte angedeutet werden sollen, nur Burgoyn und Melvil bleiben nebst den Frauen in nächster Nähe. Letztern schenkt sie nun alles, was sie noch an Kleidern und Schmuck trägt, wendet sich auch darauf noch an die einzelnen. Vgl. oben S. 237.

69 redet sie die drei jüngsten Kammerfrauen an, die noch Lust am weiblichen Putze haben; ihnen schenkt sie ihre Perlen und alle Kleider.*) Nach Brantôme sagte sie zu ihren Dienerinnen, als sie das Kleid von schwarzem Sammt angezogen hatte, das dadurch dem Henker verfiel: „Meine Freundinnen, gern hätte ich euch lieber dies Stück gelassen, als was ich gestern anhatte, allein ich muß doch etwas anständiger zu meinem Tode und etwas besser als gewöhnlich gekleidet sein. Darauf theilt

*) Unerträglich hart ist, daß sie zuerst mit dir nur eine bezeichnet, dann ohne weitere Verbindung die beiden andern anredet. Es müßte euch heißen.

sie ihrer treuen Margaretha mit, daß sie ganz besonders in ihrem Testamente bedacht sei, weil das Bewußtsein der Schuld ihres Gatten, der durch sein Zeugniß sie verrathen, sie von allen am unglücklichsten mache. Wirklich vermachte sie in ihrem Testamente sogar Nau und Curl, den sie als von jenem verführt betrachtete, bestimmte Summen. Weiter wendet sie sich zu ihrer Amme Hanna, der sie ein Tuch schenkt, das sie selbst in trüben Stunden gewoben; es wird aber noch besonders dadurch geweiht, daß diese ihr vor dem Tode die Augen damit verbindet.*) Bei Brantôme sagt Maria zu einer ihrer Kammerfrauen: „Hier ist ein Schnupftuch, das ich ebenfalls zurückbehalten habe, um mir die Augen damit zu verbinden, wenn wir so weit sind, und ich gebe es euch, meine Liebe, weil ich diesen letzten Dienst von euch empfangen will." Nach andern Berichten (Cambden schweigt davon ganz, wie er denn Kennedy gar nicht nennt) zog sie auf dem Blutgerüst ein weißes goldgesäumtes Tuch unter ihrem Mantel hervor, und bat Kennedy, ihr damit die Augen zu verbinden. Schiller hat diesen Zug geschickt umgestaltet. Sodann läßt Maria alle herantreten um ihnen die Hände zu reichen. Sie verabschieden sich dann, indem sie vor ihr niederfallen und weinend ihre Hände küssen.**) Nach Brantôme nahm Maria noch einmal von ihren Frauen Abschied; sie küßte diese und gab ihnen Aufträge an den König und die Königin von Frankreich und andere Verwandte.

---

*) 77. In der leipziger Theaterhandschrift fehlt durch Versehen O vor meine treue Hanna und nicht vor der Steine.

**) Vgl. dazu die ähnliche Stelle in Kabale und Liebe IV, 9 mit unsern Erläuterungen S. 106.

Besonderes Lebewohl sagt sie ihrer Margaretha und Alix*), sodann ihrem Leibarzte: zuletzt wendet sie sich zu den beiden andern Kammerfrauen, bei denen sie länger verweilt. Diese erscheinen in einem bezeichnenden Gegensatze. Gertrud ist ihr wegen ihres liebeglühenden Herzens, das sich auch jetzt in ihrem brennend heißen Kusse verräth, vor allen werth; ihr, von der sie so herzlich geliebt worden, wünscht sie einen edlen Gatten, dessen ihr Herz bedarf. Zuletzt wendet sie sich an die früher nicht namentlich genannte Bertha. Sie möge nur sogleich, wie sie beabsichtige, den Schleier nehmen, da ja, wie sie an ihr lernen könne, alle Güter der Erde betrüglich seien.**) Nach Brantôme sagte sie zu ihren klagenden Frauen, es sei nichts um die Glückseligkeit dieser Welt, wovon sie ein redendes Beispiel für die Größten bis auf die Niedrigsten abgeben könne, da sie, weiland Königin von Frankreich und Schottland, die in Ehre und Größe jeder Art geschwelgt habe, jetzt unschuldig unter Henkershänden fallen solle. Um nicht zu weich zu werden bricht Maria mit „Nichts weiter!“ ab, indem sie den Entlassenen noch innige Lebewohls zuruft. Blos ihr Haushofmeister Melvil bleibt als nächster Vertrauter zurück.

Siebenter Auftritt. Eine der schönsten Erfindungen ist es, daß die nach den Heilsmitteln ihrer Kirche schmachtende

*) 89. Statt Margretha hat die Theaterbearbeitung irrig die volle Form Margaretha. — Den Druckfehler leb' wohl statt lebe wohl hat erst Körner beseitigt.

**) 96. Du hast das beßre Theil erwählt. Luc. 10, 42: „Maria hat das gute Theil erwählet.“ — 97. Braut des Himmels, gangbarer kirchlicher Ausdruck, wie in Schillers Ritter Toggenburg und der Braut von Messina. Bürger hat so Himmelsbraut und Christus-Braut.

Maria dieser Gnade auf wunderbare Weise gewürdigt wird. Wie sehr hat Schiller hier die Geschichte veredelt! Nach Brantôme, dem Archenholz folgt, hielt Maria das Abendmahl mit einer vom Papste Pius V. ihr geschickten Hostie, die sie auf diesen Nothfall sich aufbewahrt hatte; ihre Beichte mußte sie schriftlich ihrem Almosenier ablegen. Brantôme theilt diese mit. Bei Cambden schreibt sie an ihren Almosenier, er möge für sie beten. Auf das glücklichste ist die Beichte benutzt, um uns nicht allein Mariens Unschuld an dem das Todesurtheil begründenden Verbrechen, sondern auch ihre wahre Buße und Unterwerfung zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Dieser ganze schöne Auftritt hat dem Kopfschütteln der besser unterrichteten Katholiken nicht entgehn können, die in manchen Punkten dem Dichter Unrecht gethan, mit Recht fast nur ganz Unwesentliches gerügt haben. Raich meint sogar, Maria übersehe im äußersten Augenblicke über allen Aeußerlichkeiten des Gottesdienstes das Wesen der Sache. Einzelne Versehen waren längst von mir bemerkt; sie berühren aber nicht die herrliche Dichtung, die als eine lebendige Einheit gefaßt werden muß. Darüber, daß ihr am Ende ihres Lebens die Heilsmittel versagt seien*), tröstet Melvil sie zunächst damit, daß der fromme Wunsch bei Gott für die That gelte, der Glaube alles vermöge.**)

) 10. Das einfache den Heilgen zur Bezeichnung Gottes als des über alles Irdische erhobenen göttlichen Wesens könnte auffallen, wäre nicht den höchsten Richter vorhergegangen Gewiß ist Heilgen kein Druckfehler für Heiland, wie Hülskamp meinte. — 12. Himmelspeise (seit der zweiten Ausgabe Himmelspeise) statt des gewöhnlichen Himmelsbrod. Vgl. S. 227.

**) Gewöhnlich pflegt man den todten Glauben dem lebendigen (der Früchte bringt) entgegenzusetzen. „Die Gerechtigkeit muß durch den Glauben

Aber Maria spricht das Bedürfniß ihres Herzens aus, sich das Göttliche auch leiblich zuzueignen, so weit es durch Gottes Gnade dem Menschen vergönnt sei. Der wahre Glaube, bemerkt sie weiter, dem raschen Laufe ihrer Gefühle folgend, werde nur im gemeinsamen Gottesdienst der katholischen Kirche entflammt. Das ist eine Auffassung, die ihrer innigen Sehnsucht entspringt, noch einmal einem solchen gemeinschaftlichen, den Geist mit hoher Andacht erfüllenden Gottesdienst beiwohnen zu können, und hat in dieser Beziehung ihre Berechtigung, scheint aber hier insofern fremdartig, als Maria nur verlangt, des Genusses des Abendmahls als Wegzehrung zum Himmel theilhaft zu werden, was nicht bloß bei der kirchlichen Feier geschieht, vielmehr empfängt der Kranke diese zu Hause. Lebhaft versetzt sie sich in die Kirche, wo der Bischof eben im Meßopfer die Wandlung des Brodes und des Weines in den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi vollbringt, und die Gläubigen, denen er dieses hohe Wunder ankündigt, gläubig niederstürzen. Unter der Ankündigung kann der Dichter hier nur das Erheben der geweihten Hostie verstehn. Vgl. den Gang zum Eisenhammer Str. 22.*) Dieser heilige Leib,

---

kommen", sagt der Apostel. Hülskamp schreibt: „Für einen Priester, den er doch vorstellen soll, drückt Melvil sich verschwommen, schief und verkehrt genug aus." Das ist denn doch zu arg! „Das Wort ist todt" wird nur im Gegensatze zu dem folgenden: „Der Glaube macht lebendig", angeführt; darauf eben kommt es Melvil an.

*) 37: „Die Glocke tönt, der Weihrauch ist gestreut", geht auf den feierlichen Segen am Anfange des Hochamtes, 38 das Stehen des Bischofs, der absichtlich statt des einfachen Priesters genannt wird, im reinen Meßgewande auf den Anfang der Messe. Auffallend ist das reine Meßgewand, da das eigentliche Meßgewand über der weißen Albe getragen wird und rein dafür

vor dem die Gläubigen andächtig niedersinken, dringe nicht in ihren Kerker, klagt sie. Melvil aber verkündet ihr, auch dieser Himmelssegen sei ihr nahe; sie möge nur der Wunderkraft des Herrn vertrauen. Der dürre Stab, der grünt, ist von dem Stecken Aarons (4 Mos. 17, 8), das Schlagen der Quelle aus dem Felsen von Moses (2 Mos. 17, 6) hergenommen. So kann auch Gottes Allmacht diesen Kelch in einen himmlischen mit dem Blute Christi verwandeln. Das Ergreifen des Kelches, das ursprünglich besser nach dem Verse: „Kann diesen Kelch, die irdische Erquickung" (50)*), stand, dürfte doch wohl zu stark sein, da die bloße Hinweisung genügte. Der Becher wird hier und im folgenden ohne weiteres in etwas auffallender Weise als Kelch bezeichnet. Maria meint, Melvil wolle, mit Bezug auf das Wort des Heilandes, daß, wo zwei in seinem Namen versammelt seien, er unter ihnen sich befinde (Matth. 18. 20), sich ihr als Priester des Herrn darstellen, und so erklärt sie ihr Verlangen, ihm ihre Beichte abzulegen. Das ist freilich etwas stark; denn die Gewalt, die Sünden zu vergeben, hat nur der geweihte Priester, und ohne diese Gewalt ist die Beichte nichts

---

eine unzutreffende Bezeichnung wäre. Ich habe auf die Seltsamkeit des Beiworts hingewiesen, wonach Hülskamp mit Recht reichem vermuthet hat. Aber reinem ist kein Druck-, sondern ein unverbesserter Schreibfehler. Vom Anfang der Messe springt der Dichter auf die Wandlung und das Erheben des Leibes über. Daß er des Erhebens des Blutes im Kelche nicht gedenkt, kann nicht als Mangel gelten, da Maria keine vollständige Beschreibung des Meßopfers geben will, sondern nur einzelne Momente in sehnsüchtiger Erinnerung hervorhebt. Bei der Verwandlung schweben beide Verwandlungen vor, was Hülskamp übersah. — 41. f. Dem, nach freiem dichterischen Gebrauch statt vor dem, wie der Dativ statt der meisten Propositionen stehn kann. Das gläubig überzeugte Volk ist etwas geziert. Früher stand freudig statt gläubig.

als Reuebekenntniß über die Sünden, das durch die Gegenwart eines Ungeweihten keinen höhern Werth erhält. Freilich kann Gott auch einem solchen Reuebekenntniß entsündigende Kraft beilegen, wie auch die Nothtaufe ihre Wirkung übt. Aber dem Priester wird seine Macht durch ein besonderes Sakrament ertheilt, nicht der reine Wandel weiht ihn (57 f.), so wenig wie der unreine ihm die Weihe rauben kann. Der Dichter hat die katholische Lehre in seiner Weise idealisirt, was wohl über die Schranken des Erlaubten hinausgeht. Gern sähe man 57—60 getilgt. Dagegen verkündet ihr Melvil, er meine es nicht in diesem Sinne, sondern spreche von einem wirklichen Priester:*) Gott habe ihr zu Liebe ein Wunder gethan. Und so entdeckt er ihr, daß er wirklich ein Priester sei, was er durch seine Tonsur beweist, die er bisher unter seinem Mützchen, das er von Anfang an tragen muß, verborgen hat. Daß Gott selbst hier zugegen sei, zeigt die in goldener Schale von ihm mitgebrachte, vom Papste für sie ihm gegebene Hostie. Hülskamp meint, er entblöße sein Haupt bloß aus Ehrfurcht vor der geweihten Hostie, die er zugleich zeige, aber vielmehr will er ihr beweisen, daß er ein Priester sei. Um ihre letzte Beichte zu hören, habe er die Priesterweihe (nebst den dieser vorangehenden vier kleinen Weihen, der Subdiakonats- und Diakonatsweihe) empfangen**),

*) Maria hat 54 f. gesagt kein Hochwürdiges, worunter sie das sogenannte hochwürdige Gut, das Hochwürdigste, den Leib des Herrn in der Monstranz, versteht; statt dessen setzt Melvil 67 allgemein den Leib des Herrn.

**) Auf meinem Haupte 72, obgleich nicht bloß das Haupt geweiht wird, sondern auch die Hände. Auch hat Raich richtig bemerkt, daß nur bei der Diakonats- und bei der Priesterweihe die Hände aufgelegt werden. Aber der Dichter

und der Papst selbst ihm diese geweihte Hostie für sie gegeben.*) Erstaunt über dieses wahrhaft himmlische Glück**), sinkt sie andachtsvoll vor Melvil als ihrem Beichtvater nieder. Daß Maria hier völlig übersehe, zur Beichte und Lossprechung sei nur ein Priester berufen, wirft Hülskamp dem Dichter vor: aber wenn sie, in Erinnerung an den angeführten Spruch des Heilands, auch glaubt, in dieser Noth würde Gott ihre Beichte so aufnehmen, als wäre sie vor einem Priester erfolgt, so ist dies für den Katholiken ohne Anstoß. Freilich gilt, was der Katholik

denkt hierbei nur an die bedeutendste Weihe, an die des auf die geistige Wirksamkeit deutenden Hauptes, das ja dichterisch selbst für die ganze Person steht.

*) Raich behauptet: „Daß Melvil als außerordentliches Gnadengeschenk eine vom Papste konsekrirte Hostie mitbringe, versündigt sich gegen das katholische Gefühl, da in jeder konsekrirten Hostie der Leib Christi gegenwärtig ist. Ueberdies verwechselt Schiller die Eulogien, die geweihten Brode, welche Bischöfe und Klöster sich als Sinnbild der kirchlichen Einheit zusandten, mit der eucharistischen Brotgestalt, deren Uebersendung schon 722 auf der Synode zu Laodicea strengstens verboten worden ist." Die zu einer solchen Verwechslung nöthige Kenntniß der Eulogien besaß Schiller nicht, er folgte bei seiner Erfindung dem Berichte Brantômes, von dem Raich in seiner Hast, dem protestantischen Dichter Schlag auf Schlag zu versetzen, keine Ahnung hatte. Brantôme, der Zeitgenosse Maria Stuarts, der selbst gegen die Hugenotten gefochten, fand sein katholisches Gefühl nicht durch die Sage verletzt, daß der Papst eine konsekrirte Hostie der katholischen königlichen Märtyrerin gesandt. Vgl. S. 248. Ob die Sage gegründet war, können wir hier auf sich beruhen lassen, jedenfalls wird diese dadurch, nicht, wie Hülskamp im Ernste meint, widerlegt, daß erst Brantôme sie erzählt und Zeitgenossen und Augenzeugen (wovon?), wie Paulet und Burgoyn, nichts davon wissen.

**) 77. Ein Unsterblicher, ein Engel, wie er gleich darauf genannt wird. So steht es häufig bei Klopstock. Die Befreiung des Apostels Petrus aus dem Gefängnisse erzählt die Apostelgeschichte 12, 7 ff.; denn diese Stelle schwebt vor, nicht daselbst 5, 19 f. Vgl. Klärchens schöne Vision in Goethes Egmont V, 3 von den Worten an „Und irgend einen Engel sendet Gott".

früher glauben durfte, in unserer Zeit nicht mehr, und so wird dem Dichter, welcher der Ueberlieferung folgt, dies als ein Schnitzer angestrichen. Melvil macht, wie der Beichtvater am Anfange der Beichte thut, das Zeichen des Kreuzes*), und fragt zunächst, nach stehender Formel, ob sie ihr Herz erforscht habe, und die Wahrheit zu sagen gelobe, dann welcher seit ihrer letzten Beichte begangenen Sünden sie sich anzuklagen habe. Schiller weicht hier mit entschiedenem Rechte von der wirklichen Beichte ab, in welcher der Beichtende mit einer kleinen, wahre Reue über alle seine Sünden aussprechenden Anrede an den Geistlichen, der sogenannten kleinen Beichte, beginnt**) und dann zu den seit seiner letzten Beichte begangenen Sünden übergeht. An die Stelle der allgemeinen Anklage tritt hier Melvils sehr bezeichnende Frage, ob sie gelobe, die volle Wahrheit zu sagen.***) Maria klagt sich neidischen, auf Rache sinnenden Hasses gegen Elisabeth und eitler Liebe zu Leicester an und spricht auf Melvils Frage ihre Reue darüber aus†), auch ihre völlige Abwendung von dem geliebten Manne, welche ihr so

*) Mellish hat vor 89 Im Namen noch: Hear, Mary, Queen of Scotland.

**) Auch diese fehlte ursprünglich nicht; denn nach 94 (Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm) hat Mellish noch Melvils Frage: What calls thee to the presence of the Highest? mit Mariens Antwort: I humbly do acknowledge to have err'd | Most grievously, I tremble to approach | Sullied with sin the God of purity.

***) Schwören 92 ist natürlich nicht von einem förmlichen Schwur zu verstehn, wie es Raich wider den Zusammenhang faßt, um dann eine Ungeheuerlichkeit darin zu rügen. Wußte er denn nicht, daß schwören, wie jurer, auch von jeder Art Versicherung gebraucht wird?

†) 103. Statt daß mir Gott vergebe stand früher auf des Himmels Freuden. — 106. Die Bezeichnung Gottes als des höchsten Gutes ist aus der gangbaren Reueformel genommen.

schwer gefallen sei. Aber diese Beichte vor ihrem Ende soll auch eine Generalbeichte („die letzte Rechenschaft") sein, und so gedenkt Maria auf Melvils weitere Frage*) auch der alten schweren Blutschuld an ihrem Gatten in Folge ehebrecherischer Liebe, die sie noch immer quäle, obgleich sie dieselbe längst gebeichtet und durch strenge Kirchenstrafen gebüßt habe.**) Vgl. I, 4, 20—28. Da sie die weitere Frage, ob sie sich keiner andern Sünde erinnere, verneint, erinnert sie Melvil (denn er wähnt, sie verschweige aus Scheu ihren Antheil an den Verschwörungen von Parry und Babington), welche Strafen die Kirche auf eine absichtliche Verschweigung schwerer Sünden in der Beichte setze; dies sei eine der Sünden wider den heiligen Geist. Vgl. Matth. 12, 31 und unsere Erläuterungen zu Lessings Nathan S. 224, Goethes Wahrheit und Dichtung II, 82. Aber die katholische Kirche zählt die absichtlich unvollständige Beichte nicht zu diesen Sünden; nur demjenigen, der das Abendmahl unwürdig empfängt, droht die Kirche das Gericht, ewigen Tod, d. i. Verdammung. Freilich ist der Genuß des Abendmahls nach einer solchen Beichte ein unwürdiger. Doch Melvil, als unerbittlich strenger, um Mariens Seelenheil besorgter Beichtvater, kann sich, trotz ihrer heiligen Versicherung***), schwer denken, daß sie wirklich an Parrys und Babingtons Ver-

*) Schiller wechselt in dessen dreimaliger Frage, ob sie keiner andern Sünde sich erinnere, glücklich ab.

**) 120. Der Wurm, ein gangbares Bild von den Gewissensbissen. Die biblischen Stellen, Jes. 66, 44 Mark. 9, 44, die Boxberger vergleicht, gehören nicht hierher.

***) 128 f. So schenke mir. Sie hofft auf Gottes Beistand in der schweren Todesstunde; so wahr sie diesen hofft, so wahr hat sie nichts verschwiegen. — Statt als sollte wie stehn.

schwörung gegen Elisabeths Leben unschuldig sei, derentwegen sie doch den Tod erleiden soll. Eigentlich gilt letzteres nur von der babingtonischen Verschwörung. Ungeachtet des scharfen Zuspruches ihres Beichtvaters, sie habe, wenn sie auch nicht mit bestimmten Worten an der Verschwörung sich betheiligt, sie doch durch ihr Verhalten gebilligt*), beharrt Maria darauf, daß sie, obgleich sie alle Fürsten zu ihrer Befreiung aufgefordert, nie einen Anschlag auf das Leben ihrer Todfeindin gemacht;**) ihre Schreiber hätten falsch gezeugt (was auch die Kurl eben Melvil beschworen hat), aber gern will sie den Tod als Sühne für die Blutschuld an Darnley erleiden.***) Melvil spricht darauf in eigenthümlicher, von der gangbaren Formel abweichender Weise Marien von allen Sünden los, indem er diese Vergebung als Ausfluß seiner priesterlichen, vom Heiland den Aposteln ertheilten Gewalt (Matth. 16, 19. 18, 8) bezeich-

*) Der Ausdruck, ihr Wille habe das Verbrechen getheilt (143), ist nicht treffend, da er eigentlich nur darauf deutet, daß sie das Gelingen des Hochverraths (133, wofür in der Theaterbearbeitung Königsmord steht) gewünscht.

**) Vor Gericht erklärte sie nach Cambden, wie sehr sie auch das Wohl der Katholiken wünsche, wolle sie es doch nicht durch Mord und Blut befördern.

***) Abbüßen 155 erklärt Hense hier für einen schiefen Ausdruck. Aber Maria betrachtet nach katholischer Anschauung diesen Tod als eine vom Himmel über sie verhängte zeitliche Strafe; denn auch durch solche läßt uns Gott Sünden abbüßen, da die Vergebung nicht von zeitlichen und ewigen Strafen befreit. Ebenso ungegründet ist der Anstoß, den er an Melvils Ausspruch nimmt: „Blut kann versöhnen, was das Blut verbrach" (158). Hense meint, durch den Tod des Verbrechers sei nur das menschliche Gesetz gesühnt, die göttliche Vergebung noch keineswegs erworben und gesichert. Als ob die göttliche Vergebung nicht in der Beichte erfolgte, und die blutige Hinrichtung hier nicht als zeitliche vom Himmel verhängte Strafe des blutigen Mordes gedacht wäre!

net.*) Schiller war nicht der Meinung, wie Hülskamp, er müsse die übliche Formel der Lossprechung treu wiedergeben, glaubte vielmehr mit Recht, die Beichte nicht ängstlich kopiren zu dürfen. Die spätere Aenderung in der Theaterbearbeitung ist oben S. 25 f. mitgetheilt. Der Segen, den Melvil über sie macht, sollte wenigstens erst bei der wirklichen Lossprechung (164) erfolgen. Am besten fiele er hier wie auch früher weg, da doch einmal die völlige Nachbildung der Beichte auf der Bühne nicht stattfinden kann und das Kreuzzeichen hier am leichtesten Anstoß gibt.

Auch der Empfang des Leibes und Blutes Christi darf nicht auf der Bühne dargestellt werden, aber ganz wegfallen kann er unmöglich. Melvil sollte Marien bitten, nach der Beichte in ihr Betzimmer sich zu begeben und dort Gott zu

*) Am allermißlichsten findet Hense Melvils Entschuldigung 159: „Du fehltest nur aus weiblichem Gebrechen, da nur die Schuld als eine kleine und verzeihliche darstelle: vielmehr soll es den Gegensatz zu einem bösen Herzen andeuten; es war eben ein menschliches, und zwar ein weibliches Verbrechen, da glühende sinnliche Liebe sie auf das äußerste verblendet hatte (vgl. S. 162): wie sehr es ihrer Natur widerstrebte, hat sie durch Büßung und Reue bewiesen, und wie schwer ihr selbst und Melvil diese Bluthat scheint, ergibt sich daraus, daß sie die schmachvolle Hinrichtung als zeitliche Strafe des Verbrechens ansehen. Es kann demnach ebenso wenig von Hensens Vorwurf die Rede sein, daß Schiller das Verhältniß der menschlichen Gesellschaft zum Missethäter unvermerkt mit dem Verhältnisse Gottes zu demselben verwechselt habe, als davon, daß der Dichter andeute, das Weib besitze seiner Natur nach weniger Kraft zum Widerstande gegen die Sünde als der Mann. Mariens schwere Schuld wird hier nichts weniger als entschuldigt, nur als schreckliche Verirrung ihrer sie hinreißenden Leidenschaft von der Kirche vergeben, da diese alle Sünden vergibt, wenn sie von Herzen bereut werden, ohne daß damit auch die zeitlichen und ewigen Strafen erlassen wären. Zur Vergebung der schwersten Sünden tritt in der Ueberlieferung oft der Papst ein.

danken, sodann ihr dahin mit dem Becher folgen; eine kurze Pause würde hier nicht unstatthaft sein, Melvil dann zuerst allein eintreten, nach ihm Maria. Bisher hat man allgemein 165: „Wie du geglaubet, so geschehe dir“ (Matth. 9, 29), noch zur Beichte gezogen*), was der Dichter selbst zum Teil dadurch verschuldete, daß er die Pause zwischen der Beichte und der Kommunion nicht angedeutet hat. Nach dem vorangehenden Verse sollte wenigstens ein Gedankenstrich stehn.

Melvil geht zum Tische und ergreift die Hostie, wobei er die Sendung derselben durch den Papst mit den Worten, die der Heiland im Evangelium zu dem Geheilten spricht, als Lohn ihres Glaubens bezeichnet. Mit einfacher Rede reicht er ihr die Hostie. Die gewöhnliche lateinisch gesprochene Formel beim Genusse des Abendmahls lautet: „Der Leib des Herrn beschütze deine Seele zum ewigen Leben!“ Jesus sprach beim letzten Abendmahle: „Nehmet, esset! das ist mein Leib“, und: „Das ist mein Blut des neuen Testamentes, welches vergossen wird für viele zur Vergebung der Sünden“, nach Lucas: „Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird“, und „Nehmet denselben (den Kelch) und theilet ihn unter euch!“ Melvil konsekrirt dann den Wein im Kelche. Freilich geschieht dies sonst nur in der Messe, aber der Papst hat für diesen besondern Fall Melvil die Erlaubniß dazu gegeben; denn den Vorzug der Priester, zugleich das Blut Christi zu trinken, hat dieser als ganz einzige Gnade für das letzte Abendmahl, das sie genießen

*) Raich findet darin sogar die Lehre Luthers; nach katholischer Lehre wirkten die Sakramente ex opere operato. Freilich betrachten die Katholiken den Glauben nicht als Theil der Buße, sondern er geht dieser vorher. Hülskamp fand den Vers wenigstens „sehr willkürlich eingefügt“.

würde, Marien bewilligt.*) Melvil gedenkt, nachdem Maria aus dem ihr dargereichten Kelche getrunken, segnend ihrer baldigen freudigen Vereinigung mit Gott im Jenseits, wobei er ihren Tod als einen Märtyrertod hätte bezeichnen sollen, der ihre Seele von Mund auf in den Himmel führen werde, ohne die Qualen des Fegefeuers. Der Dichter hätte hierbei das Ende Ludwigs XVI. benutzen können, an dessen ungerechter Hinrichtung er zur Zeit so lebendigen Antheil genommen. Aber Melvil sagt nicht einmal bestimmt, daß sie als Engel sogleich im Jenseits erscheinen werde, wie der doch auch wohl katholische Beichtvater Ludwigs XVI. diesem bei der Hinrichtung zurief: „Sohn des heiligen Ludwig, steige zum Himmel empor.“**)

Da vernimmt man ein Geräusch an der Thüre. Melvil bedeckt sein Haupt, und geht zu dieser, wo er Leicester und Burleigh bemerkt, die eben eintreten wollen. Der treue Priester mahnt die noch andächtig betende Maria an den letzten ihr bevorstehenden Schritt, und als sie mit freier Seele sich von allem Haß und aller Weltliebe frei erklärt hat, meldet er ihr den zu erwartenden Besuch. Leicesters und Burleighs Anmeldung hätte der Dichter sich um so mehr ersparen können, als Maria sie überhört, die sonst Leicesters Name tief bewegt haben müßte.

---

*) Die Könige von Frankreich hatten dieses Recht an ihrem Krönungstage.

**) 175. Ein schön verklärter Engel. Vgl. 6, 3 f. Raich meint, Schiller kenne freilich kein Fegefeuer; wenn er sie für „einen schön verklärten Engel“ erkläre (?), so sei die katholische Kirche mit der Kanonisation nicht so rasch bei der Hand. Wie wäre denn hier von einer Kanonisation die Rede? Auch gläubige Katholiken pflegen von solchen, die viel vor dem Tod gelitten, zu sagen, ihre Seele „komme von Mund auf in den Himmel“. War dies Raich unbekannt?

Wir haben noch der Veränderung zu denken, welche Schiller vornahm, um den Empfang des Abendmahls von der Bühne zu entfernen. Melvils Rede, ehe er den Kelch ergreift, heißt hier (mit Benutzung der ersten Worte, in nichts weniger als echtkatholischer Anschauung):

Er bringt zu dir, er ist dir nah; ihn schließt
Kein Tempel ein, kein Kerker schließt ihn aus.
Nicht in der Formel ist der Geist enthalten,
Den Ewigen begrenzt kein irdisch Haus.
Das sind nur Hüllen, nur die Scheingestalten
Der unsichtbaren Himmelskraft:
Es ist der Glaube, der den Gott erschafft.

Von einem Kelche ist gar keine Rede. An die Stelle von Melvils darauf folgender mit: „Wenn ich das Herz so mächtig dazu treibt" (63), beginnender Rede ist eine ganz neue getreten, die weder recht katholisch, noch besonders gelungen, eine rasche Notharbeit ist:

Wenn mich dein Herz dafür erklärt, so bin ich
Für dich ein Priester, diese Kerzen sind
Geweihet, und wir stehn an heilger Stätte.
Ein Sakrament ist jegliches Bekenntniß,
Das du der ewgen*) Wahrheit thust. Spricht doch
Im Beichtstuhl selbst der Mensch nur zu dem Menschen,
Es spricht der Sündige den Sünder frei;
Und eitel ist des Priesters Lösewort,
Wenn dich der Gott nicht löst in deinem Busen.
Doch kann es dich beruhigen, so schwör' ich dir,
Was ich jetzt noch nicht bin, ich will es werden.
Ich will die Weih'n empfangen, die mir fehlen.
Dem Himmel widm' ich künftig meine Tage;
Kein irdisches Geschäft soll diese Hände

*) So muß es statt „ewigen" heißen, da hier sonst das im Verse nicht zählende i elidirt ist.

Fortan entweihn, die dir den Segen gaben,
Und dieses Priesterrecht, das ich voraus
Mir nehme, wird der Papst bestätigen.
Das ist die Wohlthat unsrer heilgen Kirche,
Daß sie ein sichtbar Oberhaupt verehrt,
Dem die Gewalt inwohnet, das Gemeine
Zu heilgen und den Mangel zu ergänzen;
Drum wenn der Mangel nicht in deinem Herzen,
Nicht in dem Priester ist er — diese Handlung
Hat volle Kraft, sobald du daran glaubst.

Und nachdem Maria vor ihm niedergekniet, fährt er fort:

Hast du dein Herz erforscht, schwörst du, gelobst du
Wahrheit zu reden vor dem Gott der Wahrheit?

Daran schließt sich dann das Bekenntniß mit Mariens Erwiderung: „Mein Herz liegt offen da vor dir und ihm.“ Wie die auf die Beichte bezüglichen Worte geändert worden, ist oben S. 25* angegeben.

Achter und neunter Auftritt. Leicester verräth durch sein verschämtes Fernhalten dem ihm beobachtenden Burleigh unwillkürlich, was er vor Elisabeth geleugnet hatte. Die Ankündigung der Hinrichtung war bei Schiller schon durch Paulet erfolgt. Burleigh erklärt sich bereit, Mariens letzte Wünsche zu vernehmen. Nach Brantôme kam zuerst ein Mensch mit einem weißen Stabe herein, welcher nach dem seltsamen Gebrauche, ohne seine Rede an die Verurtheilte zu richten, rief: „Da bin ich! Da bin ich!“*) Ihm folgten die Kommissarien,

*) Es gehört dies zu den Fällen, wo der Dichter das, was wirklich geschehen ist oder zu geschehen pflegt, auf der Bühne vermeiden muß. Diesen tollen Gebrauch ließ Schiller zur Seite; mit dem weißen Stabe läßt er dem nicht zu entbehrenden Sheriff, den Polizeiverwalter der Grafschaft, erscheinen; der so mehrfach bei Shakespeare auftritt, wie in König Johann und im zweiten Theil von Heinrich VI.

welche, obgleich sie von Mitleid bewegt waren, doch nicht gestatten wollten, daß ihre Frauen Marien begleiten sollten, deren Wehklagen, Seufzer und Angstgeschrei die Hinrichtung stören würden. Maria aber fragte: „Wie, meine Herren? wollten Sie wohl die Strenge so weit treiben, nicht einmal zu erlauben oder zu bewilligen, daß meine Frauen mich zur Hinrichtung begleiten? Lassen Sie mich wenigstens diese Gefälligkeit von Ihnen erlangen.“ Es wurde dies endlich unter der Bedingung gestattet, daß sie ihren Frauen Stillschweigen auflegte, diese nachkamen. Nach Archenholz, der Cambden folgt, empfingen die Grafen Shrewsbury und Kent Marien unten an der Treppe in der Halle. Als besonders der letztere sich ihrer Bitte widersetzte, daß ihre Diener und Dienerinnen bei ihrem Tode zugegen sein möchten, äußerte sie: Elisabeth könne ihr unmöglich verweigern, daß sie im letzten Augenblicke einige Frauen um sich habe; sie sei nahe verwandt mit ihr, stamme aus dem königlichen Blute Heinrichs VII, sei vermählte Königin von Frankreich und gesalbte Königin von Schottland. Darauf hin wurde ihr endlich gestattet, die Diener, welche sie wünschte, mitzunehmen; sie wählte Melvil, ihren Arzt Bourgoyn, ihren Wundarzt und Apotheker, und zwei Dienerinnen, schon des Anstandes wegen. Robertson läßt sie die Erlaubniß sich erbitten, außer Melvil drei Diener und zwei ihrer Frauen mitzunehmen. Nach dem von Robertson (II, 475 ff.) mitgetheilten Briefe Shrewsburys über die Hinrichtung, bat sie um die Begleitung ihrer Kammerfrauen und wählte sich die Curle und Kennedy. Schiller hat diese Züge mit geschickter Auswahl benutzt, aber auch einiges andere hierher verlegt, was Maria früher gewünscht hatte. In einem Briefe vom 19. Dezember

hatte sie Elisabeth ihre letzten Bitten vorgetragen. Den Brief theilt Cambden mit. Hiernach berichtet der von Archenholz ausgeschriebene Robertson, daß ihr Leichnam nach Frankreich geschickt werden möchte, um daselbst in geweihter Erde bei der Asche ihrer Mutter begraben zu werden. Ferner wünschte sie die Gegenwart ihrer Bedienten bei ihrem Tode als Zeugen, daß sie als eine gute katholische Christin sterbe, und daß diese nach ihrem Tode mit den kleinen ihnen zugedachten Vermächtnissen ungehindert nach Frankreich (Cambden „wohin sie wollten") reisen (Robertson „das Königreich verlassen") könnten. Dieser Brief blieb unbeantwortet. Als die Kommissarien Marien ihre Hinrichtung verkündeten, fragte sie, so berichtet Archenholz, ob Elisabeth ihre Bitte gewährt habe, erhielt aber keine befriedigende Antwort. Ihr Verlangen nach einem katholischen Geistlichen, ihrem Almosenier (Le Preau), schlug man ab, trug ihr dagegen wieder den Dr. Fletcher von Peterborough an, von dem sie nichts wissen wollte.

Schiller läßt sie zuerst um Vollziehung ihres Paulet übergebenen Testaments bitten; dann verlangt sie ungehinderte Abreise ihrer Diener, denen sie die freie Wahl lassen will, ob sie nach Schottland oder Frankreich wollen. Oben hörten wir, daß sie dieselben dem König von Frankreich empfohlen habe.*) Auffallend ist, daß des Wunsches, ihren Leichnam nach Frankreich zu bringen, nicht gedacht, sondern ohne weiteres vorausgesetzt wird, daß dieser in ungeweihter Erde ruhen solle, dagegen das Verlangen, ihr Herz möge nach Frankreich ihren Ver-

*) Ursprünglich antwortete Burleigh umgekehrt; zuerst (12): „Es soll geschehn", dann [16]: „Es sei, wie Ihr es wünschet."

wandten gesandt werden, Gewährung findet. Schiller läßt hier auch die völlige Aufopferung ihres Hasses sich darin aussprechen, daß sie Elisabeth vergibt, ihre gestrige Heftigkeit ihr abbittet und ihrer Regierung alles Glück wünscht.*) Mariens reumüthiger Tod ist freilich Bulthaupt, der nur eine Heldin der Leidenschaft in ihr dargestellt sehn möchte, ganz widerwärtig, obgleich sie als gute Katholikin nicht anders kann. Daß sie in ihrer Hinrichtung die Sühne des Himmels für den Mord ihres Gatten erkennt, ist ja gerade der Nerv des Dramas. Nach der Geschichte betete sie auf dem Blutgerüste in englischer Sprache, der Himmel möge der Elisabeth langes Leben und eine ruhige Regierung verleihen. Diesmal lehnt Schillers Maria mit großer Ruhe den Dechanten von Peterborough ab. Zuletzt fühlt sie sich noch gedrungen, Paulet zu bitten, ihr keinen Haß nachzutragen, daß Mortimer ihretwegen, doch ohne ihre Schuld, sich geopfert habe, worauf dieser versöhnt ihr die Hand reicht.

Da kommen ihre Frauen entsetzt hereingestürmt, weil sie den Sheriff gesehen, der ihnen folgt. Erst nach den Worten: „Was ist dir, Hanna?“ erblickt sie diesen, dessen Ankunft sie ruhig aufnimmt. Bei Archenholz heißt es: „Um 8 Uhr trat der Sheriff [Andrews] in ihr Zimmer. Er meldete ihr, die Stunde sei gekommen. Sie sprang auf, und sagte, sie wäre fertig. Nun nahm sie von den Dienern Abschied, und ging mit unverändertem Gesicht, gestützt auf zwei Männer, zu dem bestimmten Richtplatz.“ Bei Schiller fordert sie, nachdem sie

*) Die unglücklichen Gedankenstriche vertreten auch hier, wie in einem großen Theile des Stückes, noch bis heute die regelrechten einfachen Punkte.

noch einmal ruhig von den mit Schmerz an sie sich hängenden Frauen Abschied genommen**), Melvils und Kennedys Begleitung, welche Burleigh, der dazu keine Vollmacht hat, endlich auf Mariens rührende Bitten und die Fürsprache des jetzt tief ergriffenen Paulet bewilligt. Die Worte, mit denen sie bei Schiller das Kreuz in die Hand nimmt und küßt, sprach sie auf dem Blutgerüst, ehe sie sich entkleidete. „Sodann küßte sie das Kruzifix", berichtet Archenholz nach Robertson und Cambden, „erhob es in die Höhe**) und rief aus: ‚O Jesus! So wie Deine Arme am Kreuz ausgestreckt waren, so strecke die Hände Deiner Barmherzigkeit aus. Nimm mich auf und vergib mir meine Sünden!'" Vgl. hier 9, 23 ff.

Aber ehe sie scheidet, wartet ihrer noch ein schwerer Augenblick. Als sie abgehn will, trifft ihr Blick Leicester, der eben erst sein gesenktes Auge erhoben und nach ihr hin gerichtet hatte. Schlagartig wirkt es auf sie, daß sie Leicester, der ihr versprochen, sie aus dem Gefängnisse zu führen, jetzt bereit sieht, sie zum Blutgerüste zu begleiten. Dieser Gegensatz, der sie noch einmal tief empfinden läßt, wie sehr sie ihn geliebt, aber auch welch ein Glück sie sich an seiner Seite versprochen, wie schmählich er sie verlassen, muß ihre mit solcher Mühe gefaßte, schon dem Irdischen abgewandte Seele mit fürchterlichster Erschütterung in die Welt zurückreißen: es versagen ihr die

*) Ursprünglich stand nach der szenarischen Bemerkung: „Ihre Frauen . . . zu Melvil": „Kennedy und Kurl. Wir lassen | Dich nicht! Wir trennen uns nicht von dir!" worauf Maria fortfuhr: „Ihr, werther Sir".

**) Cambden läßt sie früher das Cruzifix erheben und es jetzt küssen. Bei Robertson steht „erhebend und küssend". Im folgenden findet sich bei Cambden Christe statt Jesus.

Kniee und sie droht zitternd hinzusinken.*) Leicester hat sie, nachdem er sie ergriffen, in seine Arme sinken lassen, aber den ernsten stummen Blick der aus ihrer Ohnmacht Erwachenden kann er nicht ertragen; er muß sich von ihr wegwenden, worauf sie sich erhebt und endlich ihrem Gefühle über den wunderbaren Zufall Ausdruck gibt, daß derjenige, der an seinem Arme sie aus dem Gefängnisse zu führen versprochen, ihr jetzt diesen leiht, um sie zu einer andern Freiheit zu geleiten.**)

*) Jeep (Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1868 II, 13) findet etwas Widermärtiges darin, daß Maria, die eben den Heiland gebeten habe, sie mit ausgebreiteten Armen zu empfangen, nun, als sie bewußtlos hinsinkt, von Leicester ergriffen und von dessen Armen umfangen wird. Höchstens könnte man in der szenarischen Bemerkung einen andern Ausdruck wünschen als „empfängt sie in seinen Armen". Niemand wird in diesem Augenblick nach dem so ergreifenden Geberdenspiele noch ihres Gebetes an den gekreuzigten Erlöser gedenken, worin die Arme natürlich nur sinnbildlich stehn. Fielitz (S. 116) empfindet darin beim Lesen „etwas wie Blasphemie". Doch der Leser ist zu gespannt, als daß er irgend daran denken könnte, daß Maria zuletzt gebetet hatte, der Heiland möge sie in seinen ausgebreiteten Armen empfangen, was ja in ganz anderm Sinne steht als das Empfangen einer Ohnmächtigen in die sie auffangenden Arme. Doch auch Hülskamp schreibt: „Das klingt (!) nach den letzten Worten fast höhnisch (!), um nicht zu sagen blasphemisch, wie man überhaupt durch Marias jetzt folgende Worte peinlich berührt wird." Aber deutet sie auch den Verrath ihrer Liebe leise an, so hat sie ihn doch verziehen.

**) Statt der szenarischen Bemerkung vor 30: „Er steht . . . Stimme fort", fand sich früher die im Druck weggefallene Stelle: „Gekommen ist der lang ersehnte Tag, | Und in Erfüllung gehet, was ich mir | In süßen Träumen gaukelnd vorgebildet. | Mylord von Lester, der erwartete, | Der heiß ersehnte Freund, er ist erschienen | Zu Fotheringhayschloß, ich seh' ihn mitten | In meinem Kerker stehen; alles ist | Bereit zum Aufbruch, alle Pforten offen; | Ich schreite endlich über diese Schwelle | An seiner Hand und hinter mir auf ewig | Bleibt dieses traurige Gefängniß. — Alles | Erfüllet sich, Mylord, und Eure Ehre | Habt Ihr gelöst." Schiller machte einen Schnitt mitten durch den Vers, der unmittelbar

Und nicht allein diese hatte sie durch ihn zu erlangen gehofft, sondern auch ein durch seine Liebe vollbeglücktes Leben. Dies darf sie jetzt, wo sie, über alle irdische Neigung erhaben, jene Schwäche überwunden hat, ihm eingestehn, ohne sich deshalb zu schämen, wie sie es thun gemußt, wenn sie ihm dies Geständniß früher hätte ablegen wollen, wo sie noch auf die Erfüllung ihrer Liebe hoffen durfte. Zu diesem offenen Bekenntniß treibt sie der wunderbare Zufall, daß er ihr auf dem Wege zum Tode als Begleiter entgegentritt. Auch nicht der leiseste Vorwurf gegen Leicester zeigt sich, vielmehr spricht sich das Bewußtsein ihrer eigenen Schwäche aus, daß sie noch nach der schrecklichen Blutschuld, die sie büßen mußte, der sinnlichen Liebe Raum zu geben gewagt. Sie selbst hat sich der Schuld, daß ihr eitles Herz zu Leicester hingezogen worden, in der Beichte angeklagt, und sie wahrhaft bereut. Hier spricht sie diese dem einst geliebten Manne selbst gegenüber aus, was gleichsam eine zeitliche Sühne dieser Schuld ist, da sie ihre Glut selbst dem gesteht, der sie so treulos verlassen. Weiter hat sie ihm nichts zu sagen, und so nimmt sie, ohne ein Zeichen liebender Neigung, die sie längst überwunden, von ihm Abschied, wobei sie, die dem Jenseits entgegenwallt, doch nicht umhin kann, ihm eine leise An-

---

fortfuhr: „Ja, Lester, und nicht bloß", und gestattete sich demnach einen Dreifüßler. Bellermann findet es schade, daß einige dieser Verse weggefallen, durch die das tiefe Aufathmen einer befreiten Brust gehe, wie Fielitz darin stolze Freude, ja fast Jubel sah, daß nun alles Irdische für sie zu Ende sei: aber ihm entgeht nicht, daß durch die schärfere Wiederholung der fast unmittelbare Ausdruck der tiefen Ironie der Situation zu einer beabsichtigten, persönlichen Ironie werde. Ich finde sie theatralisch pomphaft, und geradezu erkältend die weite Darstellung ihrer sehnsüchtigen Erwartung der Rettung durch den ihrem Herzen theuren Freund.

deutung zu geben, daß er nicht auf dem rechten Wege sei: „Lebt wohl, und wenn Ihr könnt, so lebt beglückt!“

Entspricht bisher alles der seligen Beruhigung und reinen Milde, welche Maria endlich gewonnen hat, so stehn in entschiedenem Widerspruch damit die sechs Verse, die ihm zum Vorwurf machen, daß er ihr zärtlich liebendes Herz verschmäht, sie gegen die stolze Elisabeth verrathen habe, von der sie ihm Unglück weissagt: sie sind, wie ich längst behauptet habe, hier ganz ungehörig, ein späterer Zusatz des Dichters. Ein Rückfall in die frühere Sinnenlust und den Haß gegen Elisabeth ist an sich unmöglich und am undenkbarsten unmittelbar vor ihrem Hingange, ohne daß diese Aufregung sich irgend wieder beruhigte.*) Seltsam glaubt Fielitz S. 118 diesen Widerspruch dadurch rechtfertigen zu können, daß Maria nicht als ein Tugendideal scheiden, sondern das Menschliche bis zum letzten Augenblick in ihren Lebensadern pulsieren solle, womit doch ein Rückfall in die überwundene Leidenschaftlichkeit und Weltlust nicht entschuldigt werden kann. Daß diese Rede, die im

*) Auch Bulthaupt sieht mit Recht in den Versen: „Ein zärtlich Herz . . . Strafe werden“ einen Rückfall, von dem sie am Ende des siebenten Auftritts sich sicher gehalten hatte. Aber keineswegs liegt ein solcher schon darin, daß sie nach V. 25 beim unerwarteten Anblick Leicesters, der mit tiefer Bewegung nach ihr hinschaut, ohnmächtig hinfällt. Bellermann wünschte bloß, der Dichter habe die vier ersten Verse: „Ihr durftet werben . . . der Elisabeth“, gestrichen, aber mir scheint es unmöglich, daß an das Lebewohl: „Lebt wohl, und wenn Ihr könnt, so lebt beglückt!“ sich unmittelbar „Mög' Euer Lohn nicht Eure Strafe werden“, angeschlossen habe, um mit einem zweiten Lebewohl zu schließen: „Lebt wohl! Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!“ Mir scheint auch die leiseste Hindeutung, daß Elisabeths Liebe ihm zum Unglück werden dürfte, der milden Stimmung Mariens zu widersprechen, und das wiederholte, sie habe jetzt nichts mehr auf der Erde, anstößig. Mit dem Glückwunsch, nicht mit der halben Drohung darf

einzelnen freilich nicht ohne Schärfe sei, doch in einem Tone gesprochen werden könne, welcher bestätige, daß sie Liebe und Haß geopfert habe, wird kein Unbefangener zugeben. Freilich sagt die im Drucke vor den Worten „Ja, Lester", hinzugekommene szenarische Bemerkung: „Sie fährt mit sanfter Stimme fort": aber diese sanfte Stimme würde hier nur ihre Neigung um so schärfer hervortreten lassen, und sie steht im Widerspruch mit der von Verachtung und Haß zeugenden Aeußerung über Elisabeth, die sie jedenfalls nicht mit sanfter Stimme sprechen kann. Auch hat Jeep richtig (S. 16) bemerkt, daß nach dem kurz vorhergehenden: „Nun hab' ich nichts mehr auf der Welt" (V. 22 f.) das abschließende: „Jetzt hab' ich nichts mehr auf der Erden!" eine sehr abschwächende Wiederholung ist. Schiller wurde zu diesem Zusatze wohl später durch den Wunsch veranlaßt, Marien aussprechen zu lassen, daß sie menschlich doch über der stolzen, keines zärtlichen Gefühls fähigen Elisabeth erhaben sei: aber die Stimmung, zu welcher Mariens Seele sich verklärt hat, darf nicht gerade im letzten Augenblick wieder verloren gehn.*) Nach dem Gesagten erledigt sich

---

sie hingehn. Wie es sich Bellermann denkt, daß dem Dichter hier solche ganz ungehörigen Verse in die Feder geflossen, weiß ich nicht; sie können nur ein späterer Zusatz sein, was wenigstens wahrscheinlicher als daß im Flusse der Dichtung ein solcher Widerspruch sich eingestellt hätte. Es ist dies eben einer der von Bellermann hartnäckig geleugneten Fälle, wo der Dichter durch eine aus irgend einer Rücksicht gemachte Einschaltung seine eigene Schöpfung schädigte.

*) Wenn der Schauspieler Heinrich Schmidt behauptet, der Dichter habe, als er ihm nach der ersten Aufführung Bedenken über diesen Rückfall geäußert, dies durch den Charakter der wirklichen Maria Stuart vertheidigt, so scheint mir dies wenig glaublich; jedenfalls kann es Schiller nicht ernst gewesen sein, der lebhaft überzeugt war, daß seine Personen keinen geschichtlichen Zug beibehalten

alles, was Jeep a. a. O. in der Abhandlung „Marias Abschied von Leicester“ S. 1—21 und in seiner Erwiderung S. 410—415 auf die Erörterungen von Maaß daselbst S. 213—218 ausführt. Maaß hatte behauptet, dieser ganze Abschied zerstöre den Charakter Mariens (?), und nach Schwencks Vorgang gemeint, Maria hätte mit ein paar rührenden Worten herzlichster Verzeihung scheiden müssen, wodurch sie feurige Kohlen auf das Haupt des Schuldigen gehäuft haben würde: als ob es nicht in der dramatischen Situation gelegen hätte, daß sie den Gegensatz der Begleitung Leicesters auf ihrem Todeswege zu der durch ihn gehofften Befreiung und ihrem dadurch zu erlangenden Liebesglück bezeichnete. Ihre Verzeihung gibt sich darin zu erkennen, daß sie ihm keinen Vorwurf macht, wenn sie es auch an einer ernsten Hindeutung nicht fehlen lassen kann. Man hat eine Steigerung der Bestrafung Leicesters noch darin gesehen, daß Maria diese Aeußerung vor Burleigh thue, und so offen erkläre, daß dieser Elisabeth habe verrathen wollen: aber einmal liegt diese Absicht Marien fern, dann aber fehlt auch jede Andeutung, daß Burleigh dies vernommen; er kann sich, und das scheint uns mit Jeep wahrscheinlich, in den Hintergrund zurückgezogen haben, als Maria ihre letzten Worte an Leicester richtet. Aber auch wenn dies nicht geschieht, wird kein Leser oder Zuschauer bei der Rede Mariens auf den Gedanken kommen, daß sie dadurch Leicesters Verhältniß zu Elisa-

dürfen, der die dichterische Einheit der Handlung und des Charakters stört, mochte er auch einige Rücksicht auf die Zuschauer nehmen. Diese konnte nur bei der Aufführung maßgebend sein, nicht beim Druck; einen geschichtlichen Zug im Widerspruche mit der lebendig vorschwebenden dichterischen Einheit auch im Druck bewußt festzuhalten war Schiller unmöglich.

beth zerstöre, die so den sichern Beweis erhalte, daß dieser sie gegen Marien habe verrathen wollen, ganz abgesehen davon, daß Elisabeth diesen genug dadurch gestraft glauben kann, daß er selbst diejenige, gegen die er sie aufgegeben, zum Schaffot begleiten mußte.

Zehnter Auftritt. Der Dichter konnte die Hinrichtung nicht auf der Bühne darstellen, doch bot sich ihm ein glückliches Mittel, in lebhafter Weise den Zuschauer daran theilnehmen zu lassen, durch das Selbstgespräch des in tiefster Seele zerrütteten Leicester. Das bitterste Gefühl seiner ihn vernichtenden Schuld und des von ihm verscherzten unendlichen Glückes bricht mit dramatischer Gewalt hervor.*) Wie selig ging sie dahin, während ihn die Qual der Verdammten peinigt!**) Unmöglich ist es ihm, ihrer Hinrichtung beizuwohnen, zu der ihn Elisabeth gesandt, die er kalt anzuschauen sich getraut hatte, und nun hat ihn ihr Abschied mit tiefster Scham erfüllt und sein Herz von neuem zur feurigsten Liebe entzündet. Doch er will gegen das unzeitige Mitleid mit Gewalt ankämpfen: gilt es ja, da das Glück wahrer Liebe ihm nicht zu Theil werden soll, seine angenommene Rolle bei Elisabeth durchzuführen, wobei er nicht daran denkt, daß er durch sein bis-

*) 1. Statt trag' steht in der Theaterbearbeitung wag'. — 5. Zum Wegwerfen der Perle vgl. die Erläuterung zu Karlos II, 8, 140—43 (S. 207). — 6. Glück der Himmel, wie auch bereits oben stand, wo Schiller das ursprüngliche des Himmels so veränderte. Bei dem biblischen Gebrauche der Mehrheit braucht man nicht eben an die sieben Himmel zu denken.

**) Die Gedankenstriche deuten auf Pausen. — 7. Ein schon verklärter Geist. Sie selbst hatte eben gesagt, sie gehe dahin, um ein seliger Geist zu werden. Hülskamp hat ohne Noth das nicht besonders passende schön vermuthet. Anders ist es 7, 175.

heriges Verhalten sich gegen Burleigh schon verrathen hat. Entschlossen will er ihr Haupt fallen sehn, aber auf dem Wege zur Thüre bleibt er stehn; er fühlt die Unmöglichkeit, Zeuge ihres Todes zu sein, wie sehr er auch durch seine Verletzung des Befehls sich Elisabeth verräth. Doch kann er diesem auch entgehn, er muß zu seiner tiefsten Buße alle Vorbereitungen der Hinrichtung bis zum schrecklichen Schlag verfolgen. Er hört, wie sie im Saale unter ihm angekommen. Darauf vernimmt er, wie beim Eintritt der Verurtheilten sich Stimmen der neugierigen Zuschauer in verschiedenem Sinn erheben; denn auf die Vorlesung des Befehls zur Hinrichtung, welche dieser vorausging, paßt der Ausdruck ich höre Stimmen nicht, wenn auch sachlich die Erwähnung der Vorlesung schicklicher gewesen wäre. Länger kann er es nicht aushalten, es treibt ihn von dannen: aber die Ausgangsthüre, welche derjenigen entgegengesetzt ist, durch welche Maria gegangen, findet er verschlossen, und durch die andere wagt er nicht zu gehn, da er dann am Hinrichtungssaal vorbei müßte. So findet er sich wider Willen festgehalten.*) Er bleibt wohl in der Nähe der andern Thüre stehn, die wir uns im Hintergrund zu denken haben, in deren Nähe Leicester ohnmächtig niederfällt, so daß der niederfallende Zwischenvorhang für das große Zimmer von IV, 5, wo der Schluß spielt, Raum genug darbietet. Da hört er den Dechanten, Mariens Weigerung, mit ihm zu beten; darauf betet sie allein mit lauter Stimme. Das stimmt genau zu dem von Archenholz nach Cambden gegebenen Bericht, worin

*) 30. „Fesselt mich ein Gott an diesen Boden?" Ein Gott, von jeder höhern, hier einer strafenden Macht.

aber lautes Geschrei ihrer Bedienten erst erwähnt wird, als sie entkleidet dasteht. Das Rücken des Schemels fügte Schiller hinzu. Maria setzte sich, ehe sie die Augen sich verbinden ließ, auf einen Stuhl, dann führten sie die Henker zum Block; sie kniete endlich auf dem Kissen nieder und legte ihr Haupt auf den Block. Cambden sagt bloß, sie sei, nachdem sie die Diener zum letztenmal gesegnet, beim Blocke niedergefallen und habe den Kopf vorgestreckt. Das, was Leicester wirklich hören kann, wird als solches auch bestimmt angedeutet; das andere denkt er sich nach dem bei Hinrichtungen gewohnten Gange hinzu. Zwischen den einzelnen Bemerkungen müssen entsprechende Pausen gemacht werden. Endlich verräth das dumpfe Getöse von Stimmen, daß die Hinrichtung vollendet sei. Da fährt er mit einer zuckenden Bewegung zusammen und fällt ohnmächtig nieder.*)

Elfter und zwölfter Auftritt. Wir finden Elisabeth nachmittags wieder in ihrem Audienzzimmer; sie ist voll banger Unruhe, was geschehn sein möge. Ihr Selbstgespräch ist in seiner knappen Kürze recht bezeichnend. Nach Davison hat sie nicht zu schicken gewagt. Da sie Burleigh und Leicester heute noch nicht gesehen, muß sie vermuthen, sie seien von der Vollstreckung des Urtheils noch nicht zurück. Den endlich nach ihnen ausgeschickten Pagen erwartet sie ungeduldig. Die Zeit wird ihr unendlich lang, die Qual der bangen Erwartung unerträglich. Der Gedanke, das Urtheil sei vollstreckt, ist ihr eben so schrecklich als der entgegengesetzte, so daß sie nachzufragen nicht

*) Der Herzog von Württemberg fühlte sich durch diesen Auftritt bei der ersten Vorstellung in Stuttgart (am 25. März 1802) so angegriffen, daß das Stück bei der zweiten mit Mariens Abgang schließen mußte.

wagt; und doch möchte sie Gewißheit haben. Der Zusatz „und ich wage nicht zu fragen" (6) kann sich hier nur darauf beziehen, daß sie sich scheut unmittelbar zu fragen, wogegen sie dasjenige gethan hat, was ihr darüber Gewißheit geben soll. Sind die beiden Lords abgereist, so ist Mariens Haupt bereits gefallen*), so daß sie, auch mit ihrem ganzen Königreich, den Befehl nicht ungeschehen machen könnte.

Der endlich kommende Page berichtet ihr, die beiden Grafen hätten in aller Eile, ohne daß man wisse, wohin sie sich gewandt, noch vor Tagesanbruch London verlassen. Die Kunde ergreift sie mit solcher Freude, daß sie, ohne der Anwesenheit des Pagen zu achten, lebhaft ausruft, jetzt erst fühle sie sich auf dem Thron sicher. Dann aber geht sie, von ängstlicher Unruhe ergriffen, ein paarmal auf und ab. Plötzlich will sie jemand rufen lassen, ohne Zweifel Shrewsbury, aber noch ehe sie den Befehl ausgesprochen, nimmt sie ihn zurück: bedarf sie ja jetzt keines Rathes, da Maria todt, sie ihrer beständigen Furcht und Eifersucht entledigt ist; auch fürchtet sie sich im Grunde vor Shrewsbury. Aber dann wird sie, trotz ihrer Sicherheit vor Marien, von Zittern und Angst befallen, die sie vergebens dadurch beschwichtigen will, daß niemand sagen könne, sie habe die Feindin vernichtet. Den Vorwurf, sie habe aus Haß die Verwandte getödtet, denkt sie dadurch zu widerlegen, daß sie Marien beweine; sie glaubt dadurch die Welt zu überzeugen, daß deren Tod ihr leid thue. Elisabeth beweinte die Hingerichtete wirklich, wie schon Cambden berichtet. Vor allem will sie durch einen

*) 10 f. Vortrefflich ist das Bild vom Pfeil in leidenschaftlicher Spannung ausgeführt. — 12 war sie statt ihn Schreibfehler der leipziger Bühnenbearbeitung.

klüglich längst bedachten Schritt beweisen, daß sie an der Vollziehung des Urtheils unschuldig sei. Sogleich schickt sie den Pagen, an dessen Anwesenheit sie gar nicht mehr gedacht hat, zu Davison und Shrewsbury, der so entschieden gegen die Vollstreckung sich erklärt hatte, um eben vor diesem die Schuld auf jenen zu schieben. Wir wissen jetzt, daß in Wirklichkeit erst am folgenden Morgen eine Depesche auf einem Spaziergange ihr die Kunde von der Hinrichtung brachte. Aber ehe der Page sich entfernt, wird sie durch Shrewsburys Eintritt überrascht.

Dreizehnter und vierzehnter Auftritt. Elisabeth äußert ihre Verwunderung, daß dieser noch am späten Nachmittage komme: er hat eben etwas erfahren, was ihn bewegt, sie dringend zu beschwören, doch die Untersuchung gegen Marien wieder aufzunehmen. Die Besorgniß, der Königin Ruhm möchte durch die Vollstreckung eines ungerechten Urtheils befleckt werden, hat ihn nicht ruhen lassen: er ist heute nach dem Tower gegangen, um noch einmal die Schreiber Mariens zu befragen. Man habe ihn nicht zulassen wollen; als aber endlich seine Drohung, er werde den Kommandanten des Gefängnisses*) für seine Weigerung verantwortlich machen, ihm den Zutritt verschafft,

*) 10. Des Thurms, wie auch in Deutschland die Gefängnisse meist Thürme waren, so daß Thurm und Gefängniß gleichbedeutend wurden, wie in Goethes Götz. Tower heißt ganz eigentlich Thurm. Er war die alte Befestigung an der Ostseite der Stadt, in der Nähe der Brücke über die Themse. Die Sage leitete ihn von Julius Cäsar her. Schon vor Heinrich VIII. war er Staatsgefängniß für hohe Personen. — Den Kommandanten oder Constabler nennt Schiller 9 Leutnant, nach deutscher, von der englischen sehr abweichender Aussprache geschrieben. In Shakespeares erstem Theile von Heinrich VI. heißt Woodville Lieutenant des Tower, doch wird der Befehlshaber des Tower von diesem sonst Kommandant oder Gouverneur genannt.

habe er Kurl wie einen von Gewissensbissen gequälten Wahnsinnigen daliegen sehn. Der Unglückliche, der ihn erkannt, habe ihn flehentlich beschworen*), ihm seiner Herrin Schicksal zu berichten. Auf seine Mittheilung, daß das Todesurtheil, von welchem nur ein Gerücht in den Tower gedrungen war, in Folge seines Zeugnisses**) gesprochen worden, sei er auf seinen Mitgefangenen Nau wüthend zugesprungen, um ihn zu erwürgen, da er sich durch ihn habe verführen lassen, die ihm von Marien an Babington diktirten Worte zu verändern.***) Dies behauptete Maria nach Cambden vor Gericht. In Wirklichkeit schrieb, wie schon Cambden berichtet, Nau die Briefe französisch nach dem Entwurf der Königin, Curl übersetzte sie ins Englische und chiffrirte sie. Aber man hatte sie gefälscht. Schiller läßt, um die Sache für Elisabeth noch widerwärtiger zu machen, Kurl ans Fenster laufen, und „in die Gassen" unter dem Zusammenlauf des Volkes schreien, er sei der Schreiber Mariens, der falsch gegen sie gezeugt, wobei es den Dichter nicht kümmert, daß die Gefangenen des Towers weit von der Straße entfernt waren. Die Königin will auf diese Aeußerungen nichts geben, da ja Kurl im Wahnsinne geredet: aber schon der Wahnsinn scheint dem Grafen für dessen Schuld zu sprechen, und so beantragt er eine neue Untersuchung, worauf die im Heucheln gewandte Königin um so williger eingeht, als sie dadurch sich den Anschein gibt, sie ahne gar nicht, daß

*) In der Theaterbearbeitung steht 16 erkannte und stürzt'.

**) 24. Das ursprüngliche sein eigen Zeugniß, wodurch der Vers ein Sechsfüßler ward, ist beim Druck durch Streichung von eigen verbessert worden.

***) 36. Vor diktirt stand früher noch ihm, das Schiller wohl für den Druck strich.

der Befehl zur Hinrichtnng bereits aus Davisons Händen gekommen.*)

Als dieser eintritt, fordert sie von ihm den Befehl, den sie ihm gestern in Verwahrung gegeben**), da sie Zeit habe gewinnen wollen;***) dabei ist sie gewissenlos genug, sich auf das zu beziehen, was sie ihm gesagt habe. Davison geräth in Erstaunen und Bestürzung, ja als er Elisabeths Falschheit bemerkt und von einer Erneuerung der Untersuchung hört†), in volle Verzweiflung; denn er merkt, daß es um ihn geschehn sei. Nachdem er endlich gestanden, seit gestern sei der Befehl in Burleighs Händen, beruft sie sich auf ihre Anweisung ††), ihn zu verwahren, und als er dies mit gutem Gewissen verneint, erklärt sie ihn für einen Lügner.†††) Freilich muß er bekennen, daß sie ihm nicht befohlen, die Schrift Burleigh zu übergeben,

---

*) 35 stand ursprünglich vor An noch Recht gut! das im Druck wegfiel, weil der Vers dadurch zum Sechsfüßler wurde.

**) In Wirklichkeit hielt Davison den Befehl („das Urtheil") zurück, und erst am folgenden Tage theilte er sein Bedenken Hatton mit. Vgl. S. 84. Man hat gefragt, wie es komme, daß Davison nichts gethan, die Vollstreckung des Befehls zu hintertreiben. Die Antwort ist einfach, daß Burleighs Gründe ihn überzeugt haben; denn daß er diesen darüber weiter zur Rede gestellt und sich seiner größern Erfahrung und Einsicht gefügt habe, müssen wir entschieden annehmen, wenn der Dichter dies auch nicht ausgeführt hat.

***) 14, 4. Vor Das Volk bestürmte stand ursprünglich noch die szenarische Bemerkung dringender.

†) 11. Den im Drucke durch Versehen ausgefallenen Vers „Erneuert? — Ewige Barmherzigkeit!" hat erst J. Meyer aus der Theaterbearbeitung hergestellt.

††) 17. Unglücklichere von IV, 4,20. Vgl. S, 211**.

†††) 20. Ursprünglich stand: „Verwegener! willst du mich Lügen strafen?" Die leipziger Theaterbearbeitung hat Frecher Bube statt Elender mit einem überzähligen Fuße.

aber mit Recht kann er sich darauf berufen, daß die Königin ihm freie Hand gelassen, damit zu machen, was er wolle, und trotz aller Bitten sich entschieden geweigert, ihren bestimmten Willen auszusprechen. Doch dem ganz zerschmetterten Manne schneidet die scheinbar in fürchterlichen Zorn versetzte Königin das Wort ab und schreibt ihm sträfliche Willkür zu. Ohne weiter auf ihn zu hören, macht sie ihn für alle unglücklichen Folgen verantwortlich und bedroht ihn mit dem Tode. Shrewsbury ist weit entfernt, an Davisons Schuld zu glauben; seine Erwiderung auf Elisabeths Bemerkung, er sehe, wie man ihren Namen mißbrauche: „Ich sehe — o mein Gott!“ deutet auf seine Gewißheit, daß Elisabeth die Schuld der Vollstreckung des Urtheils (daß diese erfolgt sei, kann er nicht mehr bezweifeln) auf den Unglücklichen schiebe. Auch seine weitere Bemerkung über Davisons*) Verweisung vor ein Gericht von Peers gibt er mit entschiedenem Vorbehalt, und er unterläßt nicht, auf den Abscheu hinzudeuten, mit dem die Nachwelt diese Hinrichtung verwerfen werde.

Fünfzehnter Auftritt. Burleigh bringt die Nachricht von Mariens Tod mit ähnlichen Worten, wie sie nach der Hinrichtung selbst gesprochen wurden. Der Scharfrichter rief, wie gewöhnlich: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!“ Der

) Er nennt ihn Squire. So wird jeder öffentliche Beamte genannt, der nicht Ritter (Sir) ist. Sonst wird Davison stets (II, 1, 5. IV, 9. 11 und 12), ja auch in unserm Auftritt (l. 9), Sir angeredet, und wir haben ihn ohne Zweifel als Ritter zu denken, da er zum geheimen Rathe gehörte. Vgl. S. 154). Hier soll offenbar das englisch ausgesprochene Squire ihn bloß als Beamten bezeichnen, da es nicht Anrede ist, und auf seine Verantwortlichkeit deuten, so daß die Peers über seine Schuld zu urtheilen haben.

Dechant Dr. Fletcher fügte hinzu: „Mögen alle ihre Feinde so sterben!“ Graf Kent sprach: „Mögen alle Feinde des Evangeliums so sterben!“*) Auf Shrewsbury und Davison wirkt diese Meldung erschütternd. Elisabeth fragt ernst, ob er von ihr den Befehl zur Hinrichtung empfangen, und als er gestehn muß, er habe ihn von Davison nicht im Namen der Königin erhalten, verbannt sie ihn von ihrem Angesichte, womit zugleich die Entlassung ausgesprochen ist. Nach der Geschichte entließ sie ihn, weil er ihrer Milde zuvorgekommen. In einem noch vorhandenen Briefe sprach Burleigh seinen Schmerz aus, und bat um seine Entlassung. Elisabeth hält an der Gerechtigkeit des Urtheils fest, obgleich sie weiß, daß es auf falschem Zeugnisse beruht. Diese Beziehung fehlte hier ursprünglich.**) Die szenarische Bemerkung, daß Burleigh sich darauf entfernt, wird vermißt. Davison aber, der im Grunde weniger verbrochen als die Minister, die bei ihr hätten anfragen sollen, ja den sie ganz absichtlich in sein Verderben gezogen, soll nach dem Tower abgeführt werden. Daß dieses sofort geschehe, versteht sich von selbst, ist aber nicht bestimmt angedeutet: ja man weiß nicht, an wen das *man* eigentlich gerichtet ist. Man kann denken, Shrewsbury gebe den Befehl einem herbeigerufenen Offizier, wie es Leicester IV, 4 thut.

So glaubt denn Elisabeth den Verdacht, daß sie die Vollstreckung des Urtheils gewollt, von sich abgewandt zu haben. Aber als sie nun Shrewsbury auffordert, er, den sie allein

*) Dabei liegt das Wort Chusis 2 Sam. 18, 28 zu Grunde.

**) Ursprünglich stand an der Stelle der Verse 10—13 („Das Urtheil u. s. w.“): Darum verbann' ich euch aus meinen Augen. | Wie ihr den Willen vorschnell mir geliehn, | So traget nun auch selbst den Fluch der That!“

von allen Räthen gerecht erfunden habe, möge in Zukunft ihr Leiter sein, kann dieser nicht umhin, seine von ihr gerühmte Gerechtigkeit auch darin zu bekunden, daß er ihre Bestrafung von Burleigh und Davison für ein Unrecht erklärt, und sie ernstlich davor warnt. Daß Elisabeth sich dadurch bloß decken wolle und Davison nur schweige, um die Königin nicht bloßzustellen, wie er in Wirklichkeit vor Gericht sich zurückhaltend zeigte, wird bestimmt genug angedeutet. Shrewsbury selbst aber, der vergebens Elisabeth vor der Vollstreckung der Hinrichtung gewarnt hat, legt, da sie diese wenn auch nicht durch ausdrückliche Worte, doch durch ihr schlaues Verfahren bewirkt hat, seine zwölf Jahre lang bekleidete Stelle als Großsiegelbewahrer (vgl. oben S. 142) nieder, wofür er der betroffenen Königin sein Alter und seine *gerade* Hand als Grund vorschützt, die zu *starr* sei, um ihre *neuen* Thaten zu besiegeln. Die schon hierin liegende Andeutung, daß die grausame Hinrichtung, womit Elisabeth ihren persönlichen Haß und ihre Eifersucht befriedigt habe, ihn von ihr scheide, tritt entschiedener in seiner weitern Aeußerung hervor: ihr Leben habe er gestern ohne Mühe vor dem Tode gerettet, ihren edlern Theil, ihren guten Namen, habe er vergebens zu retten gesucht. Und so scheidet er mit einem Wunsch für ihr Glück, dem aber die tief schneidende Begründung folgt: sie habe ja ihr Ziel erreicht, sich von der Furcht vor ihrer Gegnerin befreit, die ihr im Geiste immer im Wege gestanden. Und noch verletzender ist der Schluß, sie brauche nichts mehr zu achten, womit er auf ihren Rechtsbruch deutet.

Aber noch ein neuer Schlag soll Elisabeth gleich nach Shrewsburys Entfernung treffen. Sie hat nicht allein die

Achtung des Mannes verloren, dessen hohen Gerechtigkeitssinn sie anerkennen muß, der ihre bisherige Regierung für gerecht gehalten, was freilich auffällt, sie soll sich auch überzeugen, daß ihr Günstling Leicester sie gegen Marien aufgegeben hatte. Denn dieser, der durch sein Verhalten bei der Hinrichtung bewiesen, daß er wirklich Marien geliebt, kehrt, von der gegen Marien verübten Gewaltthat erschüttert, nicht zu ihr zurück: er läßt ihr durch Graf Kent, an den sie gleich bei seinem Eintritte den leidenschaftlich ausgesprochenen Befehl, Leicester solle erscheinen, gerichtet hat, die Meldung zugehn, daß er sich nach Frankreich eingeschifft, dem ihr jetzt feindlichen Jugendlande Mariens. So hat sie nicht allein Shrewsburys Achtung und Leicesters Liebe verloren, sie hat sich auch des klugen Leiters der Staatsangelegenheiten beraubt, und muß sich selbst gestehn, daß sie auf die gewissenloseste Weise den armen Davison opfere, um den Schein zu retten. So edel und würdig Maria im Tod erscheint, in den sie halbverklärt geht, so eigennützig und ränkevoll tritt uns Elisabeth am Schlusse entgegen, sie, die kein Mittel gescheut, ihren eifersüchtigen Haß durchzusetzen und ihrer schauerlichen Furcht vor der so viele Jahre lang treulos gefangen gehaltenen und zur Nothwehr gezwungenen Maria sich zu entledigen, wenn sie nur den Schein wahre, was sie jetzt zur weitern Rechtsverletzung getrieben, ohne daß sie ihren Zweck erreichte. Mag Schiller Elisabeths Charakter, die er uns als eine schlaue Heuchlerin zeigt, zu grell geschildert haben, da er ihre wirkliche Größe als Herrscherin nur nebenbei andeuten konnte, jedenfalls ist er der Wahrheit getreuer geblieben als ihr Schmeichler Edmund Spenser in seiner Feenkönigin, in welcher die Richterin auf dem Throne die Schuld der von der allegorischen

Gestalt des Eifers angeklagten schönen und prächtigen Lady Maria erkennt, aber, Thränen im Auge, ohne das Wort der Schuld aussprechen zu können, ihr Angesicht in den Purpurmantel verbirgt. Elisabeth hat durch ihr Verhalten gegen Marien die sonst bewiesene Gerechtigkeit verletzt, da Eifersucht, Haß und Furcht sie trieben, und diese Schuld wird sie immer verfolgen. In diesem Sinne faßte Schiller die Hinrichtung, er stimmte hierin mit der wesentlich richtigen Auffassung von Rapin, Robertson u. a. überein, und kann demnach keineswegs beschuldigt werden, die Wahrheit der Geschichte verletzt zu haben, wenn er auch im einzelnen sich der ihn zustehenden Freiheit bediente, um eine lebendig bewegte, tief ergreifende Tragödie des politischen und religiösen Parteikampfs zu schaffen.

Druck von Emil Stephan, Leipzig-Plagwitz.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Entstehung 1
II. Stoff 51
III. Gestaltung des Stoffes und Ausführung 86
IV. Entwicklung der Handlung . . . . . .
Erster Aufzug 117
Zweiter Aufzug 153
Dritter Aufzug 179
Vierter Aufzug 206
Fünfter Aufzug 233

LG
S334
.Y4u

34532

Schiller, Friedrich von
Düntzer, Heinrich
Erläuterungen zu Schillers Werken. vols.19-20
Maria Stuart. 4, durchgesehene und erweiterte

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref Index File"
Made by LIBRARY BUREAU